Vom Tiber nach dem Aetna

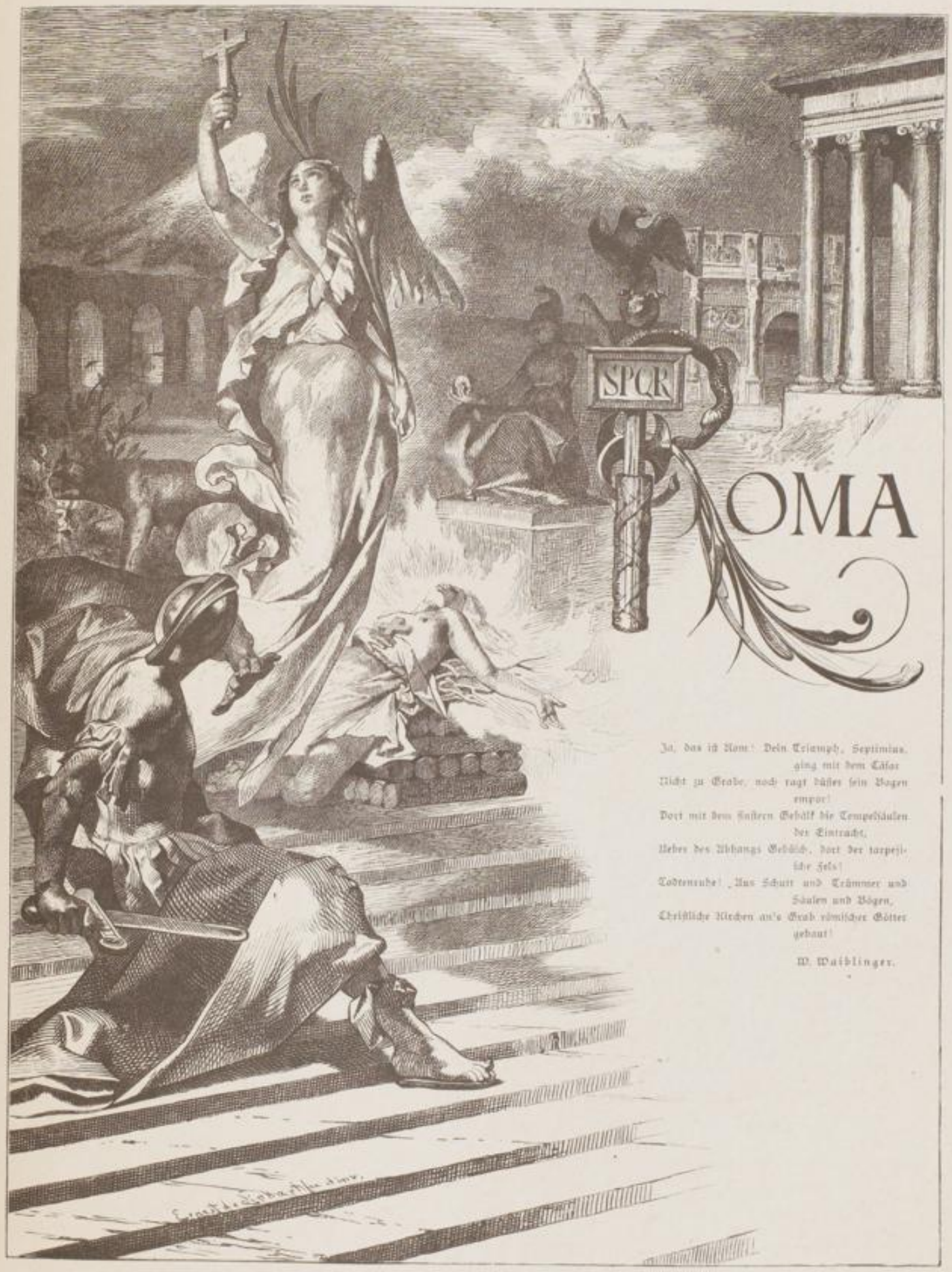
von

Woldemar Kaden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ROMA

Ja, das ist Rom! Dein Triumph, Septimius,
ging mit dem Cäsar
Nicht zu Grabe, noch ragt düster sein Bogen
empor!
Dort mit dem finstern Gebälk die Tempelsäulen
der Eintracht,
Ueber des Abhangs Gebüsch, dort der tarpejische Fels!
Todtenstadt! Aus Schutt und Trümmer und
Säulen und Bögen,
Christliche Kirchen an's Grab römischer Götter
gebaut!

W. Waiblinger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Auf lat

Erste Eind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf latinischem Boden.

Erste Eindrücke und alte Erinnerungen.

Die Via Appia, einst die regina viarum, ist zur Mythe geworden; nur Dichter und Hirten, Forscher, Maler und Touristen bewandern sie noch. Wie Fragmente eines alten Heldengedichtes will sie uns erscheinen. Der Dampf hat ihr, wie allen ihren einst berühmten Schwestern, die Krone genommen, der Dampf, heutzutage mächtiger, als alle Römergewalt zusammengefaßt, hat sich seine Via triumphalis auch nach dem Herzen der ewigen Stadt gebahnt. Nicht mehr unterjocht man sich Völker, man ist Herr der Natur geworden, ihr befiehlt man:

„Geh', Feuer, du, und trage seine Lasten,
Leb', Eisen, du, und wandle seine Wege!"

Spöttisch kreuzt die moderne Zeit mit ihren eisernen Kulturstraßen die alten Römerwege, jagt mit hochgehobener Fahne über die aller Kultur bare, braune Ebene dahin, den Fortschritt in hellen Funken in das Land hineinsprühend, rast an den antiken Meilensteinen vorüber, die sie nicht mehr ängstlichmüde zu zählen braucht, der Hauptstadt der alten Welt, der der Christenheit, jetzt des jungen Italiens, auf Sturmesfittichen entgegen.

Von Venedig, Bologna, dem blühenden Florenz her, von Genua, Pisa und Civitavecchia, von Ancona: eine Bahn möchte die andere an Kürze, an Geschwindigkeit überbieten, ein wilderes Wagenrennen, als es Rom jemals gesehen. Da werden nur wenig Blumen noch am Wege gepflückt, auch des Künstlers Stift interessirt sich nur noch für die großen Ziele, nur Zufälligkeiten sind es, wenn er uns noch Stationspunkte der alten Zeit vorführt, wo ein Goethe, von Terni über Narni kommend, in Civita Castellana, von dem aus Rom heute in zwei Stunden zu erreichen, eine Nachtrast machen mußte.

„Mit den Vetturinen," schreibt er am 25. Oktober 1786, „ist es eine leidige Fahrt. Das beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann." Darum aber sah er mehr, mehr als wir. Er erfreute sich der Aussicht vom Schlosse Castellana's aus: „Der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da dann herrlich malerische Gegenstände, überhängende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten gebildet werden. Morgen Abend also in Rom!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Civita Castellana bekommt heute von dem von Florenz nach Rom reisenden Passagier nur einen flüchtigen Blick. Auch Palo, an der Linie Genua-Civitavecchia, im alten Rom geschätzt und beliebt, ist jetzt nichts als eine ungeduldig gezählte Station. Ein Jeder begnügt sich mit einem Blick in sein Reisehandbuch, um zu erfahren, daß das alte graue, trotzigmassive Schloß vor einigen Jahrhunderten von dem in der Geschichte des römischen Mittelalters so berühmten Orsini, einem Paolo, oder Giulio, oder Nicola, wer weiß das, erbaut worden ist . . .

Weiter geht es in die große Campagna hinein!

Wie ein im trotzigen Wellenschlage urplötzlich versteinertes Meer breitet sich das hügelige Land zur Rechten und Linken des Schienenweges aus. Träge und verdrossen bleibt der Tiber auf seiner Bahn zwischen grauem Weidengebüsch hinter dem flüchtigen Zuge zurück. Ein purpurner Nebel deckt die Ferne, ein eherner Himmel liegt auf dem Lande. Licht und Gluth schalten und walten hier frei und unbehindert mit gewaltiger Macht. Kein Zeichen kündet, daß wir uns der einstigen Herrscherin der Welt nahen. Wir träumen. Weit in die Zeit Evanders hinein, als noch einzig wildes Hirtenleben diese Fluren belebte, träumen wir uns, und die Landschaft selbst, wie günstig ist sie solchem Traum. Da ziehen noch wie einst weißschimmernde Rinderheerden, oft gebadet im heiligen

CIVITA CASTELLANA.

Clitumnus, den braunen Hügel hinan, gefolgt vom sonnenverbrannten Hirten auf flüchtigem Pferde. Er zügelt sein Thier. Er schaut finstern Blickes zurück nach dem Zuge, nimmer fassend den Fortschritt der Zeit. Er schwingt mit lautem Rufe seine Lanze und verschwindet im aufwirbelnden Campagnastaube.

Dort am Wasser steht eine Pferdeheerde. Mit hochgehobenen Köpfen schauen die schönen Thiere nach der dampfenden Locomotive, und flüchten wie ein Wirbelwind von dem Flußufer weiter in die verbrannte Fläche hinein. An den Haltestellen überall das scheue, wettergebräunte oder fieberbleiche Landvolk Latiums.

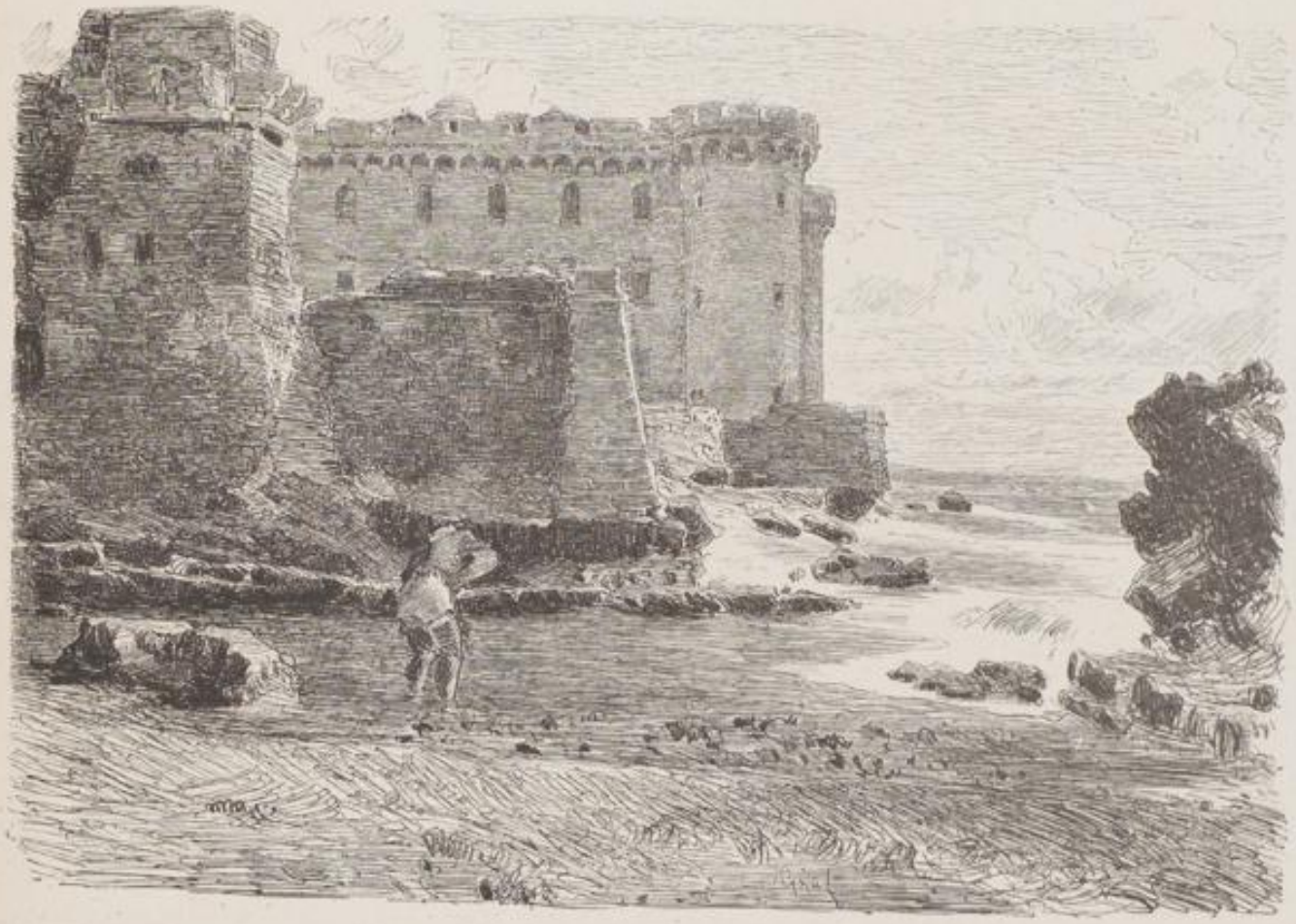
Weiter! Hier auf einem Hügel ein alter zerfallener Thurm, von Epheuranken schwermüthig überdeckt . . . dort ein trümmerhaftes Wohnhaus, ohne Fenster, rauchgeschwärzt . . . Hochaufgethürmte Stroh- und Kornfeimen . . traumhafte Trümmer einer längst verfallenen Wasserleitung . . unangebaute Länderstrecken: immer weiter durch die Ebene, und immer dieselben Bilder . . .

Der Reisende beugt sich voll Ungeduld aus dem Wagen und spähet in den Nebel des Horizonts hinein: sie muß doch endlich erscheinen! Dort? Noch ist es wohl Sinnestäuschung . . . eine vom Meere aufsteigende Wolke vielleicht? Denn dorthin liegt das Meer. Er schaut schärfer, und nun ist es keine Täuschung mehr: das ist sie in Wahrheit, die hohe Kuppel der Peterskirche, das Merkzeichen des modernen Roms. Ja dort liegt die Stadt der Städte. Wer möchte den Blick jetzt noch von jener Seite wenden? Aber der Dom verschwindet wieder, Hügel decken ihn . . . er taucht wieder auf, in gleicher Ferne noch . . . er versinkt wieder, und lange muß die fieberhafte Ungeduld sich bezähmen, ehe das ganze Bild aus seinen Nebelschleiern sich enthüllt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber ein inniges Grüßen fliegt hinüber nach der Stadt unserer Sehnsucht, nach jenen sanften Hügeln, von denen die schwarzen und hohen Cypressen, jene Charakterbäume Italiens, aufsteigen. Weiße freundliche Landhäuser stehen auf der Grenze der Stadt, an welche die braune Wüste dicht bis unter die Fenster herangedrungen ist.

Der gellende Schrei der Dampfpfeife erschallt und der Zug donnert in die modernen, mit vielen bunten Städtebildern geschmückten Hallen des neuen römischen Bahnhofes. Wie in den Kaiserzeiten schwirren alle Sprachen auch jetzt in gehobenem Tone bunt und verwirrend durcheinander. Von antiken Völkern, deren Laute sonst hier ertönten, von stolzen Syrern, von rauhen Sarmaten und Sygambrern, von sonnengereiften Aethiopiern, würdevollen Aegyptern und kriechenden Griechen — von allen diesen zwar ist fast kein Rest geblieben, dafür aber kommen heute die starken Söhne und sanften Töchter der blonden Nordlandsbarbaren, deren starke Urväter einst römischen Reiter-



SCHLOSS PALO.

und Thorsteherdienst versahen, antike Schweizer antiker Bourbonen, deren Herren sie später wurden. In hellen Scharen kommen sie, wohl kenntlich an dem scharlachrothen Evangelium des Coblenzer Cicero.

Es steigt einher mit gewaltiger Würde, in jedem Auge das horazische Nil admirari, der stolze Britanner, stumm die Ruinenwelt überschauend. Am Arm führt er die lockenprächtige Gattin, hinter sich der wißbegierigen Töchter junonische Schar. Dort windet behend sich durch die Menge, leicht schlüpfend wie die Schlange seiner geschmeidigen Sprache: der Sohn gallischer Erde.

Und unbehindert wandeln sie dahin. Kein bedrohlicher Polizeisoldat des übermächtigen Sejan fragt ihrem Namen, ihrem Stande und Zwecke nach. Das moderne Rom hat offene Thore, und frei wie der Wind durch die Gassen, streicht auch der Fremde durch die Stadt. —

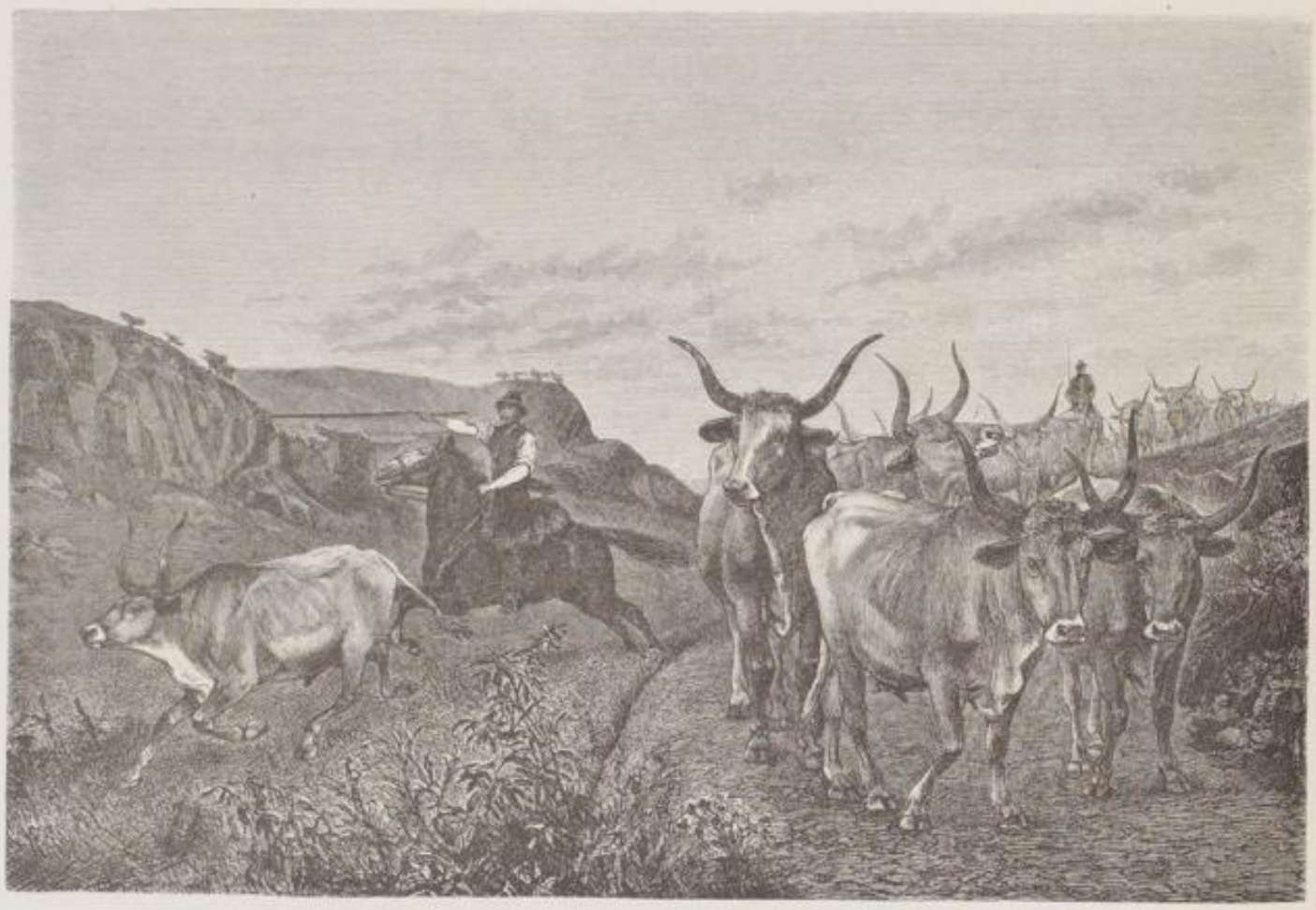
Herz, also du bist nun in Rom! Fühle, die liebliche Melodie, die dich so glücklich vom Norden herab, unter Reben und Rosen hin, umfluthet von gewaltigem Lichtglanze, bis hieher geleitet, dem Textesworte: Frühlingsschein und Sommerluft, Wein und Rosen, dunkle Augen und sonnige Firnen waren . . . diese Melodie wird hier zur Harmonie. Die Töne wachsen und formen sich zu einer gedankenreichen Symphonie, in deren wogender Fluth

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die liebliche Melodie, die kleine heitere Menschenseele mit ihren leichten Schmetterlingsflügeln untertaucht, von deren Wellen aber der Geist auf Adlerflügeln, mit Sturmesgewalt, durch die weite Vergangenheit zu sonnigen Höhen, mit majestätischem Ausblick über die Welt, über die Menschheit getragen wird.

Auch der größte Geist, auch der Meister des geistigen Contrapunktes strandet anfangs auf diesem symphonischen Meere. Verwirrt, berauscht, betäubt sucht er den Anfang, das Ende, strebt er einen ruhigen Mittelpunkt zu finden, eine Zinne für seine Anschauung . . . um sich dann doch von der Fluth des Zufalls treiben zu lassen.

So ging es Allen, so ging es selbst Goethe bei seinem ersten römischen Aufenthalte. „Wenn man," schreibt er, „so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und



RINDERHIRT IN DER CAMPAGNA.

Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst aufeinander. Ich suche nur erst die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen, denn seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt."

Wohl bedarf es guter Augen und langen Schauens, ehe man in Rom etwas sieht, denn Rom ist, was zunächst sein Alterthum betrifft, ein zerbrochener Spiegel, dessen Trümmer und Splitter noch Kolossalbilder der Helden, der Bürger, der Völker und Nationen in Glanz und Pracht, in Verwüstung, Untergang, Blut und Jammer reflektiren. Doch es liegt viel Staub der Jahrhunderte, viele Asche der Todtenurnen auf diesen Scherben, daß nur die Auserlesenen hindurchdringen. Dann aber setzen die Trümmer sich zu einem Ganzen zusammen, die Kolossalbilder zum Weltbild, zu dem „Gesichte eines Glanzes", daß die Seele vor Wonne und Grausen erbeben muß.

FORUM ROMANUM

Aus Trümmern und Schutt, aus überwucherndem Grün und modernem Häuserwerk, aus Geschichtsnebeln und Schleiern der Gegenwart steigt sie auf dem so gern ergänzenden Auge freudiger Phantasie: die ganze herrliche, kaiserliche Roma, die in sich vollendete Roma Hadrians . . .

Dann siehst du sie strahlen im Prachtgewand von den sieben Hügeln, mit Schwert und Diadem, die so stolze Herrscherin der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang. Mit ewig junger Freude blickt die Sonne auf sie herab:

„Hohe Sonne, du weilst und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres schauen."

Auch wir schauen in den alten Glanz hinein: in die in antiker Schöne strahlende Marmorstadt hinein . . .

Wie aber findet der Blick sich zurecht in dem steinernen Meere der heitern Tempel, der himmelragenden, weitgeschweiften Amphitheater, unter den ernsten Mausoleen, den stadtgroßen Thermen, in den Windungen der schattenspendenden Portiken und volkswimmelnden Fora, in der goldenen Häuserpracht der Kaiserpaläste, den Colonnaden und Triumphbögen?

Dazwischen hindurch schreiten auf stolzen Pfeilern die mächtigen Aquäducte von den blauen Gebirgen durch die Ebene in die Stadt, den unzähligen Zierbehältern, Springbrunnen, Gärten und Villen ihr silbernes Wasser in oceanischer Fülle spendend. Von Hügel zu Hügel schwingen sich in stolzer Kühnheit die Bogengewölbe, und auch die Niederungen füllt ein marmornes Zauberlabyrinth.

Ein Wald von Säulen aller Arten, dorisch, jonisch, corinthisch, römisch, mit reichstem phantastischem Schmuck der Capitäle, hier im Sonnengolde glänzende, blankpolirte Monolithen. Zwischen diesem Marmorwald aber, überall, auf Mauern und Friesen, unter Hallen, in Nischen und Grotten, in Gärten und auf den Plätzen, aus jedem Schatten heraus leuchtet die zweite Bevölkerung in Stein, das große Heer der Statuen in edlem Marmor und vergoldeter Bronze. Alle Götter und Göttinnen, alte Helden und Könige sind herabgestiegen wie zu einem hohen Feste der Kunst. Zu viel des Schönen!

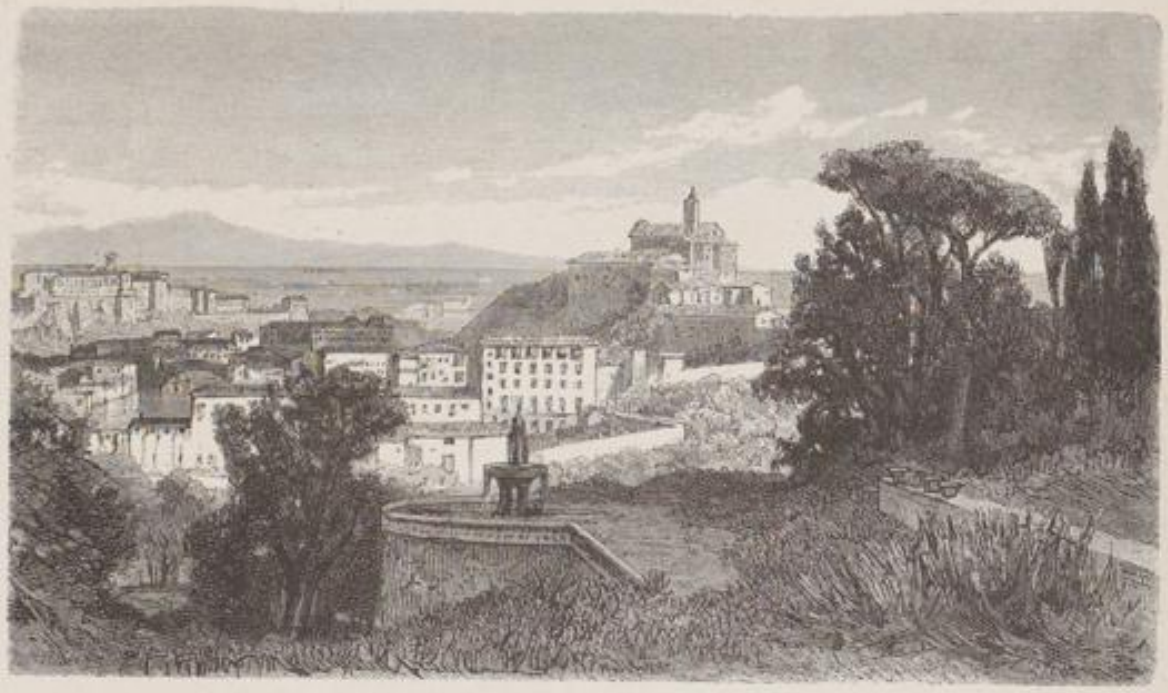
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie zögernd rauscht der gelbe, mythenreiche Tiber unter den schöngeschwungenen Brücken dahin. Wie zögernd lenkt Helios sein Gespann dem nahen Meere zu, er möchte weilen. Aber der Frühling weicht nie von der Stadt. Hier ist sein ewiges Reich!

Bedeckt mit dichtem Grün der Saaten, der Oel- und Lorbeerhaine, zwischen denen Pinien und Cypressen in prächtigem Linienwechsel aufsteigen, dehnt sich die blühende Campagna bis zu den schönen Bergen des wasserreichen Tibur, nach Nemi, wo der Speculum Dianae, der liebliche See glänzt, und Alba longa hin. Breite Heerstraßen, mit wohlgefügten Steinen belegt, durchschneiden das flache Gefilde. Zu deren beiden Seiten aber hat der Reichthum, die Liebe und Prachtliebe der Ueberlebenden den Todten überreiche Monumente, ein freundlicher Trost für die schwarze Stunde, aufgethürmt.

Soweit der Blick gleitet — Villa neben Villa, und wie herrlich hebt sich der blühende Marmor aus dem dunklen Braun und Grün der Landschaft ab; scheinen die fernen und fernsten doch Blumen der wasserreichen Fluren zu sein, leuchtend wie die weiße Magnolienblüthe aus saftigem Laube.

Ueber das Ganze aber ist ausgegossen der alte zauberhafte Lichtäther des Olympus, der silbern noch in die



ROM. VILLA LANTE AUF DEM JANICULUS.

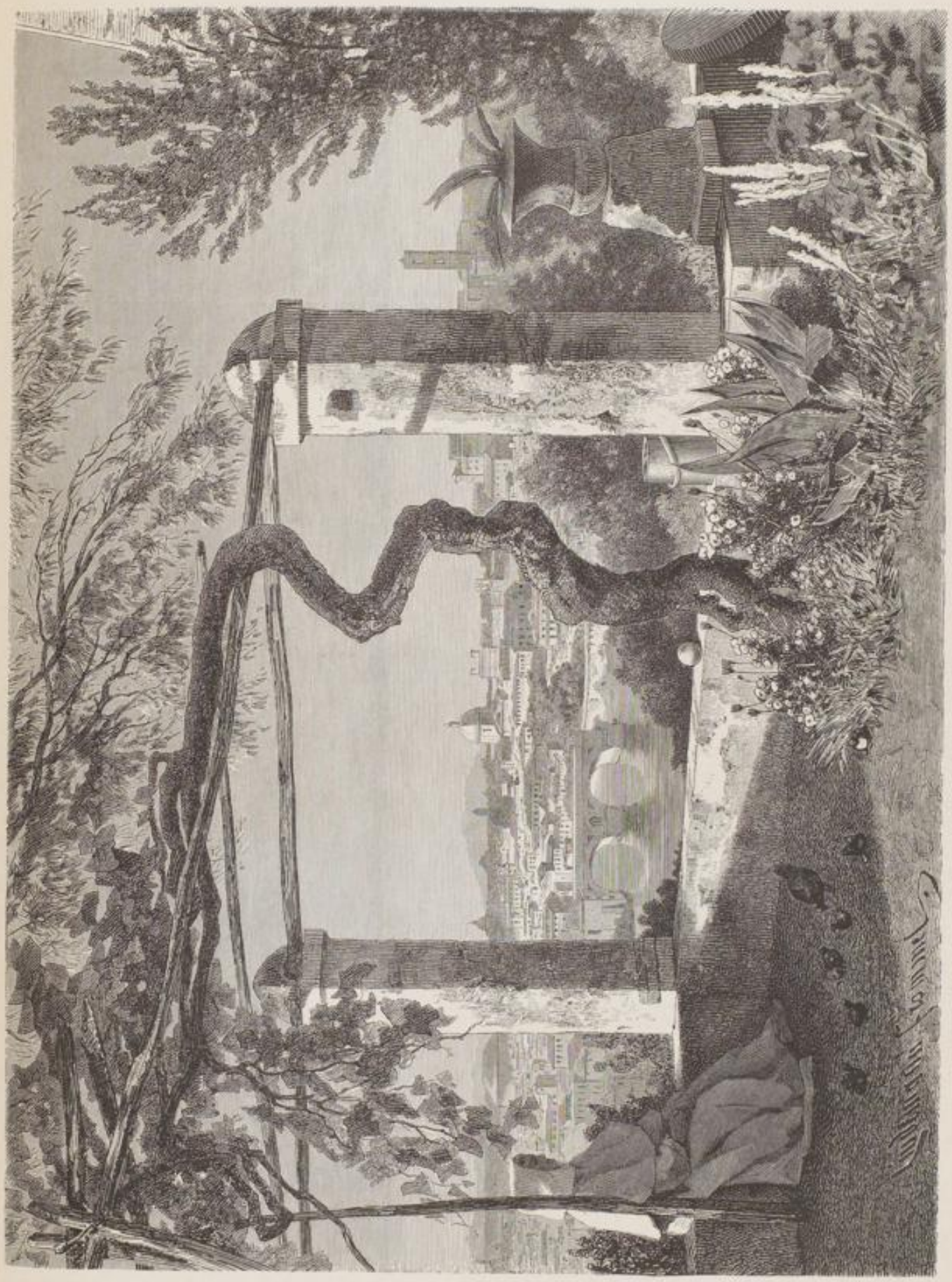
tiefsten Schattengruppen fällt, und das Kleinste, Unscheinbarste in seinen Verklärungsglanz hüllt — —; ist ausgegossen in reicher Fülle der Wonneduft eines milden, beseligenden Götterfrühlings, der, auf jenen Lichtwellen wogend, jede Sorge aus dem Herzen küssen mag. Von diesen Gärten, aus diesen immergrünen Hainen entfliehen die Nachtigallen nicht, ihr Liebesgesang tönt durch das ganze, keinem Wechsel unterworfene Jahr. Sie schmettern aus den Gärten am Esquilinus, wo die Dichter wohnen, und verflechten ihre schönsten Weisen den Strophen des Horaz, Properz und Virgil. Hier blühen auch die Veilchen immer.

Nur in diesem Lichte vermag der Mensch glücklich zu sein, nur hier kann das Leben ganz und vollkommen ausgelebt werden. So trauerte Cicero in seiner Verbannung unter dem Himmel Asiens und schrieb mit sehnender Seele an seinen Freund: „Ach, nur in Rom mußt du wohnen, nur in jenem Lichte leben!“

Diese Sonne zeugte aber auch ein gewaltiges Volk, mit geistigen Adlerschwingen, mit Löwenkraft und Löwentroß. Und so wurde Rom das stolze Herz, der denkende Kopf, und vor Allem der mächtige Arm der Welt. Jeder Römer, zog er die in alle Welt, zu allen Nationen führenden Straßen hinaus, mochte mit hohem Blick und keckem Sinn in Flammenschrift über den Triumph- und Thorbogen seiner Stadt lesen und mit hinaustragen zur Welteroberung das Virgil'sche:

»Tu regere imperio populos, Romane, memento!«

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ROM VOM KLOSTERGARTEN DER S. SABINA AUF DEM AVENTIN.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und ein gewaltiges, trotziges, selbstbewußtes Wesen entfaltete die breiten Adlerschwingen in dem innern Leben und Treiben, wie in der Herrschaft nach außen. So wurde von hier aus die Welt erobert. —

— Zwar der Anfang war klein: auch er mochte sich, wie das welterobernde Evangelium, dem Senfkorne vergleichen. Ein Hügel war einst groß genug, die Wiege der römischen Welt zu tragen. Blicke hin! dort im geschlossenen Kreise von sechs Höhen umzogen, die eine Krone um das edle Haupt bilden, erschaust du den Palatinus. Er ist des Romulus Berg, die Urstätte der spätern Kaiserstadt. Wie Wächter drängten sich die übrigen Berge an ihn heran; fünf Könige schlossen die sichernde Kette, Burg zu Burg reihend.

Der sabinische Titus Tacius reihete dem Palatin den Capitolinus, unter Numa Pompilius, dem göttlichen Priesterkönig, ward der Quirinalis hereingezogen, der Celius unter Tullus Hostilius; Ancus Marcius brachte den

HAIN UND GROTTE DER EGERIA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Aventin, bis unter dem sechsten Könige, Servius Tullius, mit dem Viminalis und Esquilinus die sieben Hügel zu einem eisernen Ganzen vereinigt waren.

Das Stadtbild war fertig. Die sieben Berge waren Eine Burg geworden. Und Servius Tullius gürtete sie mit einem gewaltigen Mauerringe. Mit diesem vollendeten Stadtbilde beginnt auch erst die eigentliche Geschichte Roms, während sie vorher aus bleichen Schatten nur, aus trüben Nebelgestalten sich bildete und baute.

Denn dunkle Straßen nur führen den Forscher durch das uranfängliche, unendliche Völker- und Ländergewirr der Volsker, Sabiner und Vestiner, der Maruciner und Peligner, der Marsen und Rutuler nach Tibur und Latium. Unsicher folgt er der fabelhaften Spur der Aboriginer. Von den mächtigen Sabinern vertrieben, wenden sich diese, ihrerseits die Sikuler vor sich herscheuchend, nach der Gegend von Alba longa und besiedeln von da aus die sieben Hügel am Tiberstrom. Latium nennen weithin sie das Land, in denen ihre Städte sich erheben.

Und Jupiter Latiaris ist der Bundesgott, sein Olymp aber der Mons Albanus, den das Volk von heute Monte Cavo nennt. Er ist der latinische Götterberg, und von seiner Höhe mag man wohl alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schauen. Ueber das Meer hin zeigt die klarere Sonne des Frühlings wohl oft das ferne Corsica und Sardinien; in schönster Entfaltung aber die Fluren und Grenzen der alten Eidgenossenschaft des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

latinischen Bundes, dessen Rütli im rauschenden Haine von Marino, an der Quelle der süßen Ferentina zu suchen ist. Bei Ariccia, heute liegt das liebliche Nemi dort, unter den Buchenhainen am Ufer des grünen Sees feiert man die leuchtende Mondgöttin Diana Nemorensis, die in silbernen Nächten mit himmlischer Wonne sich in der Fläche des heimlichen Sees beschaut, und ihm den Namen „Spiegel der Diana“ gab.

Bei dem Heiligthum dieser Göttin stand auch der zweite Hain, floß die andre Quelle der Egeria, jener Quellnymphe, die dem Numa Pompilius in jener bekannten Grotte in der Nähe Roms, vor dem capenischen Thore, nächtlich Unterweisung über gottesdienstliche Einrichtungen gab.

Lavinium aber ist des Bundes Heiligthum; ein eigener, der latinische Dialekt, das Kennzeichen der Bundesgenossen. Nach Lavinium zogen jedes Jahr die Consuln und Dictatoren, der Vesta und den Penaten ihre Opfer zu bringen. Bis fast ein Jahrhundert vor Christo erhielt es sich als Rest des latinischen Städtebundes, dann verfiel es wie die andern alle, und das elende Städtchen, das heute auf dem uralt heiligen Boden steht, ward erst im fünfzehnten Jahrhundert gegründet.

Lange blieb Alba longa des Bundes Haupt und Vorort. Als aber Rom gegründet und dieses durch die wachsende Macht der Tarquinier an die Spitze desselben gebracht ward — da stieg der mächtige Jupiter von dem capitolinischen Berge Alba's, seiner Urstätte, herab, wanderte quer über die Ebene, um fortan auf römischem Capitol zu thronen, wo ihm ein prächtigeres Haus gebaut war, und so verfiel gleichermaßen die frühere Arx.

Nun unterschieden sich wohl Römer und Latiner längere Zeit noch von einander, aber nur wie zwei verschiedene Flüsse, von denen der eine, in den andern sich ergießend, seine Eigenart und Farbe noch bewahrt, um sich doch endlich mit den Wellen des mächtigeren bis zur Unkenntlichkeit zu vermischen.

Der altlatinische Völkerstrom ergoß sich wie alle andern in das große Weltmeer des römischen Seins.

So aber kommt es, daß sich latinische und römische Geschichte in ihren umschleierten Uranfängen beständig vermischen, wie die Zweige zweier Lorbeerbäume, Einer Wurzel entsprungen.

Im lieblichsten Sagengewande begegnet die Urgeschichte Roms uns auf allen Fluren Latiums.

Sie rauscht aus den weißschäumenden Wogen des Meeres, die sich an öder, sandiger Küste in ewigem Gleichgetön brechen. Sie seufzt in den erschauernden Pinien, die als ernste und trauervolle Küstenwächter im flachen Lande stehen; aus den Wellen, aus dem Schilfe am Ufer des Anio und Tiber flüstert und klagt sie. Ihr Hauch weht uns im Dufte der sonnenglühenden Campagna an. In den Höhlen, welche der Epheu, der treue Begleiter der Sage, welche das stachlichte Gezweig der Brombeere erfüllt, birgt sich die schweifende Wölfin. Auf den sonnigen Waldwiesen, vom goldblumigen Ginster überblüht, vom Schleier der lieblichen Waldrebe überhangen, klopft und hämmert der Vogel des Mars, der buntgefiederte Specht, alte unverständliche Orakel verkündend. Weiche Südwinde wehen vom Meer her und lispeln uns alte schöne griechische Namen in's lauschende Ohr.

Und Luft und Duft, und Windeswehen, Blätterrauschen und Waldeinsamkeit nehmen unsere Seele gefangen, schlingen um sie die süßbestrickenden Bande des Märchens, heben sie auf den Schwingen des Traumes weit, weit weg über moderne Zeiten und Völker, und geleiten sie in das alte Zauberland, das wir als Knaben liebten, schneidender Kritik fremd. —

Noch ist es heller Mittag, und scheu und verschüchtert sitzt die alte Sage, in graue Schleier gehüllt, in den Trümmerhaufen des palatinischen Berges, und birgt ihr Haupt zwischen den Knieen. Der Epheu kriecht an sie heran und seufzend wehen die Zweige der Pinie im Mittagswinde. Rom verträgt das helle Tageslicht nicht, mit dem Sonnenuntergang beginnt sein schönstes Leben. — Und die Sonne sinkt . . .

Und Rhea Sylvia, die fürstliche Jungfrau, steigt vom Heiligthum der Vesta zum Haine nieder, lauteres Wasser zu schöpfen am Quell. Der geheimnißvolle Abend wirft bereits seine Schatten auf die Bäume. Alles still ringsum. Die Sonne erlöscht, und rasch steigt das Dunkel von den Bergen nieder. Der Abendwind schauert durch die Wipfel. Da tritt der zur Heimkehr Gewandten ein Wolf über den Weg und scheucht sie in eine nahe Höhle.

Dort wartet Mars der Erschreckten und in tiefer Waldeinsamkeit löst er ihr den jungfräulichen Gürtel. Mit Weinen tritt sie in die Nacht hinaus, sie weiß, die Liebe bringt ihr, der Vestalin, den Tod. Doch tröstet der Gott die Zagende und verheißt ihr ewiges Leben in edlen Kindern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der Stunde der Geburt der Zwillinge erlischt das heilige Feuer im Tempel, der Altar der Göttin wankt und zürnend verhüllt ihr Bild sich das Antlitz. So wird denn Silvia's Schuld Amulius kund und ohne Zögern verurtheilt er Mutter und Kind zum Tode im Flusse Anio. Die sinkende Königstochter nimmt der Flußgott in liebenden Armen auf, und erhöht sie zu seiner Gemahlin.

BRUNNEN BEI ARICCIA.

Die beiden Kindlein aber, in hölzernem Schilde ausgesetzt, werden von freundlichen Wellen weiter getragen und weiter den Fluren am Meere zu. Der Anio übergibt sie dem Tiber, und dieser, zur Zeit in gewaltiger Schwellung, leitet und spült sie in ruhiges Wasser, in Schilf und Wald zwischen Hügel hinein. Am Fuße des Palatinus steht ein wilder Feigenbaum, der breitet mitleidig seine Wurzeln aus und hält das schwankende Schifflein der Gottessöhne fest.

Die Wasser verlassen die Flur und schmachtend liegen die weinenden Knäblein zwischen den Wurzeln. Eine Wölfin, der man die Jungen erschlagen, hört das flehende Klagen. Sie läuft herbei, die Verlassenen in die nahe Höhle des lykäischen Pan zu tragen. Sie schmeichelt ihnen, legt sie auf Laub und Moos und tränkt die Dürstenden. Der heilige Specht, des Vaters Vogel, und die den Augurien geweiheten Elster und Kiebitz fliegen herbei mit Früchten und süßer Nahrung. Die Sänger umflattern die Höhle, das Geschmeiß zu verscheuchen.

Dies bunte Getriebe der Vogelwelt verwundert den Faustulus, den gewaltigen Hüter der königlichen Heerden auf seinem Hirtenwege. Er eilt hinzu und staunend sieht er das sonderbare Schauspiel: die Kinder unter der Wölfin. Er nimmt sie und trägt sie zu seinen dürftigen Strohhütten auf palatinischem Berge. Dort empfängt sein Weib die Kleinen zu treuer Pflege, und frisch und frei wachsen sie in Gemeinschaft der zwölf Söhne Acca Larentia's zu fröhlichen Knaben heran. Frühe geübt in gewaltigen Waffen und wildem Trotz suchen und vertheidigen sie ihr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Recht gegen raubende Thiere und Räuber, oft auch, als Keime römischer Natur, die Stärke in Recht verkehrend. — Sonst führten sie das Leben der Väter, hüteten ihre Heerden, bebauten das Feld mit Ceres Gaben, und opferten als Bruderbund, den Aehrenkranz in's Haar mit weißer Binde geknüpft, den gütigen Göttern der Gauen. Quinctilier nannten sich, die Romulus folgten, des Remus Freunde hießen Fabier.

Da entbrennt ein Streit zwischen den Hirten des Numitor und Amulius, und bei dem Erntefest der Dea Dia locken die feindlichen Nachbarn den Remus in schnöden Hinterhalt, und schleppen ihn nach Alba zum Amulius. Der kühne Romulus ruft die versammelten Genossen zur Rettung auf, eilt gen Alba, erschlägt im Zorn, ihm unbewußt den, der seiner Mutter einst den Tod gab, und Numitor, in alte Rechte tretend, weist den ungestümen Jünglingen das Land am Tiber zur Gründung einer bleibenden Stätte an. Doch zwei Hügel stellen sich dar, jeder zur

PONTE NOMENTANO IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Gründung einer Stadt gar wohl geeignet, und zwischen ihnen sprießt wild empor die Saat der brüderlichen Zwietracht, bis Brudermord dem Doppelwillen das Haupt nahm.

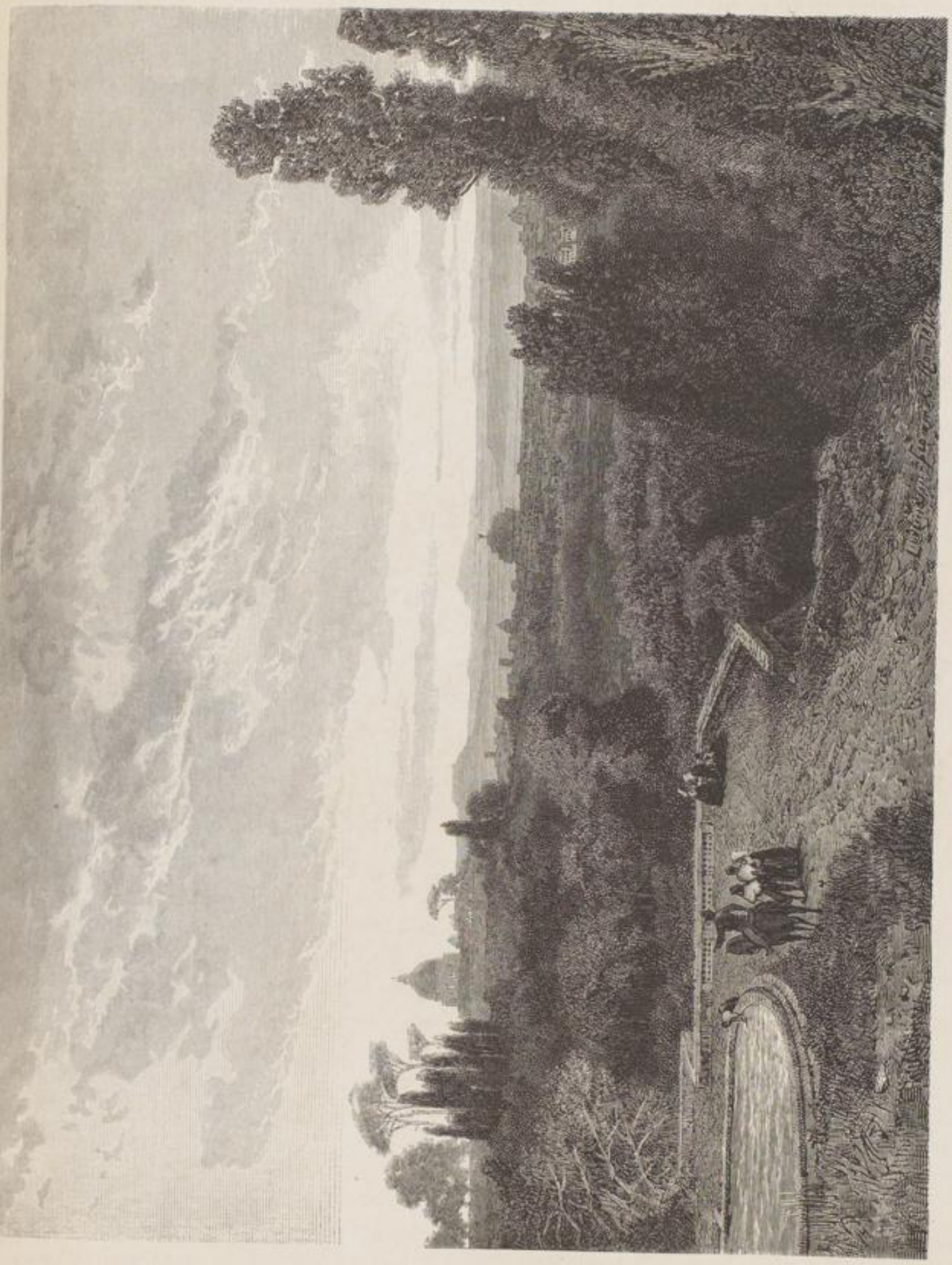
Und Roma nannte sich die neue Stadt. — Wenn nun Romulus stolz mit weitschauendem Adlerblick auf den Thürmen seiner Roma steht, so sieht er wohl durch den Purpurschleier der aufgehenden Sonne in einen großen Tag, in eine goldene Zukunft hinein, sieht auf hohem Siegeswagen einherfahren in kaiserlicher Toga die thurmbekrönte Roma,

„Selig der Götterföhn', und hundert Enkel umarmend,
Himmelsbürger sie all und olympischer Höhen Bewohner."

Und Rom wuchs — wuchs — — wuchs! — — — Und es fiel. —

Seitdem flogen Jahrtausende vorüber und wir, ein neues, modernes Geschlecht, von Milch des Wolfes nimmer genährt, wir stehen und staunen zwischen Ruinen. Unser strauchelnder Fuß irrt durch die zerbröckelten Reste einer großen Vorzeit, und Phantasie versucht mit kindischen Händen aus gestürztem Säulenwerk, aus Marmorbrocken und geschwärzten Mauersteinen das alte Rom, den Sitz aller Götter wieder aufzubauen. Wir wandeln als Fremde auf den Pfaden der Sage und Geschichte und ahnen einstige Herrlichkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ROM VON DER VILLA CORSINI AUS.

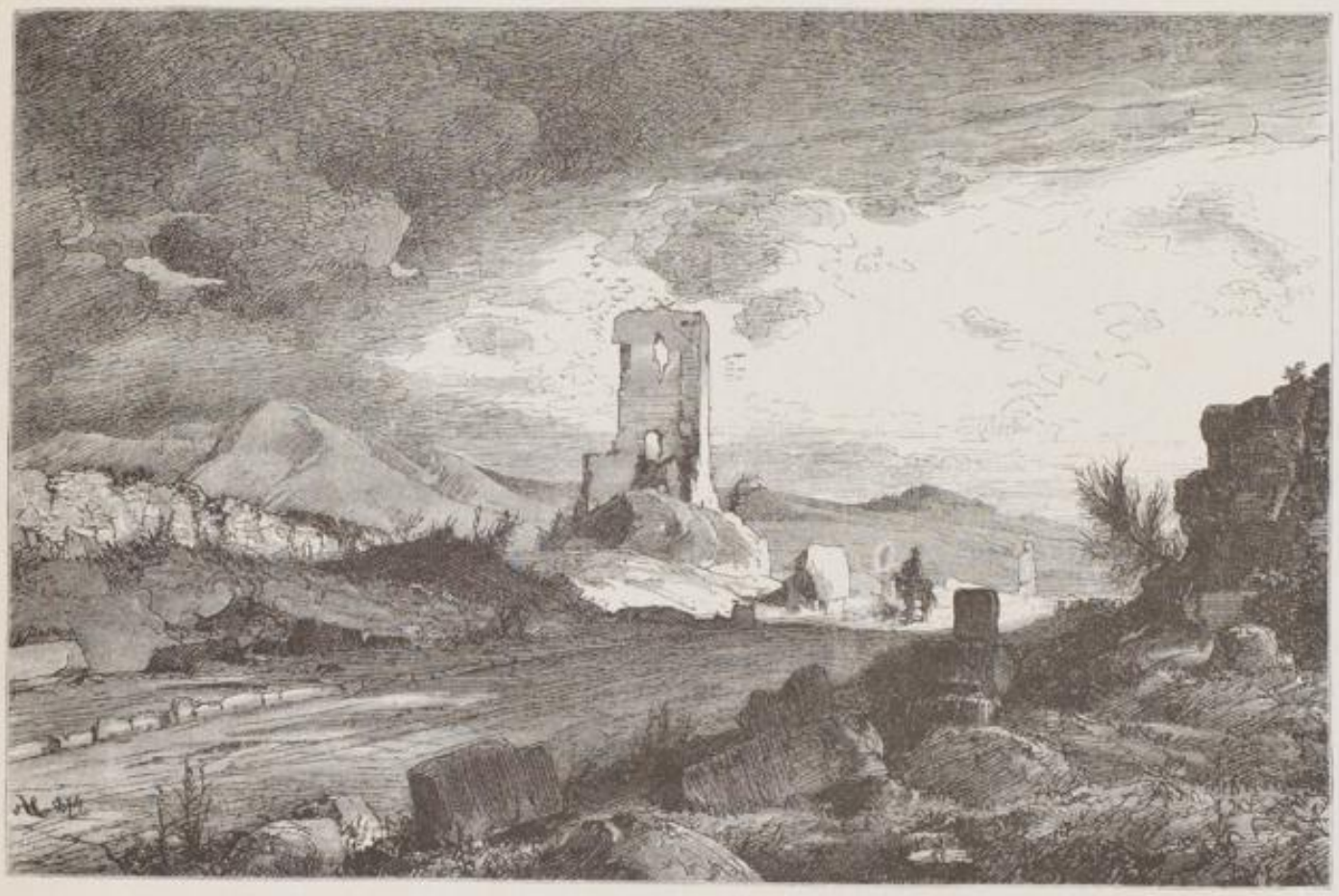
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist der Palatinus. Dort drüben, dichtes Schilf bezeichnet seinen Lauf, fließt noch immer der Tiber. Häuser und Ruinen drängen sich in den Thälern und die Anhöhen hinauf. In christlicher Ruhe beherrscht Sankt Peters ragender Dom die Stadt. Auch er beginnt bereits zu altern.

Das ist der Palatinus, und diese sonnenumflossene, freundliche Anhöhe auf seinem Scheitel ist das Auguratorium, von wo aus der forschende Romulus die verheißenden Geier fliegen sah. Still ist der Ort, zu rechter seliger Weihe und Befragung der großen Natur geschaffen. Aber diese schweigt in tiefem Geheimniß, kein Lüftchen regt die dunklen Zweige der starrenden Steineiche. Still stehen die Blumen — schillernde, Hieroglyphen tragende Eidechsen liegen auf den Marmorresten. Wie so tiefblau ist der Himmel, doch leer ist er, leer und öde, und keines Adlers, keiner Tauben Flug gibt von dorther mehr ein Zeichen.



VIA APPIA.

Tod ist Alles, Tod! Sich bald vollendender Tod. Rom fiel und fällt langsam, wie das Dauernde fällt, es fällt dem sterbenden Fechter gleich: das Schwert entsank ihm, der lauttönende Mund schloß sich zum Schweigen. Das stolze Haupt, noch berührt es den Boden nicht, doch leidvoll sinnend beugt es allmälig tiefer und tiefer dem Staube sich zu.

Aber des Sommers hohe Sonne lächelt so gleichgiltig darein, es lächeln die Blumen, es scherzen die weißen Falter drüberhin — — die Natur ist ja so schön, und dieses Leid ist ihr fremd. Sie sendet ihren Lenz und mit duftenden Rosen, die sie den Gräbern streut, mit duftenden Veilchen und Myrthen will sie Alles gut machen.

„Ueber Leid und Untergehen
Lächelst du, du lächelst nur,
Ewige Natur!
Deine großen Blicke sehen
Immer die Verjüngung nur.

Ob dein Lächeln uns versöhne,
Oder ob das Herz uns bricht,
Danach fragst du nicht,
Wandellos in gleicher Schöne
Strahlt dein lächelnd Angesicht."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ja schön ist die Sonne, der Himmel, die Luft Roms, und auf diesem einsamen Hügel weben und walten sie voll Harmonie in unbegränzter Schöne und erfrischen das Herz, erheben den Sinn und weisen ihn weit über die Trümmer und Schranken hinweg auf die Ewigkeit des Weltgeistes und seine allgewaltigen, unzerstörbaren Gedanken hin. So saß er und dachte er einst in göttlicher Stunde und sann und rang, gewaltigster himmlischer Größe irdische Formen zu geben — und Roma ward der Ausdruck dieses Gedankens. Er träumte alsdann und dichtete — und Tibur ward sein liebliches Gedicht. Doch nur Gedankenfragmente, zertrümmerte Tafeln, verbrannte Pergamente sind uns überkommen, Bruchstücke des Liedes: das sind die Ruinen, durch die wir wandeln, die Ruinen am Fuße des Berges, und dort und da, und drüben im sonnenblitzenden Tibur. Aus diesen Trümmern aber bauen wir unsere Gedankenwelt und sind im tiefsten Herzen beglückt, wenn uns des Geistes Hauch mit süßer Ahnung des Verständnisses einmal das Herz erfüllt. Die Hand eines Gottes rührt uns die Stirn, weiht uns, Theil zu nehmen an der Ewigkeit, und rückwärts zu leben Jahrtausende in schönen Stunden tiefen Schauens. — Zwar die älteste Zeit: die Zeit der Könige und die Republik ließ nur wenige Spuren zurück. Das Rom des Romulus, die Roma quadrata, den uralten Stadtkeim, wer will seine Spuren mit Unfehlbarkeit bestimmen? Die hostilischen Curien auf dem spätern Forum, wo sind sie? Und sind es wirklich die Reste der Brücke, des Pons sublicius des Ancus Martius, die uns heute im Tiberufer am Fuße des Aventin gezeigt werden?

Kein Luxusbau, sondern ein Nutzwerk kolossalster Art, das deutlich davon zeugt, über wie große Mittel auch das älteste Rom verfügte, sind die Kloaken des Servius Tullius, die zur Gewinnung des Forum Romanum und Boarium, den Boden zwischen Palatin und Capitolinum trocken legen sollten und noch heute angestaunt werden als ein Werk für die Ewigkeit gebaut, unerschütterlicher als die prahlenden Pyramiden Egyptens.

Ein uraltes Denkmal, einen Rest der großen Ringmauer, welche die sieben Hügel und den Janiculus zusammenband, ein Werk, das Tarquinius Priscus begann und Servius Tullius vollendete, finden wir am Südabhange des vereinsamten Aventins. Nicht daß dieser geringe Ueberrest besonders sehenswürdig sei, denn wir erblicken ein Stück altersgrauer Tuffmauer, in ziemlich großen Quadern gefügt, von Brombeeren und allerlei Rankengewächsen überwuchert. Wir können dieselbe wohl auch an einem fortlaufenden Schuttrücken erkennen, der alle Gäßchen des schmutzigen Velabrum vom tarpejischen Felsen her durchschneidet. Wichtiger aber ist hier jedenfalls die Erinnerung an den alten König, der sie errichtete, der über ihr thronte und in manchen Stücken zu vergleichen ist mit dem ersten italischen Könige der Gegenwart. Servius Tullius ward durch ein Plebiscit, durch den Willen des Volkes, mit Umgehung der sonst üblichen Formen, zum nationalen König ernannt. Mit starker Hand und voll reifer Erkenntniß schuf er dann durchgreifende Reformen in der Verfassung, war er der erste, der Patricier und Plebejer zu einem einheitlichen Volke verkittete. Er wurde der Lieblingskönig des Volkes, das ihm den Namen Fortunae filius gab, und sein günstiges Geschick, das tragische Ende ausgenommen, der Hilfe der Fortuna zuschrieb. Die Plebejer wurden in die Volksversammlung aufgenommen, und milde, gütige Gesetze bestimmten die Pflichten und Rechte seiner Bürger. Ihm also verdankte das damalige Rom die Verschmelzung der einzelnen Hügel, die Herstellung einer gemeinsamen Vertheidigung, und vom Glück begünstigt waren auch seine Kriege.

Für das Uebrige, für alle die wieder zum Lichte gebornen uralten Reste, welche Höhen und Tiefen in und um Rom bedecken und füllen, ist „Name nur Schall und Rauch", wir freuen uns des Erhaltenen, doch fragen Vermuthetem nicht nach. Wir steigen auf die Höhen und lassen unsern Blick auf ruhigen Wellen des Tiber hinabgleiten in die fernen Weiten der Campagna, weiter und weiter bis in's Tyrrhenermeer hinein, bis da, wo der Himmel in einem dunkeln Purpurstreifen auf der stillen Erde ruht. Zurückgekehrt lenken wir ihn hinüber zum nahen Aventinischen Berge; einst dem regsten Volksleben gewidmet und bedeckt zur Kaiserzeit mit den Tempeln der Diana, der Juno Regina, der Luna, Libertas und andern, mit Gräbern und Erinnerungsstätten ältester Zeit, ist er heute öde und schweigsam und aus aller versunkenen Herrlichkeit sind nur drei christliche Klosterkirchen erwachsen. Santa Sabina heißt die eine, die größte, und sie steht, die beiden kleinen neben sich, unter den herrlichen Bäumen, wie eine fromme Christenmutter, die ihre Kinder zur Andacht geleitet.

Ein vollendetes Bild ist diese Klosterkirche mit ihrer Umgebung. — Thurm und Dach und weiße Mauern heben so freundlich sich aus dem Grün hervor, der andere Theil ist halb versteckt hinter den Pinien, Eichen und Cypressen. Umgeben ist sie von Weingärten und Kornfeldern, auf heidnischem Boden zu heimlicher, heiliger Feier des Liebesmahles gerüstet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

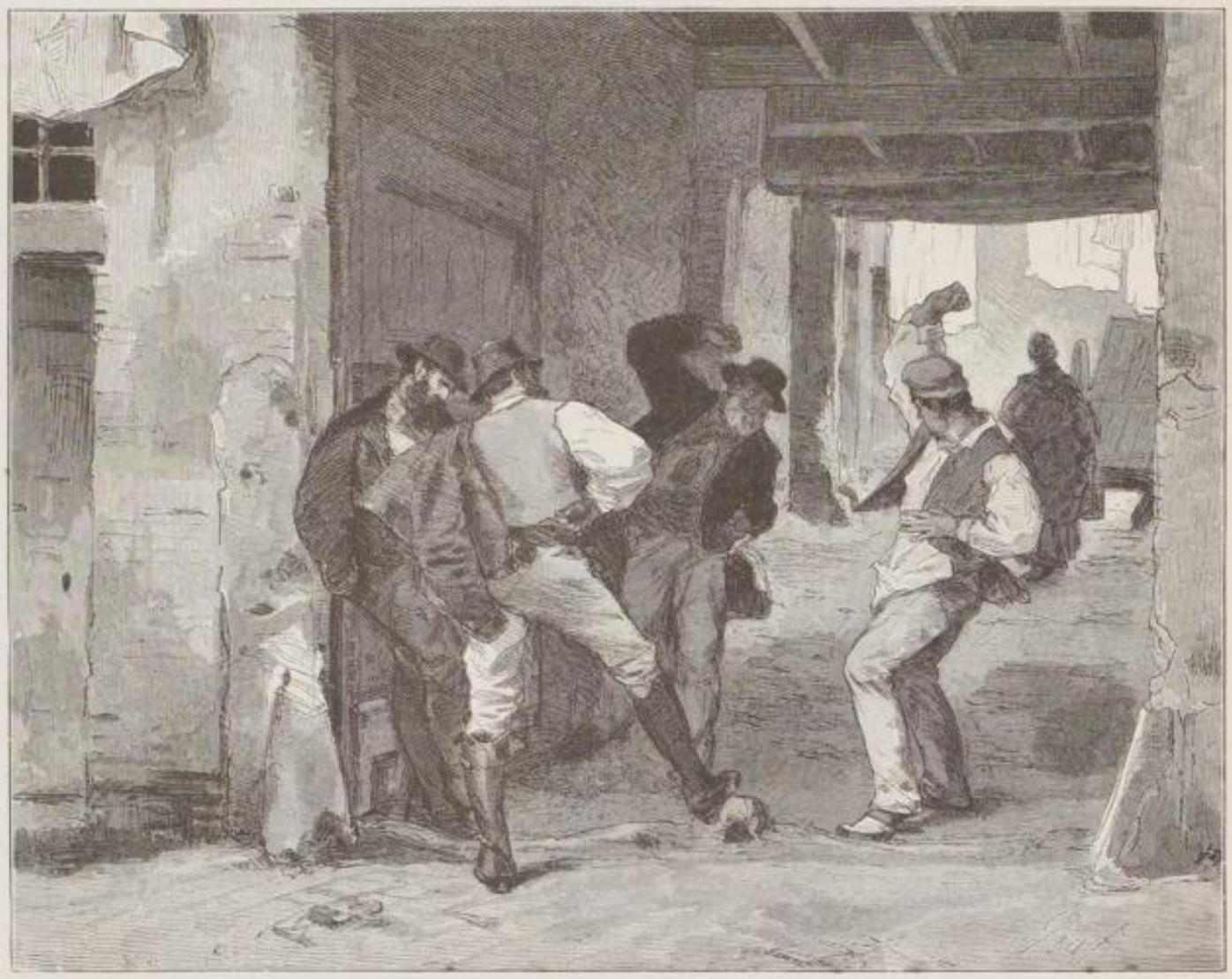
Wir wenden uns um, und sitzen und ruhen auf den Stufen der einst marmorglänzenden Academie, und begeistern uns mit altrömischen Jünglingen und Männern an dem schwungvollen Vortrage gewaltiger Verse der alten Klassiker. Vor uns liegt die Stadt in ihrer ganzen Breite und bis zum vaticanischen Berge — der reinste, tiefste Himmel breitet seinen Zauberschleier über uns, und der Sonne Licht wird freundlich gedämpft durch den duftigen Schatten hoher schwarzer Cypressen, die mit stolzem Gipfel über die Mauern dringen. Hier war der Ort der Sammlung zu edelster Anschauung und hier standen lebendig vor aller Augen die strahlenden Verse Virgil's, die er seiner großen Roma zuruft:

„— inclyta Roma
Imperium terris, animos aequabit Olympo,
Septemque una sibi muro circumdabit arces,
Felix prote virum!"

Ja! glänzende, herrliche Roma, die du die Macht mit der Erde begränzest, wie den Muth mit dem Himmel, sieben Hügel mit Einer Mauer umschließend, ja jauchze und freue dich deines Heldengeschlechts! — Mit welchem Jubel feierte dieses Geschlecht einst den Tag der Einigung der sieben Hügel! Da stiegen Freudenfeuer von allen Höhen und erfüllten mit Opferduft die Wohnungen der Götter. Welch schönes Fest war dieses Septimontium! Doch schöner ist das des morgenden Tages. Das ist der 20. September, wo diese alte Siebenhügelstadt, vereinsamt, und verlangend seit langer Zeit, als schönster Edelstein dem Diadem der königlichen Krone von hundert Perlen italischer Städte eingereihet wurde. Nicht sieben Hügel nur, nein alle Berge und alle Thäler von jenen fernen Alpen bis zum griechischen Meere freuen sich dieses Tages. Ihm leuchtet die Gegenwart im strahlenden Lichte, Himmel und Sonne, Land und Meer lächeln so freudig Zustimmung, und die Nebel uralter Erinnerungen verflattern bereits im Morgenwinde.

CIVITA LAVIGNA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



MORA-SPIELER.

Römer und Römerinnen.

„Sind dies die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd und dem übenden Roß,
Wie sein selber zu spotten hinuntergezogen in's Marsfeld,
Drängt sich in regem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.
Was auch möge geschehn, ein geduldig erwartender Haufe;
Bettler der Vorzeit stets, Bettler des Tages zugleich."

Friedrich August Schlegel um 1800.

Das Rom von vor fünfzig, vor fünfundzwanzig, ja vor zehn Jahren war ein anderes, als das von heute: eine große Wandlung ist seitdem vorgegangen, eine Wandlung, die auch das Volk mitgemacht. Keines großen Scharfblickes bedarf es, zu bemerken, daß jenes liebenswürdige Buch Wilhelm Müllers: „Rom, Römer und Römerinnen" heute nicht mehr am Platze ist, die Römer selbst würden sich in diesem Spiegel kaum wiedererkennen. Auch Stahr's „Jahr in Rom" ist nach dieser Seite hin als theilweis antiquirt zu betrachten. Das römische Volk ist zum Bessern vorgeschritten.

Und wenn dein Auge auch heute noch vergebens ausschaut nach den kräftigen Gestalten eines Mucius Scävola, eines Lucius Varus, nach den Gracchen, dem Brutus und Junius Severus, wenn es unter den modernen Frauen keiner Cornelia, Lucretia, Clölia oder Tullia begegnen will, wenn immer noch statt des Lärmens

der tobenden Suburra jenes große Schweigen, statt der Ueberfülle der zur Reinlichkeit einladenden Bäder Schmutz und schmutziges Volk vorherrscht: verkennen kannst du nicht, daß auch für Rom ein neuer schöner Morgen angebrochen, daß auch der Römer von Herzen ein Italiener geworden ist.

Das war er nicht immer. In Rom, da es aus den Händen der Kaiser in die der Päpste übergegangen war, folgten den verthierenden Circusspielen, welche rohe Soldatenkaiser einer rohen, hungernden und prachtgierigen Plebaglia bieten zu müssen glaubten, die pompösen Kirchenfeste, die, trotzdem sie dem Himmel dienten, doch nicht dazu angethan waren, dem Volke sein vielberühmtes Quiritenthum wiederzugeben.

Die Aristokratie wurde im Laufe der Jahrhunderte zur Dienerin der Kirche, und beiden wieder diente ein träges Volk, das nur zu gern von Almosen lebte, von der Devotion und dem Zufluß neu- und wißbegieriger Fremder. Erst fünfzig Jahre sind verflossen, seit der letzte Leo eine Commission der Unterstützungen stiftete, mit dem Auftrage, an die Armen Roms die jährliche Summe von anderthalb Millionen Lire zu bezahlen.

So war „far quattrini senza guadagnarveli“ . . . leben, ohne zu arbeiten . . . das große Problem, das dieses Volk seit Jahrhunderten zu lösen suchte. Und nur eines bleibt ungelöst: ist es faul aus Faulheit oder aus Stolz?

ROEMISCHES MAEDCHEN.

Dem Römer mochte Pflug und Hacke verrosten, es kümmerte ihn wenig: er säete nicht, er erntete nicht. Zu allen schweren Arbeiten kam das Volk von außen her. Die Männer der Marken, zu pflügen und zu hacken; zu mähen, die der Abruzzen; zur Olivenernte die Lucchesen. Der Quirite, in seinen traditionellen Mantel gehüllt, schaute ihnen unberührt zu. — Ja, der Stolz war ihm geblieben, und er fühlte ihn nicht blos im goldgestickten Staatskleide, er besaß ihn auch unter dem geflickten Mantel, er fühlte ihn ganz besonders dem Provinzler, war dieser noch so nobel, gegenüber, denn stets behandelte er ihn mit der Würde und Ueberlegenheit eines angeborenen Herrn. Das „Civis romanus sum“ hatten ihm die Völkerströmungen der Jahrhunderte nicht aus dem Blute zu schwemmen vermocht.

Auch die alte Geschichte hatte er nicht vergessen, und Namen wie Julius Cäsar, Cicero, Catilina, Brutus und Cato lebten in aller Munde und in des Volkes Taufnamen fort.

Dabei merkte niemand, wie der alte verherrlichende Purpurstreifen an der Toga der Stadt mehr und mehr verblichen war, wie sie selbst in Fetzen zerfiel, wie die Stätten alter Pracht nach und nach zu Ruinen wurden. Das Volk, in den Ruinen geboren, mit ihnen verwachsen, ließ verfallen, was verfallen wollte, keine Hand rührte sich, dem allgemeinen Verfall mit Nagel und Kalk entgegenzuarbeiten.

Die Wasser aus allen Enden der Stadt, in jedem Hofe, auf allen Plätzen rauschten so verführerisch, so traumerweckend, die 365 Kirchen waren so süße Schlafstätten der müden Seele, daß man in jahrhundertelangem Schlafe den Verfall der Stadt nicht wahrnahm, und schlafwandelnd unter den Ruinen sein dem Epheu ähnliches vegetirendes Dasein fristete.

Da kam ein frischer Herbst, und da donnerten eines Morgens die Kanonen vor der Stadt. Ihr Schall übertönte das Rauschen der Wasser, übertönte die Glocken der Kirche und die Stimmen der singenden Mönche. Der Dampf des Geschützes drang scharf in die offenen Thüren der Kirchen und war mächtiger als der süße sinnebenehmende Weihrauchsduft.

Und der Römer erwachte!

Er erwachte, rieb sich die verschlafenen Augen, und da sah er, daß er unter Ruinen wohnte; da sah er,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß ihm das eigene Vaterhaus über Nacht vernichtend auf den Kopf hätte stürzen können, und er ermunterte sich bald ganz. Rüstig trat er an's Werk, dem neuen Rom das neue würdige Gewand anzuziehen: und bald wird eine Zeit kommen, wo nicht mehr blos Wasserüberfülle und Ueberfülle von Kirchen die Hauptmerkmale Roms sind. Wenig Jahre noch, und Rom steht auf Einer Stufe mit den würdigsten europäischen Schwesterstädten. Noch ist es nicht so weit, und davon überzeugt uns die erste Wanderung durch die Stadt. Die Wüstenei war im Laufe der Zeit zu tief in ihre Straßen hineingedrungen, die öde Bauernlandschaft der Campagna hatte zu breit sich um ihre Thore gelegt, wie eine Bettlerschar vor die marmornen Palasttreppen — so daß die alte stolze patrizische Stadt mit sammt ihren exclusiven Grafen- und Herzogspaläſten, mit ihren Baronal- und Cardinalsvillen nahe daran war, gründlich zu verbauern, unterzugehen unter plebejischem rauhem Hirtengeschrei und Heerdengetriebe. Lagerte der Büffel und weiße Stier nicht schon frech und täglich frecher auf dem Forum, am Capitol, die heiligen Ruinen in schnödester Weise entweihend? Malerisch, ja, aber sehr entgegen den modernen Begriffen von der Civilisation einer edlen Weltstadt, wie Rom vor Aller Augen sein wollte. Das heerdennährende Gras wuchs auf allen Plätzen, vor dem Lateran weideten die Ziegen, und frech und breit lagerte sich der faule schmutzige Campagnabettler mit Weib und Kind an jedem ihm gutdünkenden Orte. Sehr malerisch diese Straßenbilder, nette Gruppen für Bleistiftreisende, aber Alles an seinem Orte: einer modern zu frisirenden Stadt steht solches Ungeziefer nicht zu Gesicht. Wer da dem Werkmannsrufe:

„Nicht lang gefeiert! frisch! die Mauersteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren!“ —

wer dem nicht Folge leistet, soll vor die Stadt. Wie schön, wie viel schöner macht sich die Staffage draußen im Grünen. Der Maler und wer das Malerische liebt, wird es am Tage auch dort noch aufsuchen, und sich des Abends der neuen Stadt erfreuen.

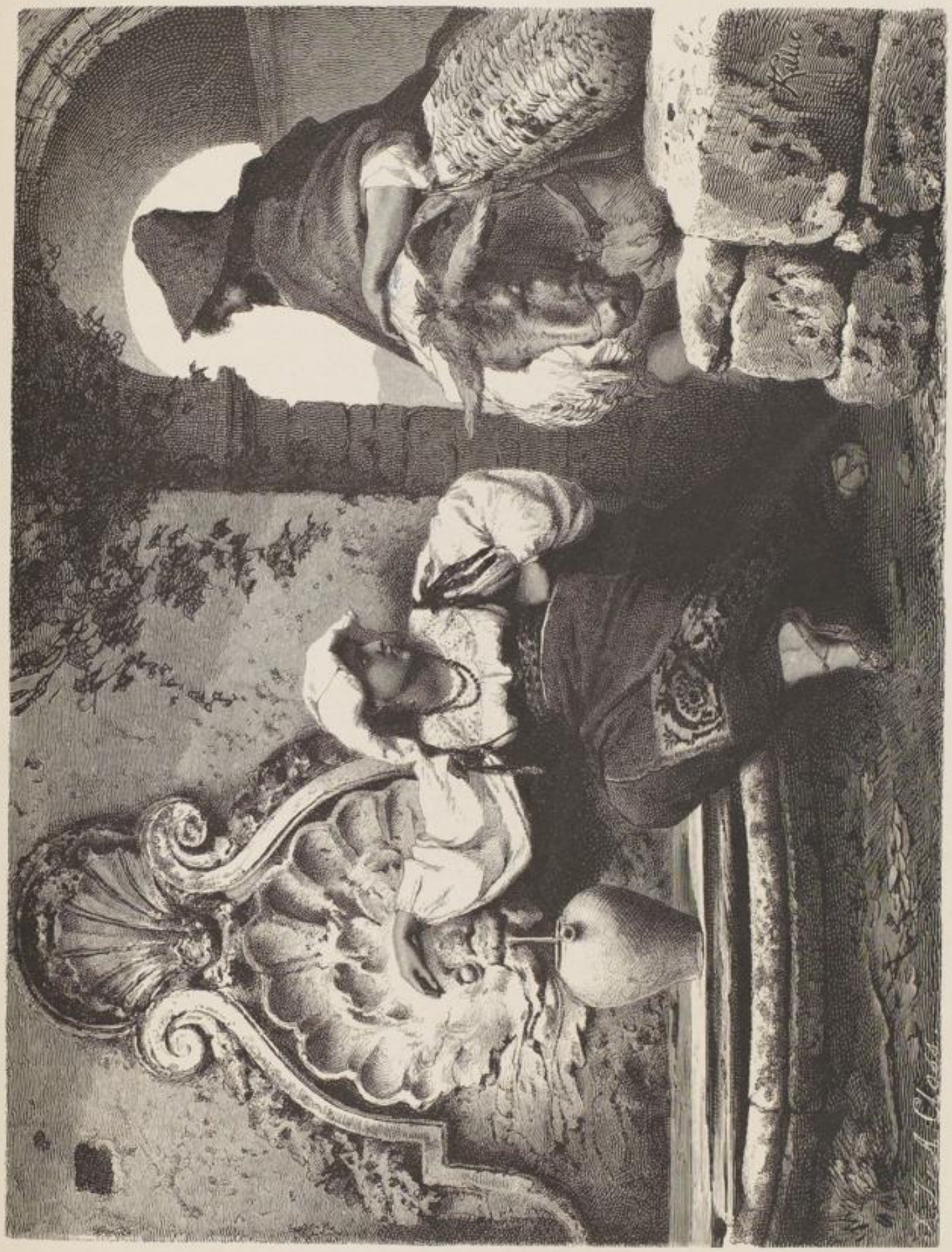
Rom wird und muß vom Zeitgeiste nivellirt werden, seine altmodische Toga des Forums wird sich einst nicht mehr von dem neumodischen Fracke der Boulevards und des Westend unterscheiden: aber nur ohne Sorge! Es wird dennoch immer Rom bleiben, und seine Ruinen werden nie roth, grün und weiß angestrichen werden, sondern dieselbe altersgraue Farbe behalten, die wir auch in unzähligen kleinen Gassen und Gäßchen der Stadt noch manches Jahr bewundern wollen.

Stürzt euch nur einmal in ein solches Quartier der Stadt, wo die frische Septemberluft noch nicht hingedrungen, und ihr könnt Rom von dem letzten Nestchen der Volsker- und Sabinerberge in nichts unterscheiden. Wie muß man sich wundern, wenn die Herren Maler beschwerliche und theuere Wanderungen nach jenen Bergen unternehmen, um nach monatelanger Arbeit mit einer Mappe voll gemalter alter Hausthüren, verwinkelter Treppen, zerbrochener Fenster, hängender Thorflügel und anderer durch das Alter gestempelter Motivchen zurückkehren. Das Alles, und noch viel mehr, haben sie viel älter, viel zerbrochener und darum viel malerischer in den wilden Vierteln ihrer heiligen Stadt, und den gleichen volskischen und sabinischen Duft noch obendrein. Wandert, und wundert euch über die Freiheit der Arbeit inmitten des hauptstädtischen Schmutzes der engen und engsten Gäßchen; staunt sie an die schwarzen Gebäude mit verrosteten Eisenthoren, von denen ihr nicht wißt, ob es einst Prachtpaläſte oder düstere, mittelalterliche Gefängnisse waren.

Auf schlüpfrigem, holprichtem Pflaster strauchelt euer Fuß, mit Ekel wendet das Auge sich von den an unheimlichen Fensteröffnungen aufgehängten Wäschstücken und Lumpen ab, mit Schauder streift es die höhlenähnlichen Wohnungen der Armuth, die Löcher, die Bottegen, wo das Volk sich seine Nahrung, seinen Trank holt. Das Alles ist wohl ebenso malerisch wie die schmutzigen, säuebevölkerten Straßenwinkel Subiaco's und Olevano's. Aber diese Viertel können gestürzt werden, Luft und Licht können auch hier einen fürstlichen Einzug halten, und Rom wird trotzdem das schöne, das gewaltige, herrliche Rom, unser malerisches Rom bleiben.

Der gewöhnliche Reisende, der die Größe des Vergangenen nicht faßt, und das Werdende aus dem Bestehenden nicht herauszufühlen vermag, fühlt sich in Rom meist sehr enttäuscht, und schwärmt nur in der Peterskirche, oder für die Stadt, wenn er sie als Ganzes aus der Entfernung bewundern kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



AM BRUNNEN IN EINEM ROEMISCHEN HOFE.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer aber gute Ohren hat, der hört die Stadt wachsen. Wem gute Augen geworden, dem leuchtet aus dem Auge des Römers eine sonnige Zukunft, und die feinere Nase riecht durch allen Broccoli- und Waffelnduft hindurch den Hauch eines neuen Frühlings. Ein anderer Hauch aber schwebt noch jetzt, und wie schon immer, über der Stadt: das ist der süße, weiche Hauch philosophischer Ruhe und der Behaglichkeit veredelter Lebensanschauung, der freundlich einladende Ernst schöner tiefer Geistesarbeit.

Und dieß bietet keine Stadt der Welt in dem Grade wie Rom. Wer in Rom als Fremder die Pfade leichtsinniger Gemeinheit wandeln und unthätig, die Mannshände in Taschen, am Lebensmarkte stehen oder sie zu kleinlichen Spielereien in irgend einer Kunst erheben kann, der verdient überhaupt nicht in Rom zu sein, oder der hat nie begriffen, was er in dieser ernsten Stadt will.

BROCCOLIVERKAUF IN TRASTEVERE.

Die schweigende Vergangenheit, der trauervolle Ernst ihrer Trümmer lehrt uns den Blick nach innen richten, und nichts bunt Zerstreuendes tritt an den Geist, nichts unwürdig Aufregendes an die Seele heran.

In diesen stillen Gartenwohnungen, in welche nicht einmal das leichte Rauschen der hier nur flachen Tageswellen dringt, wo nur der Wind von der Campagna her heimlich Einlaß begehrt, in deren Höfen nur die klaren Wasser murmeln — in diesen Gartenwohnungen lebt der Frieden, wie an keinem Orte der Welt. Es ist ein Frieden, wie ihn das abgelegenste, einsamste Eiland nicht zu bieten vermag: kein Gottes-, sondern ein Götterfrieden.

Wer sich ernster Gedankenarbeit ergeben, wer in den Geist des Schönen eindringen, oder in dem täglich neuen Reize des ihn umwehenden wunderbaren Hauches einstiger Größe und Schönheit und gleichzeitig unter dem glanzvollen Lichte der Geschichte leben will, wer glücklich sein möchte auf seligem geistigen Gebiete, der muß in Rom wohnen. Aber auch wer unglücklich war in der öden kalten Welt da draußen, wem die grauen Wellen des Schmerzes im nächtigen Dunkel trauriger Tage um die verzagende Seele gefluthet, der findet in Rom die Ruhe des Herzens wieder und allen Trost in Leid und Thränen. Denn was ist verrathene Liebe oder ein gebrochenes Herz auf einem Boden, von dem der Wind im Staube die Asche von Nationen aufwirbelt? Und was sind Thränen, diese Thautropfen der abendlichen Dämmerungsgefühle der Herzen, gegen das Blut, womit sich die Nacht des Unterganges römischer Größe einleitete?

„Seht dort das Pantheon, und denkt: in Rom
Woll' Sterben eines Einzelnen nicht gar
Viel sagen!"

Grabbe.

Nein wahrhaftig nicht! Hier lernt die Seele die größeren Schmerzen der Welt verstehen und verlernt dabei ihren kleinlichen, schwachgeistigen Erdenschmerz. Die blaue süße Blume der Lyrik blüht auf diesem Boden nicht, um die Ruinen rankt düster und schweigend die ernste Blume der Passion. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese historische Farbe aber wird der Stadt ewig bleiben, sie wird nicht verändert durch das jeweilige von der Engelsburg wehende Banner, und darum mag sich das Angesicht der neuern Stadt ändern wie es will, mag man ihr, wie dereinst den Marmorbüsten römischer Kaiserfrauen, von Zeit zu Zeit einen andern Kopfputz aufsetzen: die ernsten schönen Grundzüge werden dieselben, werden ewig unverändert bleiben.

Das Volk! Das römische Volk! Der Geist des Alterthums und alter Geschichte, der in Rom gleichsam Gestalt annimmt, hat sich auch in diesem Volke verkörpert und es nicht blos zu dem körperlich schönsten, sondern auch geistig tüchtigsten und würdigsten der apenninischen Halbinsel gestaltet. Der Römer, so schrieb schon d'Azeglio, mit dem fast quadratischen Körperbau, ist, nach Umfang und Bildung der Muskeln, der Verbindung der Gliedmaßen untereinander, der festen Complession, ohne Fett und Dickbauch, der schönste Menschentypus, den es giebt, und steht in lebhaftem Contraste zum schmächtigen oder runden und schwerfälligen Vertreter anderer Provinzen. In seinem Aeußern bewahrt er, in den Bewegungen, im Gange, in Geberden, einen so hohen Ausdruck, eine so stolze Sicherheit, wie kein anderes Volk. Man wird betroffen von dem Charakter der Ueberlegenheit, der sich in Allem: in seiner Lebensweise, seiner Arbeit, selbst der niedrigsten zeigt, überall Majestät, Herrscherart. Sieht es doch aus, als hätten die Diener ihre Herren aus dem Hause auf die Straße gejagt.

Und mit all diesen Gaben soll dies Volk jetzt der Zukunft leben. Es hat seine große politische Aufgabe, mit seiner Stadt an der Spitze Italiens zu stehen, begriffen. Es wird diese Aufgabe zu Ende führen, die Aufgabe: in seinem Schoße die Würde des großen Ganzen mit Gut und Blut zu wahren.

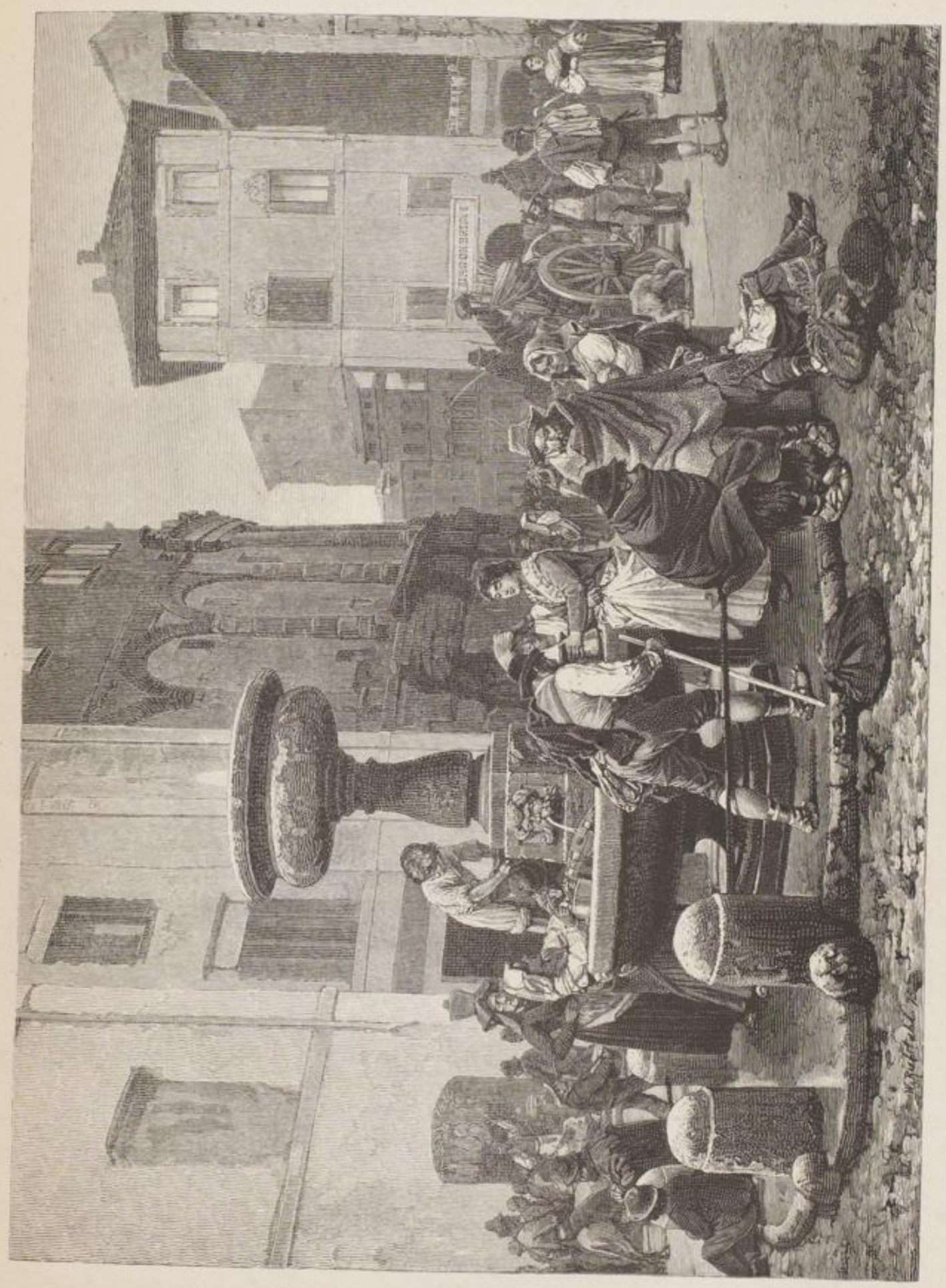
Wer allerdings bereits heute Vollkommenes erwarten wollte, der ließe einen mächtigen Faktor unberücksichtigt: die Jahrhunderte langen Leiden dieses Volkes. Das deutsche Volk hatte in den langen dunkeln Jahren trauriger Mißregierungen viel gelitten, und sein Blut mit seinen Thränen vergossen, aber es war doch lebensfähig geblieben, und erwachte, da die Zeit erfüllet war, zu neuem Leben. Was aber das römische leiden mußte, dem die blutigen Wunden auch den Geist zerschnitten, hat es nie erfahren, und daß dieses noch lebt und hoch wieder auflebt nach kurzer Zeit der Erlösung, ist ein Beweis, daß es noch viel lebensfähiger als das deutsche ist. Wenn es bisher unser Mitleid verdiente, so verdient es jetzt, wo es sich in seiner plötzlichen Freiheit so würdig benimmt, unsere höchste Achtung.

„Or che del proprio brando ti sei cinta,
T'ammireranno le straniere genti
Vincitrice del Mondo, e non più vinta:"

Ein Grundzug aber ist auf die Stirne dieses Volkes gemeißelt: das ist der tiefe Ernst seiner Weltanschauung, und heute gar lebt es in der ruhigen Freude eines in den rosigen Frühlingstag hineinblickenden Reconvalescenten, über dessen Wangen die Thränen bangen Kummers eben vertrocknet, der aber in der reinen Himmelsluft seine Kraft allmälig erstarken fühlt. Der Zug des Ernstes findet sich wieder auch bei dem letzten Campagnabauer, denn keiner hat die lange trübe Zeit leicht genommen. Aber, wie gesagt, auch körperliche Schönheit ist dem Römer als Erbtheil geblieben. Kräftig und untersetzt ist sein Körper, fest gerundet das Haupt. Die Augen sind schwarz, das Haar ist schwarz, die Haut leicht gebräunt. Die Glieder stehen in schönem Verhältniß zum Körper, Hände und Füße aber sind fein und klein, auf eine veredelte Race deutend.

Sein Blick ist lebhaft und feurig, durchdringend wie sein Wort, das er mit anmuthiger Leichtigkeit beherrscht. Ohne kriechend oder affectirt zu sein, ist der Römer von ausgezeichneter Artigkeit in seinem Benehmen. Sein Auftreten zeigt eine gewisse Feierlichkeit, wie damals, als die Siebenhügelstadt noch Herrscherin der Welt war. Ist dieses Wesen ihm zur Gewohnheit geworden unter dem Ernste seiner Umgebung, oder ward es mit ihm geboren? Viel mag wohl der Ernst der Ruinenstadt dazu beigetragen haben, der ja auch den Geist des Fremden alsobald in seinen magischen Banden gefangen nimmt. Im Besitze dieses Ernstes und einer großen Selbstachtung, betrachtet der Römer alle Ereignisse von einem hohen würdevollen Standpunkte aus, und würdevoll öffnete er den neuen Dingen die Thore seiner Stadt und brachte den Ueberbringern derselben eine fürstliche Gastfreundschaft entgegen. Wir brauchen eine solche Gesinnung nicht blos unter dem Dache des gebildeten Bürgers zu suchen, auch unter dem offenen Himmel der dürren Campagna wächst sie, und der armselige Hirte zeigt sie durch würdevolle Haltung auch unter den Lumpen seines armseligen Mantels.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ROM. PIAZZA MONTANARA MIT DEM THEATER DES MARCELLUS.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Selbstachtung war es, die den Römer in dunkeln Jahren oben erhielt, die das ganze Volk conservirte trotz der traurigen Erziehung, welche aus dem feinen Marmor Fratzenbilder schlagen wollte. Diese Selbstachtung hielt ihn fern von weichlichem, leeren Jammern, sie lehrte ihn feige Rache zu unterdrücken und sich beherrschen bis zur völligen Todesverachtung. Noch heute wissen die Quiriten des letzten Stammes mit Würde und Ruhe zu sterben, wie ihre Vorfahren, die dem Tode ja immer männlich in's Angesicht schauten.

Nennt es immerhin Roheit, wenn dem Römer von einst wie jetzt das liebevolle, germanisch-zärtliche Eingehen in die Natur fehlt, wenn jener mit dem Schwert so rasch war, wie der Römer von heute mit dem Messer, wenn er wenig fühlt bei dem Leiden der Creatur — aber Charakter ist darin, und jedenfalls mehr, als in jenen verweichlichten Jünglingen, die bleich werden, wenn eine Taube geschlachtet wird, oder in feiges Jammern ausbrechen, wenn sie ungewohnte Schmerzen erleiden. Die römische Republik bildete diesen Charakterzug aus, und durch ihn ward das alte Rom groß und gewaltig und fähig, die Völker zu beherrschen, durch ihn kann es noch heute gewaltig und groß werden, wenn nur erst die Jahre, in denen diese Eigenart durch Gewalt niedergehalten wurde und in Feigheit verkehrt werden sollte, ein wenig verschmerzt sind. Denn zwischen dem für eine edle Sache sich in den Tod stürzenden Decius Mus und dem für eine nichtige sterbenden Jüngling ist zunächst kein Unterschied, als der der Absicht, der Erziehung.

STELLA, ROEMISCHES MODELL.

Dasselbe schöne Bild zeigen die römischen Frauen.

Sie sind der direkte Gegensatz von einem deutschen Gretchen, dessen blonde Zöpfe ein sanftes träumerisches Köpfchen umwinden, dessen blaue Augen auch bei Tage der milde dämmernde Mondschein erfüllt. Die Römerin repräsentirt die klare Entschiedenheit. In der Römerin tritt uns das ganze große, selbstbewußte Weib mit Ernst und Hoheit entgegen. Ihre Schönheit ist durch die ganze Welt bekannt und hat ihresgleichen nicht im übrigen Italien. Lieblich mögen die Mailänderinnen sein, graziös die Venezianerinnen, reizend die Frauen von Florenz, und lebhaft, ja feurig die Neapels — die antike, ruhige und leidenschaftslose Schönheit des römischen Weibes, und dessen hohen Sinn und Geistesstärke besitzen sie nicht.

Möglich, daß derjenige, der nur griechische Schönheit schön findet, und schön mit lieblich identificirt, den Römerinnen die Palme streitig macht, dafür ist aber die römische Schönheit eine von der griechischen durchaus ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schiedene, verschieden wie Sprache und Poesie dieser beiden antiken Welten. Die weiche Sanftheit, die lyrische Zartheit und entgegenblühende Lieblichkeit eines griechischen Kopfes zeigt das römische weibliche Angesicht nicht: es ist kräftiger ausgeprägt, mächtiger und großtöniger, zum Epos angelegt. Die griechische Form der jungfräulichen Venus ist in diesem Körper unter italischer Sonne zum Weibe herangereift, zum Weibe, hinter dessen breiterer Stirn nicht blos die Gedanken schöner Liebe schlummern, sondern auch das Bewußtsein einer gewissen Herrschermacht; zum Weibe, dessen mächtige Hüften und stolzen Brüste geschaffen sind, einen Romulus und Remus zu tragen und zu säugen. Diese

LIEBESPAAR.

schönen vollen Arme wissen nicht blos in liebendem Verlangen den Mann zu umfassen, sie schwingen, wenn es sein muß, auch Schwert und Lanze und rächen geschehene Unbill auch ohne Hülfe des Mannes. Wie die gewaltige Camilla Virgils.

Sklavin des Mannes ist die Römerin darum nimmermehr, im Hause waltet sie wie eine Königin, wie Odysseus Gattin, frei und selbstbewußt. So fehlt auch ihren großen strahlenden Augen der weiche flehende Ausdruck der Schüchternheit, welcher den Schutz des stärkeren Geschlechtes anzurufen scheint; fehlt ihren Zügen das süße zur Liebe in seliger Mondnacht einladende Etwas, jene Gefühlsschwelgerei in zärtlicher Hingebung. Wenn ich die Römerin verstehe,

„dann versteh' ich den Marmor erst recht."

Goethe's geliebte Juno der Villa Ludovisi, vor deren Büste er so oft seine Morgenandacht verrichtete, trägt theilweise die großen Züge in dem entschiedenen, göttlichen und doch reizvollen Mund, in dem auf Entschlossenheit deutenden Kinn, der mächtigen Stirn, und in den stolzen, von leiser Verachtung gehobenen Nasenflügeln.

Blonde Römerinnen sind selten, aber die Fülle der schwarzen Locken kleidet so königlich prächtig zu der leicht bronzirten Haut, welche die goldenen Sonnenstrahlen des reifenden Sommers in sich eingesaugt hat, zu dem Granatblüthenroth der schönen Lippen.

ROEMISCHES MODELL.

Lebhaftigkeit, wie sie die neapolitanischen Frauen offenbaren, und Koketterie ist diesen römischen Frauengestalten nicht eigen. Sie wandeln daher wie Königinnen, diese schlanken Leiber mit den breiten Schultern und Hüften, dem schön getheilten Nacken, mit dem engen Gürtel; sie wiegen sich nicht, sie biegen sich nicht, und doch schweben sie saumnachschleppend dahin wie wandelnde Göttinnen. In ihnen fand das höchste Gesetz der Plastik seine Erfüllung. In ihnen finden vereint sich, wie die sieben Farben der Iris, die sieben Schönheiten, von denen der Volksmund durch ganz Italien singt:

„Sette bellezze vuole aver la donna,
Prima che bella si possa chiamare:
Alta dev'esser senza la pianella,
E bianca e rossa senza su' lisciare,
Larga di spalla, e stretta in centurella,
La bella bocca, e il bel nobil parlare.
Se poi si tira su le oscure trecce,
Decco la donna di sette bellezze."

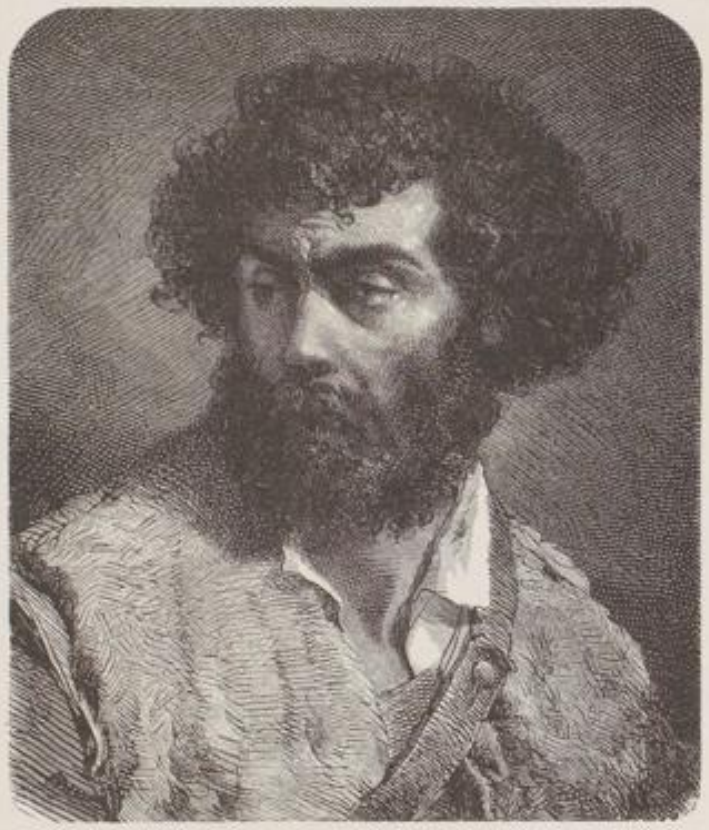
„Schönheiten sieben sei'n dem Weib gegeben,
Bevor es wirklich schön sich wolle dünken:
Hoch sei sie, ohn' in Schuhen sich zu heben,
Und weiß und roth, doch ohne sich zu schminken,
Von Schultern breit, doch eng im Gürtel eben,
Von schönem Mund will edles Wort man trinken.
Und wenn dann dunkle Locken sie umschweben,
So sind die sieben alle ihr gegeben."

Diese körperlichen Schönheiten sind begleitet von einem würdigen, artigen Benehmen, und von bezaubernder Wirkung ist das „bel nobil parlare", die herrliche Sprache der Römerin. Wer sich einmal ganz diesem Zauber einer solchen Rede hingegeben, deren tiefe weiche Töne und flüssige Vocale melodisch und harmonisch sich wie Gesang, wie südliche Blumen um die Seele des Hörers ranken und schmiegen, der vergißt ihn nimmer. Wie Lied der Sirenen ertönt er dem nordischen Ohr. Aber auch der Italiener preist seine Sprache sprüchwörtlich als am schönsten in römischem Munde: Lingua toscana in bocca romana!

Hinter allem diesem verbirgt sich eine edle Seele, ein hochfliegender Geist; und auch dieser war lange niedergehalten, aber auch er wird wieder emporwachsen und schönen Flug in die Morgenröthe nehmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß von allen diesen Schönheiten der lebensfähige Keim auch in dem armen gemeinen Weibe der Campagna und des absonderlichen Trastevere schlummert, ist ersichtlich. Nur gleichen dieselben hier mehr der durch ungünstige Bedingungen niedergehaltenen Vegetation. Wie die Pflanzen und Bäume der stolzen römischen Gärten blüht und wuchert die hohe vornehme Schönheit. Arm und hager, gebräunt von südlicher Sonne und Luft, wandelt das dürftige Bauernweib einher. Aber auch sein Gang ist stolz, aber auch seine Augen leuchten wie zwei Flammen, wie zwei klagende Flammen, zeugend von Hunger und Fieber, welche beide als lang fortgeerbte Krankheiten seine Adern durchglühen. Charakter ist auch in diesen Zügen, und wenn das Gesicht von Alter und Arbeit, von Sonne und Regen ganz verwettert und verwittert, tief gebräunt und gerunzelt ist, es wird immer noch charakteristisch sein, und wenn es nur ganz und voll die Züge einer Hexe zeigte. Von den stumpfen, oder impertinent spitzen Zügen, die das Alter so oft den Frauen anderer Nationen aufprägt, ist hier nichts zu sehen. Deßhalb sind sie alle geborene Modelle, und man denke nur nicht, daß mit den wenigen buntgekleideten Modellen, mit den jungen großäugigen Mädchen und den haarverwilderten Schweinhirten, die wir alle Tage auf der Via Sistina oder der spanischen Treppe, und auf den Stufen der Kirchen in der Nähe von Malerateliers schaustellerisch gelagert sehen, die Zahl derselben schon erschöpft sei. Da fangen die wahren, die echten, schönen, vielleicht gar nicht an, denn diese so viel gebrauchten und auf so mancher Leinwand wieder zu findenden Charakterköpfe verrathen nur zu oft einen etwas von den höheren Anschauungen der Antike abgewichenen Geschmack, und passen vielleicht nur als Staffage zu der so gern gemalten, durch Baustillosigkeit und Kleinlichkeit sich auszeichnenden Hüttenarchitektur. —



CAMPAGNOLE.

Sentimentalität besitzt das römische Mädchen nicht, und Weiber aus dem Volke unterhalten sich über tragische Messerstiche, wie unsre Frauen über Redwitz's süßlyrische Amaranth; sofort, wenn der Eine mit Tode abgegangen, die Partei des Andern, des unglücklichen Verbrechers ergreifend. Dem Todten ist nicht mehr zu helfen, aber dem interessanten, bemitleidenswerthen Verbrecher, der „das Unglück hatte", Jemand umzubringen, dem könnte Hülfe noth thun. Denn da haben sich jedenfalls schon die verwünschten Carabinieri hinter ihn hergemacht, in deren Hände er nimmermehr, nein nimmermehr fallen darf. Wo der übereilte, durch seine Leidenschaft hingerissene Verbrecher eintritt und seine Bluthistorie erzählt, findet er Schutz. Die Frauen voll Neugierde drängen bemitleidend sich dicht an ihn, die Kinder staunen ihn an, wie einen Heroen der Geschichte, die Männer bewundern ihn und helfen ihm gern mit allem Möglichen.

Auch das ist ein scheinbar grausamer Zug, und doch verräth er, wie soll man sagen, eine gewisse praktische Lebensart, die durch Erziehung in andere Bahnen gelenkt zum Guten führen müßte.

Im Uebrigen ist das Volk unendlich harmlos und gutmüthig, und diese Meinung behalten wir, wenn wir mit ihm in noch so nahe Berührung kommen; den natürlichen Anstand setzt es in keinem Momente außer Augen. Das wird Jeder gern bestätigen, der das Volk bei seinen Festen, bei seinen Spielen in der Stadt wie vor den Thoren aufsuchte. Nie ist der Fremde einer Unbill ausgesetzt, einer ganz besonderen Berücksichtigung aber erfreuen sich die Frauen, einheimische wie fremde, in Bezug auf Wort und Handlung der Männer. Dieser Zug der Liebenswürdigkeit ist bei einem Volke gewiß nicht gering anzuschlagen, und berechtigt, wenn alles Andere tröge, zu den

schönsten Hoffnungen für seine Erziehungsfähigkeit; denn wo natürlicher Takt vorhanden, hat die Erziehung ein leichtes Spiel. — Unter den Gebildeten macht sich ein Hang zur Satyre bemerklich und drei Figuren, die zu wahren Volksfiguren wurden, waren die Träger, gleichsam die Repräsentanten dieser Satyre. Jede Stadt hat deren.

In Neapel ist es Lu cuorpo de Napole, in Mailand der Uomo di Pietra, Sior Nioba in Venedig, in Rom aber Pasquino, Marforio und der Abate Luigi. Das sind drei trümmerhafte Steinfiguren von räthselhaftem Ursprunge, welche durch verschiedene Jahrhunderte schon als Träger der geschriebenen Satyren aller Art dienten, und dem ganzen römischen Volke ebenso gut bekannt waren, wie einem Kunstkenner die Statuen des Apollo, der capitolinischen Venus und des Antinous. Ja, man gab sogar den Straßen, auf denen ihre Standorte waren, ihre Namen, und noch heute findet man eine Via di Pasquino, Via di Marforio und Vicoletto dell' Abate Luigi.

Vom Pasquino stammt jenes allbekannte Wort: Quod non fecerunt Barbari fecerunt Barberini. Das war Papst Urban aus dem Hause der Barberini, der, um Ersparnisse zu machen, die altehrwürdigen Marmordenkmale plündernd zerstörte, in dieser Weise schlimmer als die Barbaren hausend. — Bei einer andern Gelegenheit, als ein unbedeutend Pfäfflein mit Einem päpstlichen Zauberschlage Cardinal geworden, und seine Schwester, eine arme Wäscherin, dem Waschzuber entlaufen war, fragt Pasquino den über und über mit Schmutz bedeckten Marforio: „Wie schmutzig bist du, Marforio, und was seh' ich: auch das Hemd hast du nicht einmal gewechselt?“ „„Sei ruhig, sei ruhig!““ antwortet Marforio, „„denn meine Wäscherin ist gestern zur Prinzessin geworden.““

TRASTEVERINERIN.

Auf der Straße des Pasquino wohnte der Advokat Giovanni aus der Familie de' Cesari; dieser macht Hochzeit mit Jungfrau Cornelia, einer geborenen Roma. Dieser Cornelia Tugend unterlag einem öffentlichen Zweifel und deßhalb warnte Pasquino satyrisch freundschaftlich:

„Caesar cave, ne Roma tua respublica fiat!“

Der junge Ehemann geht vorüber, liest die Warnung und klebt in stiller Abendstunde als Antwort die stolzen Worte darunter: „Stulte! Caesar imperat!!!“ Aber schon am nächsten Morgen fand sich hinzugefügt: „Imperat! Ergo coronatus est!“

Als Gregor XIV. seine Reise durch die Provinz antrat und die verhaßten Herren der Verwaltung allein zurückblieben, fragt Pasquino den Marforio: „Warum weinst du?“ Und Marforio antwortet: „„Wie kannst du fragen? Haben wir nicht den Hirten verloren? Wer wird jetzt die Schafe bewachen?““ „Dummkopf,“ tröstet Pasquino, „bleiben uns nicht die Hunde zur Wacht der Heerde?“ —

Diese, wie hundert andere ähnliche, bezeichnen nur den geheimen Haß, gegen das damals Bestehende, der sich auf eine Weise wenigstens genug thun mußte. In Zeitungen war dieß unmöglich, sie existirten nur als bleichsüchtige Schatten aus der Unterwelt, und irgendwie Gedanken anregende Bücher erlangten nimmermehr das Nihil obstat des allgewaltigen Censor Theologus. So war denn Preßfreiheit nur an dem Busen der alten Marmorgestalten, des Pasquino und seines Freundes Marforio, jener klassischen Prototypen der kladderadatschlichen Müller und Schulze zu finden. Jetzt ist das anders! Wie die Stymphaliden der Unterwelt flattern lautschreiend tausend und tausend Zeitungsblätter, politische Vögel aller Farben, satyrische Fledermäuse und zänkische Sperlinge um die Dächer und Fenster des Vatican, der exclusiven Wohnungen des grollenden Stolzes, wie um die Bürgerhäuser und

Hütten. Das kreischt und singt, und schmettert und flötet in den Morgenhimmel hinein, die Stimme der Freiheitsnachtigall übertönt sie alle. Wohl viele halten sich die Ohren zu, aber laut noch klingt es in ihren Traum hinein. Und wenn Priester das auf allen Straßen jetzt öffentlich verkaufte Evangelium heimlich einhandeln und zerreißen ließen — sie thaten nicht gut daran, denn die zerrissenen Blätter standen andern Tags als Witzblätter wieder auf und hackten auf allen Straßen nach den Geängsteten, so daß sie sich nur selten mehr öffentlich sehen lassen konnten. Nur selten zeigt sich heutigen Tages das schwarze Gewand des Priesters in der Menge, nur selten fährt eine Cardinalscarrozza, und dann ohne blendenden Glanz, den Corso entlang, und die Spaziergänge auf dem lorbeerreichen Monte Pincio sind den hohen Würdenträgern gar arg verleidet. Die französische Militärmusik spielt seit ein paar Jahren nicht mehr unter jenen Lorbeerbäumen. Dadurch hat das neue Rom einen anderen Anstrich bekommen, der ihm bei Leibe nicht schlecht zu Gesichte steht. Mit der neuen Ordnung der Dinge ist nämlich von anderer Seite her mehr Leben in der Stadt geworden, das ist von der Seite des Handels, der Industrie: der bürgerlichen Arbeit überhaupt. Der Römer ist nicht träge von Natur, aber sein gar zu großer Festkalender stellte sich breit wie ein Kirchenthor vor seine Arbeit, so gewöhnte er mit der Zeit sich an ruhende Hände, oder beschäftigte sie im unschuldigen Spiel. Der Festkalender ist jetzt allseitig und breit von der piemontesischen Scheere beschnitten worden und Niemand sehnt sich nach den Schnitzeln zurück. Die ernste Arbeit entfaltete bereits ihre schöne Wunderblume und Rom darf einen gesegneten Herbst erwarten. Die ernste Arbeit aber „duldet nicht der Leyer Klang", duldet nicht Tanz und Spiel, auch ihr Kleid ist streng und grau, und so werden wir mit der Zeit, wie jetzt schon mehr und mehr das bunte Kostüm von den welterobernden französischen und englischen Kattunen besiegt und verdrängt ward, einmal erleben, daß die Arbeit das Spiel vertreibt, und unsere Kindeskinder werden es nur in alten Reisebeschreibungen noch lesen, daß es einst in Rom einen Carneval, Pferderennen und Tombola gab, daß hier einst das Ballschlägerspiel, die Boccia, das Discuswerfen, Mora und Saltarello in Blüthe standen, dafür aber ist ihnen vergönnt zu sehen, was wir im Werden nur schauten: ein Volk, würdig seiner großen Vergangenheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ACQUA CLAUDIA IN VILLA WOLKONSKY.

Auf den Ruinen der Kaiserzeit.

„Kann's dein Auge noch blenden, ein epheuumranktes Gemäuer,
Mit Weinreben bekränzt, Stauden und Gartengewächs?
Ueber dem Badegemach nun spielen der Winzerin Kinder,
Und das Gewölbe bewahrt häusliches Ackergeräth."

Nach einem großen Theaterbrand, am hellen Mittage, durch die rauchgeschwärzten Ruinen, unter den Resten der darstellenden Kunst und aller ihrer Hilfsmittel einherzuwandeln: wohl, einen tragi-komischen Eindruck mag es machen.

Wo gestern noch der schwertgegürtete Held seine klirrenden Verse sprach, wo der lyrische Tenor beifallheischende Melodien ertönen ließ, wo üppige, feingeschminkte Kaiserinnen in wollüstig-griechischen Gewändern: eine tolle Messalina neben einer herben Arria, eine Phryne neben einer Lukretia wandelte, wo glänzende Siegesmärsche aufgeführt wurden, da wandeln heute die prosaischen Pompiers und Soldaten, stehen Schutzleute, Maurer und Zimmerer, drängt sich neugierig das Volk, Lumpensammler lesen aus der Asche die bunten Fetzen von Königsmänteln, Stücke von einst glänzenden Holzthronen und Altären, und Kinder spielen mit Schminktöpfchen, mit den vergoldeten falschen Kronen und papiernen Lorbeerkränzen.

Ein tragi-komischer Anblick ....

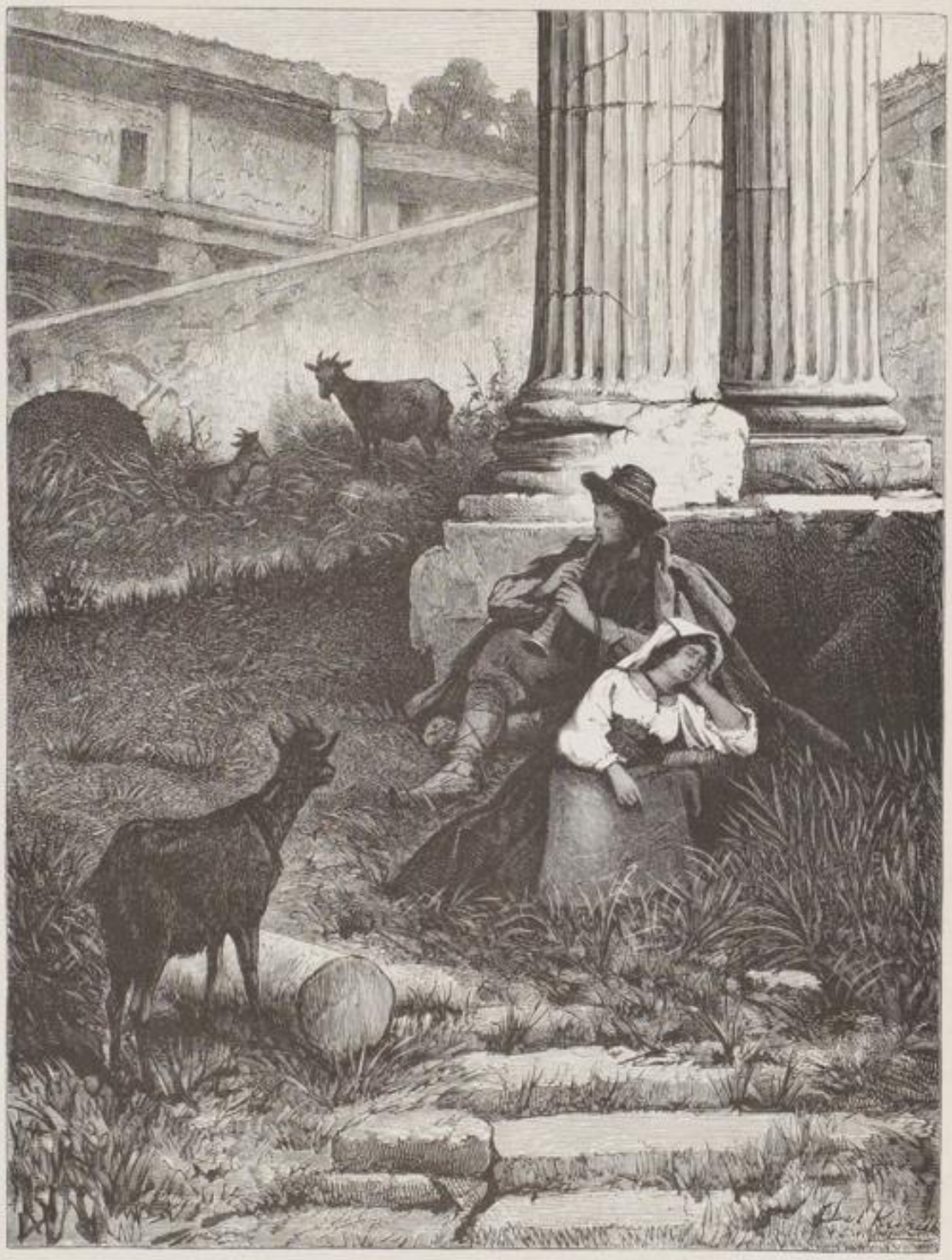
Auf der abgebrannten Bühne des kaiserlichen Geschichtstheaters Rom, in seinen Ruinen ist es ein tragischer allein. Bei der Größe dieses Falles giebt es eine Komik nimmermehr, so viele Komiker auch das Personenverzeichniß der Kaiserzeit aufführen mag. Hier wurde, mochte es Trauer-, mochte es Schau- oder Lustspiel sein, immer Geschichte dargestellt, und vor den Resten dieser größten aller Bühnen stehen wir mit Andacht und Ehrfurcht, vielleicht mit Trauer darüber, daß es uns nicht vergönnt war, Zuschauer zu sein einer einzigen solchen Darstellung, die so mächtig waren, daß das Publikum noch heute davon ergriffen ist, ergriffen allein von dem Echo, das aus diesen weiten Hallen noch nach zwei Jahrtausenden heraustönt.

Wie groß, wie unendlich herrlich mußte diese untergegangene Welt in ihrer Jugendfülle sein, wenn ihre Trümmer uns noch heute so gewaltig ergreifen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie wahr ist geworden, was der Mund des Propheten mit schrecklichem Worte dereinst verkündet: „Deine Pracht wird hinunter zur Unterwelt fahren, sammt dem Klange deiner Harfen. Trümmer werden dein Bett sein, und Staub deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“

Und doch! Wäre von all der entschwundenen Herrlichkeit uns nichts geblieben als das Pantheon, nichts, als



IDYLLE IN DEN RUINEN DES VESPASIANS-TEMPELS IN ROM.

der göttliche Apoll und die Venus des Capitols — es genügte uns, die alte Schöne zu fassen, und jener Schönheit eine neue Stadt zu bauen und diese zu bevölkern mit einem göttergleichen Geschlechte.

Und hätten wir nichts, als jenen trotzigen Felsen des Kolosseums — es würde genug sein, uns den Begriff der Größe jener Welt vor die Seele zu führen. Größe und Schöne sind aber die Merkmale, die das alte Rom auf alle seine Werke prägte, die sich in seinen weltüberschauenden Augen zu Einem Glanze spiegelten. Größe und Schöne in göttlicher Harmonie sind aber auch das Ideal des zugleich vorwärts und aufwärts strebenden Menschengeistes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

RUINEN DER KAISERPALAESTE AUF DEM PALATIN.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Welt barg sie einst, jetzt aber sind sie untergegangen; in den Trümmern der alten Kunst suchen wir sie mühsam zusammen, und alles Forschen und moderne Klügeln und Sichselbstüberstürzen, alles Versuchen und scheinbare Vollenden gleicht dem Nachtwandeln eines Träumenden: die Pforte jenes goldenen Hauses bleibt uns modernen Culturmenschen vorläufig verschlossen. Nur im Atrium wandeln und walten wir, Thürhüter eines Königspalastes, und sehen durch die goldenen Gitter die Götter thronen.

* * *

PANTHEON IN ROM.

Der Abend löscht eben der Sonne Fackel aus, und fliegt auf den purpurnen Flügeln des Traumes von den sanftschimmernden Höhen in die Gassen der Stadt hinein. Mit leiser leichter Hand wischt er hier die flüchtigen bunten Farben des Tages von den Mauern, von allen Bildern, von Blumen und Bäumen, und pflückt die letzten bleichen Rosen von den Thürmen und Kuppeln der Stadt. Wo er fliegt, da geht das laute Leben zur Ruhe. Sein Freund kommt aus der Ferne, der Mond, der sanfte Verklärer der Formen, und wo er geht, wo seine Schleier wallen, da schließen die tausendjährigen Wunden sich. Die geborstene Säule hebt sich wieder stolz wie einst und schmiegt sich durch silberne Strahlenbänder der einsamen Schwester an, da fügt sich wieder Stein dem Steine und alle Bilder leben auf. Das grüne Moos, des ernsten Alters Zeichen, wird goldener Schmuck auf Dach und Gesims.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und höher steigt der Mond, und immer stiller wird's auf den Straßen; dort nur rauschen unermüdet und laut in die Nacht hinein die frischen Brunnen, die Becken und Muscheln mit ihren Wellen füllend. Auf diesen Wellen aber schwimmen die Mondstrahlen und alle Sterne, und sie hüpfen so glitzernd, so kühl, in plätschernder Lust über das feuchte Element. Sie schlüpfen über die Mauern der Gärten und vereinen sich mit der Blumen geheimem Duft.

Nun schläft wohl die ganze Stadt — die Nacht ist da.

Sie ist gekommen: so weich, so wonnig! Was erfüllt dich, o Seele? Was macht dich so seligtraurig?

Von drüben herüber singt laut eine gefangene Nachtigall — das ist unser Herz, das, eingeschlossen in der engen Brust, unruhig hüpft und sich in Tönen ergehen möchte. Niemand als der schweigsame Nachtwind wandelt jetzt mit uns noch durch die Straßen. Er wehet weiße wallende Wolken vom Monde herab auf die Erde; über die Dächer der Häuser schreiten sie und kommen näher — — die purpurnen Säume der langen Gewande rauschen majestätisch über breite Stufen — goldene Diademe glitzern — —. Ist es Traum? Das sind sie, die ewigen Götter! Alle, alle kamen sie, ihren alten Sitz zu nehmen in dem mächtigen Hause, ihnen geweiht. Das Pantheon!

Da steht es, das erhabenste Götterhaus, selbst wie ein erstandener Gott taucht es aus der Nacht empor. Nicht mehr voll schwermuthsvoller Trauer, mit der es der helle Tag übergießt, wo es, ein verirrter Fremder, in dunkle Gewänder gehüllt, inmitten der neuen, unbekannten, bunten Welt steht — nein, ein Riese voll Majestät, ein Heros der Fabelzeit, unerschöpft noch von dem zweitausendjährigen Trotze stetigen Kampfes gegen die Stürme der Barbaren und des neuen götterlosen Himmels. Hier wohnt noch immer Jupiter der Donnerer, er hat seine Säulen für die Ewigkeit gegründet, und hier steht sein eherner Altar der Unsterblichkeit. Von hier aus herrscht er über die Welt, er winkt mit den dunklen Brauen, und die mächtigen ambrosischen Locken fallen nach vorn in schönem Doppelbogen über die königliche Stirn, die stark genug ist, alle Kronen der Welt zu tragen. Das ist der Zeus von Otricoli, wir erkennen ihn wohl. Doch alle Himmlischen nahen. Venus kommt, die Stammmutter augusteischen Geschlechtes, und Mars, mächtiggegürtet, und Apoll, der Schützer und Helfer, mit klingendem Bogen, hier Juno und Vesta, Minerva und Ceres — Alle kommen sie. Weit geöffnet sind die Pforten des Pantheon, und Hebe, die Ewigjunge, geleitet die Schweigenden zu den golden bereiteten Stühlen.

Das Mondlicht irrt zwischen den riesigen Säulen umher, und Schatten und Lichter weben so süße Mythen — ihr Götter, laßt auch den Sterblichen näher treten.

Blaue, silberne Dämmerung baut einen neuen Himmel unter dem großen da draußen und wie ein größerer Mond, nur sanfter und bleicher, schaut der leuchtende Nachthimmel durch des Gewölbebaues rundes Himmelsfenster.

„Welche Seligkeit ward mir Sterblichen? Träum ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus, o vernimm, Jupiter Xenius, mich!"

(Goethe.)

— — Doch ein Seufzen geht durch den Raum — hier sind keine Götter, hier ruhen in Gott christliche Märtyrer, und ascetischer Dunst entsteigt den unterirdischen Gräbern. Längst ja wurden die Götter vertrieben, die schönen Marmorbilder in die fremde Welt hinausgestoßen: sie mußten Raum geben den modernden Knochenhaufen von Heiligen. Jupiters Altar wurde gestürzt, und an Stelle der lieblichen rosenbekränzten Venus trat Marie, die reine Gottesmagd, sieben Wunden im Herzen.

Mit Fluch, Weihwedel und frommen Gebeten wurden die Dämonen ausgetrieben und „Allen Heiligen" opferte fortan der strenge Priester in einem düsteren Herbstfeste.

Wohl aber legten noch einmal die scheidenden Götter alle ihre Himmelsgewalt, ihre Schönheit, ihren großen mystischen Zauber und alle olympische Poesie in die Hände eines Spätgeborenen. Und weil sie ihm, dem Sterblichen, ewiges Leben des Körpers, ewige Jugend nicht zu geben vermochten, so gaben sie diese seinem Geiste durch die Werke seiner Hand und gönnten alsdann dem todten Meister als höchste Gunst, in ihrer Halle den langen Schlaf zu schlafen:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dort in der Nische bei jener Kapelle liegen Rafaels Gebeine, und sein Grab gab dem götterlosen Pantheon auf's Neue die alte Weihe für spätere Geschlechter. — — —

Vom Götterhause wieder in die Nacht hinaus! Noch immer singt die Nachtigall — — der Brunnen auf dem Platze rauscht im Traum — — die weißen Nachtwolken aber verflattern über dem fernen Meere.

Wir durchirren die öden Straßen, an Wächtern vorbei, vorbei an den durch das Kreuz geweihten Thüren vieler Kirchen und Kapellen.

Dem weißen Mondschein mischt sich das gelbe flackernde Licht der Gaslaternen. Hier und da dämmert in dunkler Seitenstraße unter frischen Blumen ein einsames Lämpchen vor dem Bilde der schmerzensreichen Mutter. Wir irren durch die Straßen — und stehen plötzlich auf dem weiten lichtübergossenen Plane des Forum romanum.

Frischer Duft von Laub und Gras und Blumen weht aus der offenen Campagna über den Platz her — echter, rechter Kirchhofsduft.

Sucht ihr den Sarkophag der schönen Roma? — dieß ist ihr Sarkophag. Dahingestreckt auf dem capitolinischen Berge ruht ihr Haupt; zu Hütern ist ihr das Dioscurenpaar und ein eherner Kaiser hoch zu Roß, sind ihr zwei mächtige Löwen bestellt.

Wie große Grableuchter stehen vereinsamte Säulen neben dem Sarge, aber die Kerzen sind niedergebrannt, zu Boden gestürzt die schönsten Candelaber. Die marmornen Hüllen sind weggerissen und nackt liegt der Leichnam in dem zertrümmerten Sarge.

MINERVA-TEMPEL AM FORUM DES NERVA.

Aber um Mitternacht kommt Leben zurück in das todte Herz. Die Todte rührt sich nicht, aber sie hört die große Glocke des Sankt Peter durch die Stille klingen. Hoch steht dieser Apostel auf dem vaticanischen Berge, der ihr sein rasches Schwert einst mitten durch's Herz gestoßen, und seine Diener, die christlichen Kirchen, voll modernen Glanzes und bunten fröhlichen Schmuckwerkes, drängen sich an die Ruhestätte der alten Roma hinan, deren schöne Tempel in schwarzer Trauer stehen und dem Untergange geweiht sind. Die Priester singen im Chore die Marienhymnen, siegreiche Kirchenfahnen wehen um ihr Haupt, und geschwätzige Ciceroni treten zu allen Stunden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heran und erzählen den Kindern nordischer Erde das alte Märchen von der schönen Roma, und schwatzen von römischer Kunst. — Barbaren traten ihre Erbschaft an, in wilder Lust erbrach man die Kleinodienschränke, und Gold und Marmor-Reichthum und Schönheit wanderten in alle Welt, oder wurden als Erinnerungen der todten Mutter in kalten Museen zusammengehäuft. Arme Roma!

Wie schön der Mond ihre Leiche verklärt! Wir steigen hinunter auf's Forum und hören hier in der Tiefe ihr Herz klopfen und auch ihr kalter Odem wehet uns an. Arme Roma!

„Eine Andre hat das Scepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Königin,
Und dein großes Aug' ist erstarrt,
Und deine Lilienarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn." — (Heine.)

Die tiefe Stille — sie däucht uns Friede. Das Laub der Eschen, vom Winde erregt, flüstert und rauscht so heimliche Weisen. Wie anders war das einst. Wildes Jauchzen, lautes Beifallsgeschrei aus hunderttausend Römerkehlen erfüllte mit dröhnendem Donner die Luft — — es fielen die todesmuthigen Jünger des armen Meisters aus Nazareth, dem Schwert eine Beute, zur Freude der Stadt, sie fielen, wie er, ohne Lorbeer. Das waren die blutigen Vorpostengefechte des großen Geisterkampfes.

Und Jesus, der gewaltige Gladiator, schwang das gewaltige Schwert des Kreuzes und stieß es im Sterben tief in den blutgetränkten Boden des Kolosseums, und keiner verfolgenden Heiden Gewalt vermocht' es dem Boden zu entreißen, es ward den übrigen Spolien nicht hinzugefügt.

Dort ist das Kolosseum! So düster, so gewaltig groß ist es, ein zertrümmertes Gebirg, ein durch den Donner des Himmels gespaltener Krater des ausgebrannten, furchtbaren römischen Vulcans — — groß genug, die Nacht mit allen ihren Schrecken in sich aufzunehmen. Wie eine zerbrochene Opferschale steht es da, einst bis zum Rand gefüllt mit Blut, mit Thier- und Menschenblut — heute von Blumenduft übergossen und verklärt durch das schmachtende Licht des Mondes, durch den Glanz zarter, freundlicher Sterne.

In seiner Mitte aber ragt noch hoch des Schwertes Griff empor: das Kreuz, ein Bild des Kampfes und des Friedens. Die ganze öde Stätte ist der Passion des größten Kämpfers in der Welt-Arena, dem gekreuzigten Christus geweiht worden.

„Du hast gesiegt, Galiläer!" —

Wir wandeln durch die düstern Mondschatten, durch düstere Gänge und Gewölbe, und Schauer umweht unsre Stirn. Wie das webt und huscht zwischen den Steinen, flüchtig und lautlos — — da oben! wie es seufzt und flüstert in den geisterhaft hin- und herschwankenden Ranken des schwarzen Epheu — —. Auf den Sitzen wird es lebendig — durch die achtzig Bogenportale drängt sich bleiches, schweigendes Volk: die Soldaten der Legionen mit verrostetem Waffenschmuck — die Vestalinnen in moderfleckige Schleier gehüllt — Priester — Senatoren — das klettert auf die Sitze und reckt die Arme und ordnet in ängstlicher Hast die durch die Jahrhunderte zerknitterten erdfarbenen Gewande.

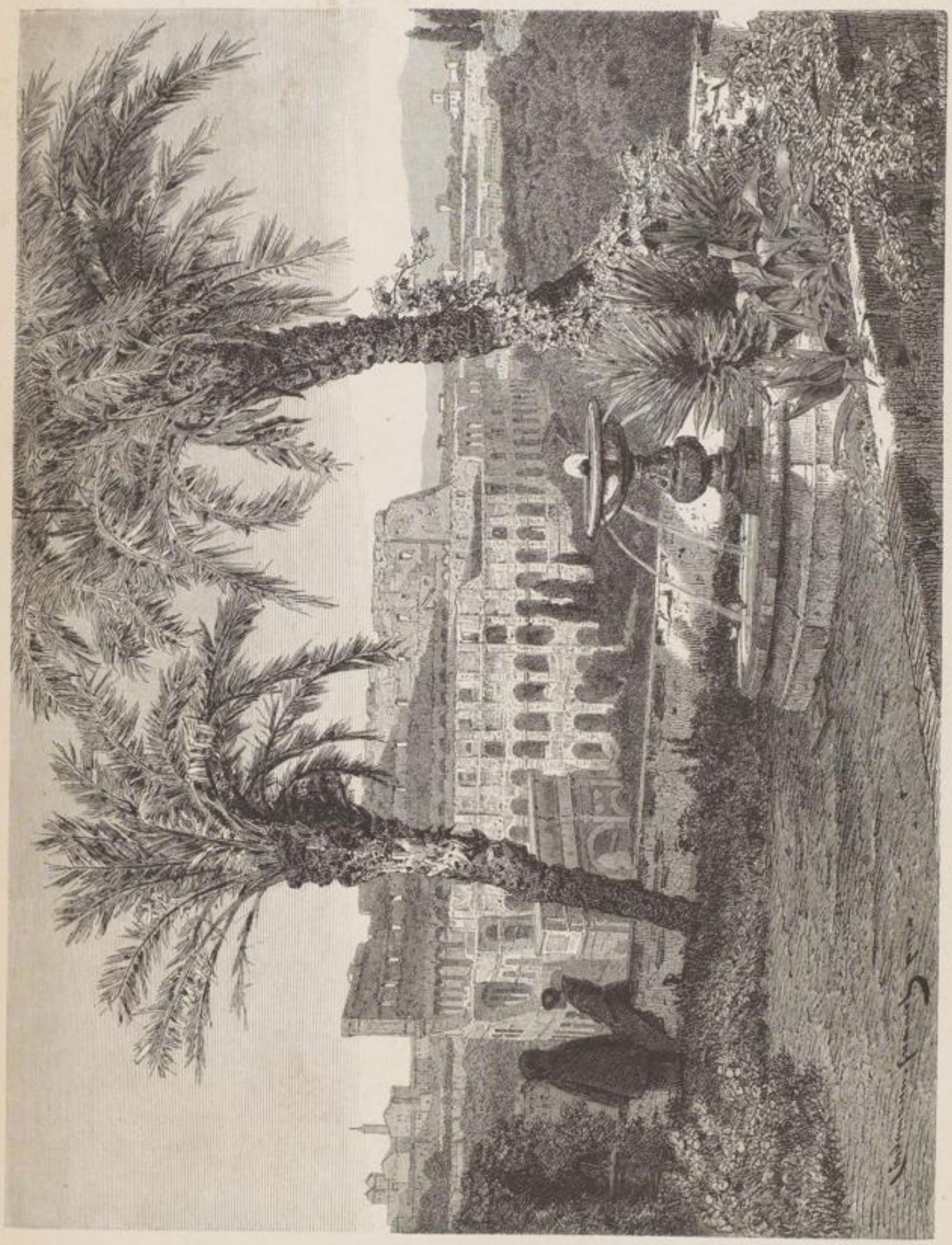
Aus dem Sande der Arena hebt es sich empor, müde und langsam — Schädel, Gebeine von Tausenden — arme, hagere, abgezehrte Männer mit hohlen Augen, bleiche Frauen, auch unmündige Kindlein — sie schleppen sich mühselig und beladen herbei, sie umarmen das hohe Kreuz in der Mitte — — Morituri te salutant, o Christe!!

Da schallt die Glocke von Sankt Peter ernst und feierlich herüber, die andern christlichen Kirchenglocken ringsum antworten dem Rufe. Ihre Klänge verhallen zitternd in den dunklen Gängen des Kolosseums, und ein großer, glänzender Stern entflammt hoch über dem Kreuze: der ewige Stern der Liebe, der einst über dem kleinen armen Hause von Bethlehem stand. — Ave Maria!!

Horch! von hundert Kirchen zumal ertönet
Fern und nahes Glockengeläut dem Tage
Schwermuthsvoll und feierlich noch — sein Grablied:
Ave Maria!

Dumpf antwortend folgt ein gewaltiger Nachhall
In der Seel', ein betend Gefühl, als klängen
Eben drei Jahrtausenden dieser Roma
Glocken zu Grabe . . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



COLOSSEUM VOM PALATIN AUS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ave Maria! — dem großen Glockenklange mischt sich Gebetsgemurmel. Mönche, des modernen Roms rüstige Schildknappen, ziehen heran, den alten Spuk zu bannen. Vor vierzehn Kapellen, den Leiden des Heilands und seiner treuesten Diener geweiht, dampft der Weihrauch, kniet das gläubige Volk, kaum ahnend, wie viel Blut der Glaube einst hier gekostet. Gedankenlos spricht es seine kindlichen Gebete; und die Worte der Predigt, die die Vergänglichkeit des Irdischen und den Bestand des Göttlichen verkündet, hallen jeden Freitag von den altersgrauen Steinen wieder.

So wollte es ein Papst vor hundert Jahren — auch das ist heute nicht mehr. Die Wissenschaft untergrub

TITUSBOGEN IN ROM.

den Boden, die Forschung drang in die Gewölbe des Kolosseums und die Predigt verstummte. Was aber bedeutet diese Wandlung? Größere ziehen unsern Blick an!

Wunderbare Wandlungen! Der stolze Kaiser, der dieses gewaltigste Schauhaus seinem Rom errichtete, er hatte eine Stadt zerstört, die viele Jahrhunderte vor Rom blühete: das goldene Jerusalem. Er bauete das Kolosseum, dieses wird erobert und vernichtet durch Zeit und Christenthum — das Christenthum aber thürmt weit in den eroberten Himmel hinein das Pantheon der modernen Zeit, allen katholischen Landen und Nationen der Welt ein Monument des unvergänglichen Glaubens!

Einst aber wird kommen der Tag, wo auch Sankt Peters Riesenkuppel in sich zusammenstürzen wird, und Spätergeborene wallen zu der Ruine und lauschen des Führers Erzählungen von alter Pracht, und lesen sich aus dem Schutte ringsum bunte Marmorstückchen zusammen.

Als des Christenthums Kolosseum wird sie dann bewundert werden, in welchem nicht Schwert und Lanze,

in welchem die Geister einer weltbeherrschenden Idee rangen. Und wie an den heidnischen Ruinen die Namen mächtigster Cäsaren haften, so meiselten in den Marmor dieses Baues ihre stolzen, nie verlöschenden Züge Männer, welche im Glauben herrschten, in deren Hand das arme Kreuz von Golgatha mächtiger wurde, als das weltenzerschmetternde Schwert des antiken Roms.

Im Glauben, nur im Glauben schaffte der Mensch einst Großes: sei es im alten Götterglauben, der einst ja Wahrheit galt, sei es im Glauben an den Einigen oder Dreieinigen Gott, sei es der Tempel Jerusalems oder das Pantheon, sei es die Kirche Petri oder der Dom zu Köln. Und unsere Zeit? Und unser Können? Die Zeit, sie kämpft mit des Geistes Waffen, sie ringt sich hindurch zum Glauben an die goldene Freiheit — und ihr Tempel? Sie will keine Tempel, sie baut für Alle, und ihr Werkruf ist: „Raum und Licht für Alle!" Und dieser Werkruf ist denn auch in den düstersten Winkel Roms gedrungen, in den Ghetto.

HAEUSERGRUPPE AUS DEM GHETTO ZU ROM.

Nirgends war der Unrath so gehäuft, waren Oede und Trauer, und Leblosigkeit deutlicher ausgeprägt, als in dem Theile des Tiberufers, der sich von der Brücke des Fabricius, der tiberinischen Insel gegenüber und gegenüber Trastevere, nach dem Pons Aurelius hinzieht. — Dieser Stadttheil steigt schutzlos bis an das schlammige Wasser hinab. Er hat die engsten Straßen, die finstersten Häuser und den ärgsten Schmutz. Und doch bewahrt er in seinem dunkeln Schooße das interessanteste Alterthum, das, allen Wechsel überdauernd, allem Tode trotzend, sich sein Leben sicherte unter dem Sturze von Thronen, von Tempeln und Palästen, unter Blut und Brand, unter dem Druck und Hohn des wildesten Fanatismus; das, einer lebenden Mumie gleich, einherwandelt, und wie Ahasver über Gräber und Leichen, den Tod verlachend, schreitet; das noch leben wird, auch wenn die stolze Peterskuppel stürzen mußte: das ist die römische Judengemeinde.

Lange bevor wir als Kinder mit den Helden der römischen Geschichte bekannt wurden, wandelten wir unter den Palmen von Sichem, gingen wir von Jerusalem hinab nach Jericho, und lernten wir mit treuem Fleiße die Lieder des begeisterten Sängers, die er in dem goldenen Hause zu Jerusalem auf dem Psalter von zehn Saiten erklingen ließ. Der Gott Jakobs war auch unser, der Christenkinder Gott, und sein Volk war unser Volk geworden, seine Leiden die unsrigen. Wie fest setzen sich solche Jugendeindrücke! Kein Wunder daher, daß wir auch heute noch Theilnahme für dies Volk hegen und, mehr als diese, volle Bewunderung ihm entgegenbringen.

Oder wo ist ein Volksstamm, wo ein Glaube, der unter tausend Leiden, unter Jammer und Trübsal, in den Staub getreten, verflucht und fast vernichtet oft, in einem ewigen Martyrium lebend, den Thieren des Feldes gleichgestellt, Weib und Kind und Vaterland verlor, seine Habe den Winden preisgegeben sah, nur Eines nicht preisgab: die Hoffnung!

Die Wogen des Tiber rollten gleichgültig in's Meer, Schmutz und Elend häuften sich in den winkeligen

Ufergäßchen, welche von Haß und Habgier umlauert wurden — und das „auserwählte Volk, das Volk des Eigenthums“ lebte weiter. Mit blutigem Griffel, Scham im Angesicht, schrieb die Geschichte auf die Marmorsäulen Roms auch die Geschichte der Juden, dort können wir sie nachlesen vom stolzen Titusbogen an bis zu dem Porticus der Octavia, die Geschichte der Schmach und Schändung. Welche Leiden! Welcher Titanenkampf im lautlosen Widerstand voll Trotz und Demuth gegen die Könige und Götter dieser Welt! Welche wüste Strecke mühseligster Völkerstraße von dem babylonischen Exil bis auf die neue Zeit! — Wir sehen den wüsten Antiochus Epiphanes, der ihnen den olympischen Jupiter im Tempel errichtet, mit Frechheit den alten Gott verhöhnend. —

Pompejus erobert die heilige Stadt, und die römische Toga rauscht am Altare Jehovahs — — Marcus Licinius plündert mit räuberischer Hand den Tempel — dann kommen die entscheidenden Tage des harten Titus: Jerusalem fällt, und Israel wird, heimathlos, aber voll finstern Trotzes zur Sklaverei in die italische Fremde geführt. — Bei dem Triumphzuge, der dem Ende des tausendjährigen Reiches folgte, wo das olympische Heidenthum sein Siegesfest feierte, wurde die letzte Hoffnung, der kühne Führer und Gottesstreiter Simon Bar-Cochba im mamertinischen Gefängnisse am Fuße des Tempels des Jupiter Capitolinus erwürgt, und dann zu ewiger Schande der Bogen des Titus errichtet. Es kommen Trajans Bedrückungen — Hadrians erneute Zerstörung Jerusalems, Unterjochung und gänzliche Zertretung ihres Heimathlandes; dieß wird zur Wüste, und sie haben nun keine bleibende Stätte mehr. Nach Constantin erwächst ihnen ein schlimmer, ein tausendköpfiger Feind: das fanatische Christenthum, das ihnen mit Hohn und Spott das Kleid des Paria anziehen ließ und das Zeichen Kains auf Stirn und Hand drückte . . . . .

EINGANG ZUM ROEMISCHEN GHETTO.

Diese Gedanken kommen uns, wenn wir heute nachdenklich vor dem Porticusreste der Halle Octaviens, der stolzen Kaiserschwester, stehen. Hier beteten einst vor achtzehnhundert Jahren Vespasian und Titus zur Vorbereitung jenes Triumphzuges, dem die Juden als Hauptfigur beiwohnten, das Dankgebet. Hier entfaltet sich jetzt der größte Schmutz Roms, hier ist die Pescaria, der übelriechende Fischmarkt, der dicht an den schlammüberflutheten Ghetto gränzt. Hier steht auch jene berüchtigte Kirche S. Angelo, in welche die Juden zur Bändigung und Bekehrung durch zelotische Mönchspredigten wie wilde Thiere getrieben wurden. Hier ist der „Platz der Thränen“ — Piazza del pianto.

Wandern wir durch den Ghetto, so sehen wir die bleichen Nachkommen Abrahams, ein verkommenes Geschlecht, handelnd und flickend vor den schwarzen Höhlen kauern. Sie handeln mit den antiken Trümmerscherben und Fetzen der bunten, vergangenen Welt, und flicken ihre alten Lappen auf das neue Kleid der modernen. Tiefe, leidenvolle Augen stieren uns an, Niemand lächelt. Aus einem finstern Eckhause schallt der Ton einer verstimmten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

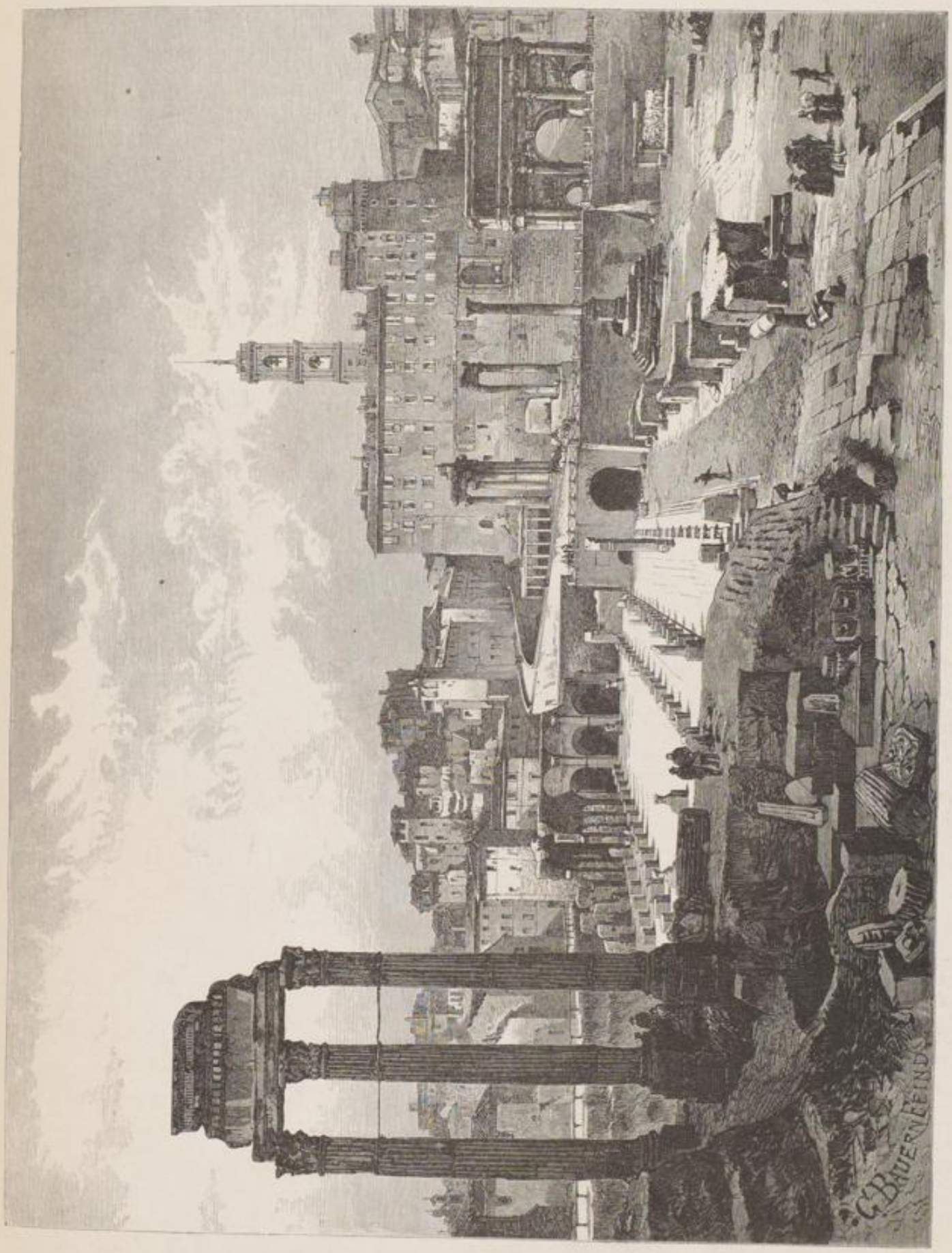
Guitarre und eine kreischende, näselnde Stimme singt ein monotones, abgerissenes Lied. Wir hören die Worte nicht; aber da drüben rauscht der Tiber, und es klingen durch unsern Sinn die schwermüthigen Strophen des Psalms: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind."

Viele Geschlechter wurden begraben, und da drüben, im Circus Maximus, der einst hundertfünfzigtausend jauchzende Menschen faßte, liegt der Judenkirchhof. Das ist ein einsamer Ort, und keine Freude lächelt auch hier. Hier fließt träge die schlammerfüllte Marrana zwischen seufzendem Schilfrohr dahin, und armselige Steine, von verbrannten wilden Kräutern und Gräsern, in denen die Cicade singt, überwuchert, zeigen den Ort, wo die Todten liegen, die keine lichte Hoffnung einstiger Vergeltung mit in's Grab nahmen.

Doch der frohe Glockenschlag der Erlösungsstunde ist endlich auch in den Ghetto gedrungen; der Erlöser, das geeinte Italien, rief sie aus den Winkeln hervor und reichte den Fluchbeladenen die Menschenhand, ihnen gleiche Luft, gleiches Licht und gleiche Liebe bietend. Die Juden von heute sind frei.

ALTE JUEDIN IM GHETTO ZU ROM.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



FORUM ROMANUM.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Eine k

„Ich sah
Den Feld
Dampfbo
Himmter
Wie tief
Der Blic
Und ober
Im Tem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

TIVOLI.

Eine kaiserliche Villenstadt.

„Ich sah, wie vom begrünten Saume
Der Felswand in gewalt'ger Wuth
Dumpfdonnernd in zerstäubtem Schaume
Hinunterbraust des Anio Fluth,
Wie tief in uralt finstern Klüften
Der Meergott in den Wassern rauscht,
Und oben in den milden Lüften
Im Tempel die Sibylle lauscht."

Erst in der Kaiserzeit war Rom zur Marmorstadt geworden, und nur schwer noch vermögen wir uns eine Vorstellung zu machen von der wahrhaft colossalen Verschwendung, die alsdann mit diesem edlen Material getrieben wurde. Vorher, bis in die letzten Zeiten der Republik hinein, war der Marmor, trotz des römischen Reichthums, trotz der Siegeszüge in Griechenland und im Oriente, fast unberücksichtigt geblieben, und Rom hatte eher einen armseligen Eindruck gemacht: kein einziges öffentliches Gebäude, selbst die Tempel nicht, zeigte Marmorsäulen. Darum erfuhr der Erste, der sein Haus mit einigen Marmorsäulen stützte, es war der Censor L. Crassus, nicht blos den scharfen Tadel seiner Freunde, sondern auch den Spott der Menge.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie anders darauf im kaiserlichen Rom, dem Rom des Claudius mit seinen fünf Millionen üppiger und raffinirter Einwohner, wo der Marmor, in einer Stadt von fünfzig Miglien Umfang, mit fast fünfhundert Tempeln, mit Bädern, unter denen eines allein über dreitausend Marmorwannen besaß, als Koth geachtet wurde. Dreißigtausend Zuschauer faßte das Theater des Balbus, wie das des Marcellus, fast vierhunderttausend der Circus Maximus. Das kaiserliche Rom wuchs sich selbst über den Kopf, es erdrückte sich selbst, es erstickte in seinem Luxus-Marmorgefängniß unter den Rosen schwelgerischer Ueppigkeit, im Blute seiner Lustspiele . . . .

Und wer in diesem Kerker lebte und noch ein Herz im Busen oder Nerven hatte, der sehnte sich hinaus, wohl oft genug, weit weg von dem wüsten Welttreiben, dem summte es mitten im Brausen römischen Straßenlebens in den Ohren, das Horazische:

Beatus ille qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis — —

Der sehnte sich nach einer Villa, wenn ihm auch das Pflügen mit eigenen Rindern schon zu fern lag.

Nach einer Villa auf jenen Bergen!

Wie der Magnet, vom Nordpol angezogen, wird auch unser Blick, mag er vorher noch so sehr in die Runde gegangen sein, mag er sich noch so sehr in den antiken Marmor verkrochen, in manche alte Leinwand oder Tapete verwickelt haben, doch immer wieder hinangewinkt von der freundlichen Form der fernen Berge, welche das glückliche Licht der römischen Campagna, die italische Sonne in einen Farbenreichthum hüllt, der oft die gewöhnlichste Wolke als einen Königsmantel erscheinen läßt.

Fast leichtsinnig geht der Himmel da drüben mit Silberglanz, mit Gold und Purpur um, und verschwendet sein Bestes an diese alten, nackten Berge, die ewig in reine Farbenharmonie gebadet stehen, und die im Staube der Großstadt vertrocknete, farblose oder immer farbloser werdende Seele einladen, theilzunehmen an der olympischen Erfrischung in Harmonie.

So geschieht's denn eines Morgens, daß der Fremde in Rom seine sieben Sachen zusammenpackt und in's Licht hinauswandert durch die Porta Tiburtina, die staubige braune, distelbewachsene Via Tiburtina entlang, den Blick auf die fernen Berge geheftet: das wasserreiche Tibur lockt auch uns.

Möchte Tibur, jenes Argivers Pflanzstadt,
Meines Alters Ruhesitz sein! O fänd' ich,
Aller Meere, Lager und Heeresstraßen
Müde, mein Ziel dort!

Horaz.

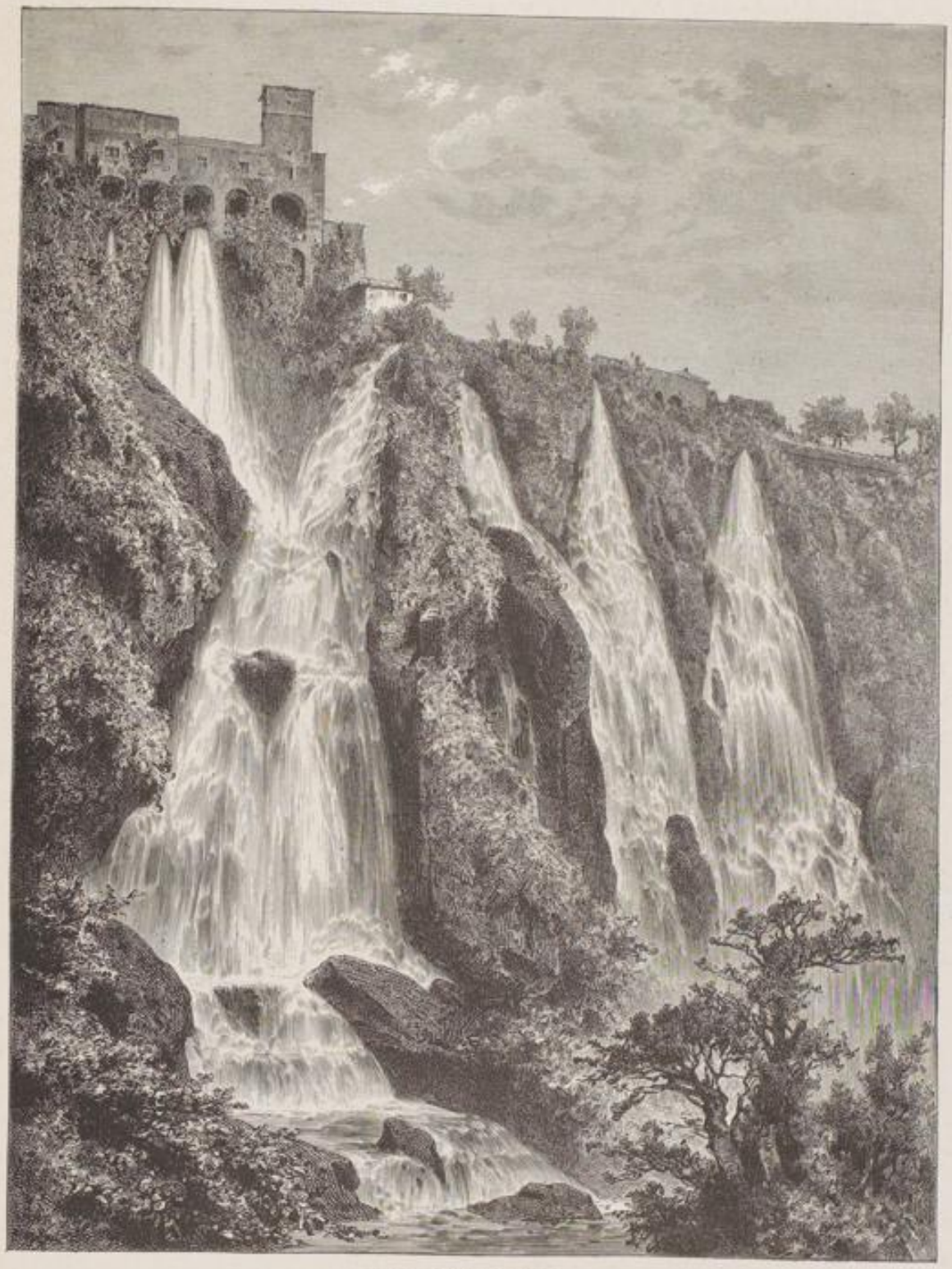
Wohl mag sich jeder, welcher der Lager und Heerstraßen dieser Landschaft genossen, der dann getrunken von den kühlen Wassern, an denen die Nymphen wohnen, als schönstes Ziel das liebliche Tivoli ersehnen.

Der Weg geht mitten durch die öde Campagnalandschaft. Keine Rebenpflanzungen, keine Fruchtbäume und Blumengärten — von der Gluth des Sommers verbranntes rothbraunes Farrenkraut faßt den Weg ein. Verbranntes Gesträuch wächst die trockenen Hügel hinan. Die kleine Blumenwelt, die sich mühselig zwischen den Wurzeln der Distelwälder nährt, Menthen und Melissen, haucht von der Sonne ausgekochte, berauschende Düfte aus. Darüberhin zittern die goldenen Strahlen, weben glitzernde Netze, in denen sie die blauen und weißen Falter fangen möchten, die so tagesmüde über die Ebene flattern.

Dichte Staubwolken wirbeln auf im Mittagswinde . . . .

Der Sang der Cicaden und Grillen erfüllt die Luft, Eidechsen schießen wie Pfeile über den Weg, ein Raubvogel zieht seine Kreise an dem ehernen Himmel, ein schmutziges Bäuerlein reitet vorüber: Dies ist weithin das einzige Leben.

Endlich zeigen sich die Häuser von Tivoli auf der vom Baume der Minerva dicht umwachsenen Höhe. Beim Ponte Lucano, neben welchem das dem Grabmale des Metella gleichende Grab der Plautier erbaut wurde, zweigt



CASCADEN VON TIVOLI.

sich der Weg nach der Stadt ab. Aber lang und mühselig windet er sich nach der Höhe immer zwischen den Oelbäumen hindurch, die mit dem Grau des Bodens und der übrigen Vegetation einen traurigen Anblick gewähren. Um so freudiger überrascht die durchaus verschiedene, wasserreiche andere Seite des Berges.

Tivoli! — Es giebt Orte, welche man der Fülle ihrer Erinnerungen und ihres unendlichen, unerschöpflichen Reichthums an landschaftlichen Schönheiten wegen nur mit einer gewissen Scheu betritt. Vertieft man sich allzugewaltig in diese, so wird man nicht fertig, und ist es einem vergönnt auch noch so lang zu weilen, der Abschied wird eben um so schwerer werden. So ein Ort ist Tivoli. Am besten ist es, seine Herrlichkeiten nur wie einen schönen Traum über die Seele gleiten zu lassen. Dazu aber genügt, unter dem Vestatempelchen zu sitzen, zu den Fällen des Anio hinabzusteigen, die Villa d'Este zu durchwandeln und die des Hadrian zum Abschiede zu besuchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vom Morgen bis zum Abend von den Strahlen der Sonne durchirrt, steigt der reizende Sibyllentempel oder Tempel der Vesta, von spitzem Fels getragen über der Schlucht empor. Von links tönt aus der Tiefe herauf das wilde Tosen des großen Falles, rechts fällt der kleine Strahl wie ein silberner, wallender Nymphenschleier über die grünen Ranken hinab in's Thal. Der Vorgrund ist ausgefüllt mit dichtem Gehölz aller Laubarten, aus dem hier und da stolze Pinien und die Pyramiden dunkler Cypressen hervorragen.

Ueberall verstecken sich lauschige, trauliche Plätzchen, von keinem Strahl der Sonne getroffen, den Nymphen geweiht. Rechts in der Höhe zeigt sich die freundliche helle Stadt. Eine schön geschwungene Brücke führt zu ihr; unterhalb dieser liegen reizende Felsengärtchen, Hütten an den Abgrund gebaut, wie auf den grünen Ranken schwebend, darunter noch die alten Wege des früheren Falles und tiefe Höhlen, die er im Sturze gewühlt. Im Hintergrunde ragt der sich in sanften Linien aufgipfelnde Monte Catillo, Weinreben und Oelbäume umhüllen seine Seiten. Und steigt man dann zur Tiefe nieder, so wechselt das Bild bei jeder Wegbiegung, und immer üppiger drängt die Vegetation, vom quillenden Wasser getrieben und gelockt, sich aus dem Felsen heraus. Wasserstaub erfüllt die Schlucht und kräftiger, kühler Duft von Laub und Kraut. Dringt man in die Höhlen ein, so glaubt man die Riesen-eingeweide der Erde blosgelegt und staunt über die Macht des Flusses, der den Fels dereinst in gewaltigen Adern durchzogen. Doch immer tiefer geht's hinab. Immergrüne Eichen und breitblättrige Ulmen fangen den letzten Blick der Sonne auf, den sie in dieses Schattenland werfen möchte. Das da ist die Grotte der Sirenen, wo das Wasser, plötzlich in geheimnißvolle Tiefe abstürzend, grollend und zischend verschwindet. Dann wieder zur Höhe.

SIBYLLEN-TEMPEL IN TIVOLI

Wie ein Garten unter Bäumen ist das Land zu schauen, und der Fuß zögert, aus diesen duftigen Schatten in die Sonne, in die Wirklichkeit zurückzutreten. Die purpurne Pracht der hier das ganze Jahr blühenden Alpenveilchen leuchtet aus dem Grün hervor und in den leisrauschenden Wipfeln singen jahraus, jahrein die Nachtigallen: Alle übrigen Töne werden sanft umschleiert von dem gedämpften Brausen der Fälle und auch die Seele wird in dem süßesten Traum befangen, und faltet ihre Flügel schweigend zusammen, nicht mehr zu scheiden von diesem Zaubergarten am Anio. So stehen wir am Rande des großen Falles, sehen die Wasser kommen und schweigend zur Tiefe gleiten, und wieder kommen, ohne Ruh, und wieder, und immer verschwinden unaufhaltsam. Aus den sich drängenden Wellen aber tönt es:

„Des Menschen Seele gleichet dem Wasser — —."

Vor dem Falle, wo die Fluthen noch in ruhigem Spiegel ahnungslos dahingleiten, entwickelt sich ein wunderliebliches Flußbild. Hier sitzen wir am Ufer in der Nähe des antiken Begräbnißplatzes und blicken, vom tiefsten Frieden umweht, über die glänzenden Wellen. Die Büsche und Bäume, sie wissen schier nicht, was beginnen, sie drängen sich über- und untereinander weg nach dem kühlen Elemente, und verwirren sich in dem wilden Rankengeflecht und hängen dann wie zum Sturze über dem Flusse: die glänzende Pappel, Esche und Eiche, Akazien und Erlen. In der Mitte der Wellen auf kleinem Inselstreifchen steht eine uralte Trauerweide. Sie läßt ihre langen lichtvollen Zweige wie Thränen auf die Wogen fallen, in dem dunkeln Blätterversteck aber singen heitere Vögel. Das jenseitige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ufer wird vom Schilf eingefaßt, aber ehe dieß die Höhe erreicht, stellt sich ihm schon der Weinstock als dichte grüne Mauer entgegen. Dahinter leuchtendes Mauerwerk und weiße Häusergruppen. Schmetterlinge flattern dicht über der Fluth dahin, ihr kleiner Schatten tanzt auf den Wellen, sie werden verfolgt von Sonnenblitzen, die sich, sowie ein leichter Windhauch die Wipfel öffnet, durch das Laub stehlen. Auch das Himmelsblau leuchtet herein, oder goldene Wolken gehen auf den Wassern.

Dann sinkt die Sonne. Ernster Schatten breitet sich über das Flußthal aus, aber der Purpur des Abends mischt sich mit ihnen und färbt auch die Blätter der Bäume mit den wundervollen Zaubertinten des Märchens. Scharen von Schwalben tummeln sich auf den Wellen und tauchen, vor Lust aufjubelnd, die kleine warme Brust in das purpurgoldene Wasser. Sie schwingen sich nach der Stadt zurück und suchen die Nester unter den Trümmern einer schönen Vergangenheit. Dann wird es Nacht unter den Zweigen — die Wellen schluchzen und seufzen — sie

BRUNNEN UNTER OELBAEUMEN BEI TIVOLI.

eilen dem Sturze zu, dessen Rauschen durch die stillen Stunden dringt. Ueber den Bäumen hebt sich der Mond empor.

In diesen ewiggrünen Wäldern, an den kühlen Ufern des Anio bedeckte sich zur Kaiserzeit der Boden mit unzähligen heitern Villen. Die Kaiser selbst wohnten hier, besonders Augustus, und um die Villa des Maecenas siedelten sich die Dichter an. Hier erklangen die Liebesweisen des Properz für seine Cynthia, das „goldene Mädchen von Tibur", mit der liebenden Nachtigall im Verein; hier umkränzt sich Horaz die Stirn mit Epheu und ladet die Freunde zu trautem Gespräch, der glücklichen Gegenwart genießend:

„Bring' dahin Wein und Salben und lieblichen
Aufwuchs der Rose, die allzukurz verblüht,
Da Jugend, Glück und der drei Schwestern
Schwarzes Geweb' es dir noch gestattet."

Hier dichtete Statius, der Bewunderer Virgils, und sang ein begeistertes Loblied der griechisch-schönen Villa des Vobiscus, deren Giebel Venus selbst mit der Locken Gedüft und Idalischen Salben benetzte, ihr unvergänglichen Reiz und olympischen Zauber verleihend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Von wo man hinaus zu dem schweigenden Wald blickt.
Wo nichts störet die Ruh', wo, unangefochten vom Sturmwind,
Schweiget die Nacht, und Gemurmel in lässigen Schlummer dich einwiegt."

Hier wandelten Catull, Martial und Tibull und waren glücklich im schönen Genießen. Auf dem Berge hatte Quinctilius Varus sein Heim, der das Leben unter südlichen Rosen mit dem Tode unter nordischen, düsteren Eichen vertauschte. Von jener Zeit sind nur arme Trümmer übrig geblieben, sie selbst aber lebt in den ewigen klassischen Liedern fort.

Aber auch die Werke der neuern Zeit gehen bereits dem Verfall entgegen. Im sechzehnten Jahrhunderte bauete hier ein anderer Maecenas, und ein anderer Horaz widmete ihm seine Gesänge. Das war der Cardinal d'Este und der heitere Dichter Ariost. Die Villa gehört nicht mehr dem längst erloschenen Geschlecht, ein Deutscher ist ihr Besitzer, und Deutschlands stolzes Reichswappen prangt über dem Portale.

Wie ist es so still hier geworden. Die Sonnenstrahlen irren und flirren in dem Arkadenhofe, dessen Wände sich mit Schlingpflanzen bedecken. Dicker Staub liegt in den Zimmern, und leise nur tritt der Fuß auf, die Schlafenden nicht zu wecken. Wir schreiten die Treppen hinab, zwischen Ranken und Sträuchern hindurch nach dem tiefliegenden Garten. Hier ist Alles wie verzaubert, und Wehmuth hat ihr schweigendes Reich aufgeschlagen. Wohl beeifert sich die liebende Natur, den Verfall zu verhüllen, zu überdecken mit Lorbeeren und Rosen, und frisches Leben zu hauchen in die verwitterten Steine; aber das Leichengewand schimmert durch Zweige und Blüthen, und von Trauer und Einsamkeit flüstern die Wipfel der Bäume.

Und doch, wie schön ist es hier. Das ist eines Dichters stille Welt. Dieser duftige Hain selbst ist ein Gedicht, im edelsten Stile geschrieben.

Wir wandeln im Schatten des himmelstrebenden Lorbeers, die Rosen küssen uns die Stirn, die Brunnen rauschen aus moosigem Gestein. Da drüben aber drängt sich die Sonne mit Macht durch die verwilderten Taxushecken und weiße Marmorstatuen erleuchten im bergenden Grün. Uralte Cypressen schließen einen Kreis in des Gartens Mitte: da plätschern Fontänen, da singen die Vögel „so süß und so traurig". Aber auch diesen alten Zeichen vergangener Pracht drohet des Himmels Blitz, Wipfel schon riß er zerschmettert herab, und die Tage der Edlen sind gezählt. Die springenden Strahlen, den Uhren gleich, sie murmeln geschäftig, geschwätzig, und hastig, voll ängstlicher Eile, als zählten sie Sekunden und fürchteten die Zeit zu verlieren. Trotzig mit gewaltigem Speer umstehen die Gruppe die stachligten Agaven, im grünen Gewande, eine treue Leibwache, starren sie der immer näher rückenden Zeit entgegen. Diese verkündet der Glocken Klang, der so verloren und trostlos über die schwarzen Wipfel dahinflattert. In den breiten überfließenden Wasserbecken, einst Spiegel der Venus, beschaut sich heute in stiller Trauer das schöne Gebäude der Villa. Ihr so blühendes Antlitz, sie sieht es täglich mehr und mehr verfallen. Wie verblichen auch ist das Gewand, es gleicht dem Kleide der Wittwe. Aber sie trägt es mit Würde.

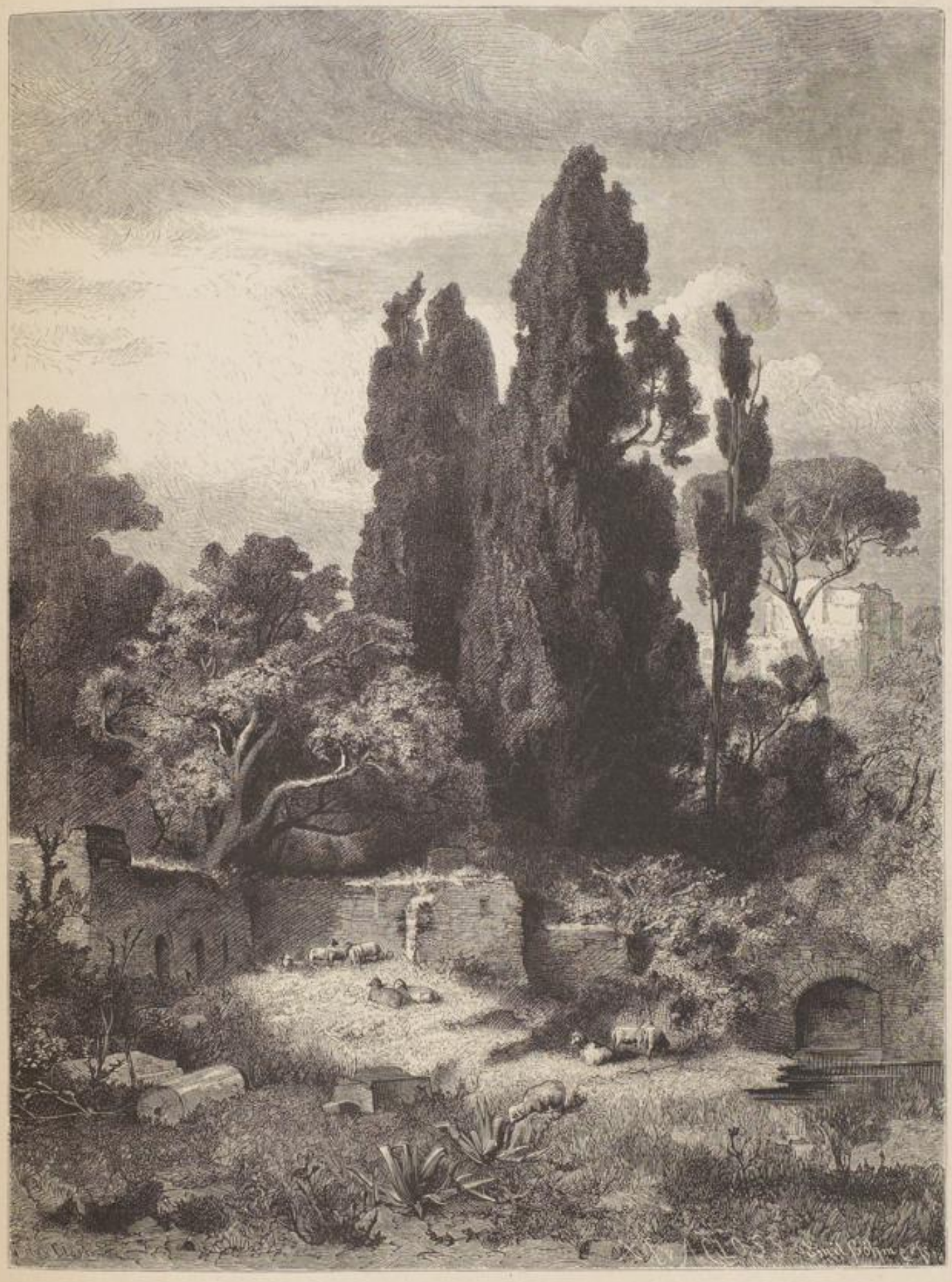
Wohin ist das schöne helle Lachen? Wohin Saitenspiel und Gesang? Wo die ganze fröhliche, bunte Maskerade? Das dürre Laub rauscht uns zu Füßen. —

Der Tag ist geschieden. Durch die Wolken tritt der stille Gefährte der Nacht und gießt sein silbernes Zauberlicht über den schlafenden Garten. Da schauern die Zweige, die Blumen öffnen ihre Kelche und hauchen süße Düfte umher. Die Wasser schwellen voll Sehnsucht zu den Sternen hinan. Und in den Gängen wird's lebendig. Die Marmorstatuen steigen von den Piedestalen und wandeln als selige Götter unter dem Lorbeergesträuch. Wo die schweigsame Sibylle sitzt, in jener düstern Rotunde der Platanen, ertönt das Muschelhorn, und Anio und Tevere, die feuchten Flußgötter, zerreißen die hemmenden Epheuranken und schreiten durch die Wellen daher.

Durch die Schatten der schwarzen Cypressen, durch Laub und Blumen huschen mit silbernem Lachen die schönen Römerfräulein, die Nichten der Cardinäle, in weißen wallenden Nachtgewändern. Die Nymphen der Quellen baden plätschernd die weißen Glieder hinter dem schwankenden Schilf. Du süßes Traumleben! Duft und Mondlicht in zauberischer Fülle.

Die Nachtigall schmettert aus dem Gebüsch am Hügel und möchte vor lauter Liebeslust das Herzchen fast verbluten lassen in Liedern — von Liebe singt sie, von nichts als Liebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

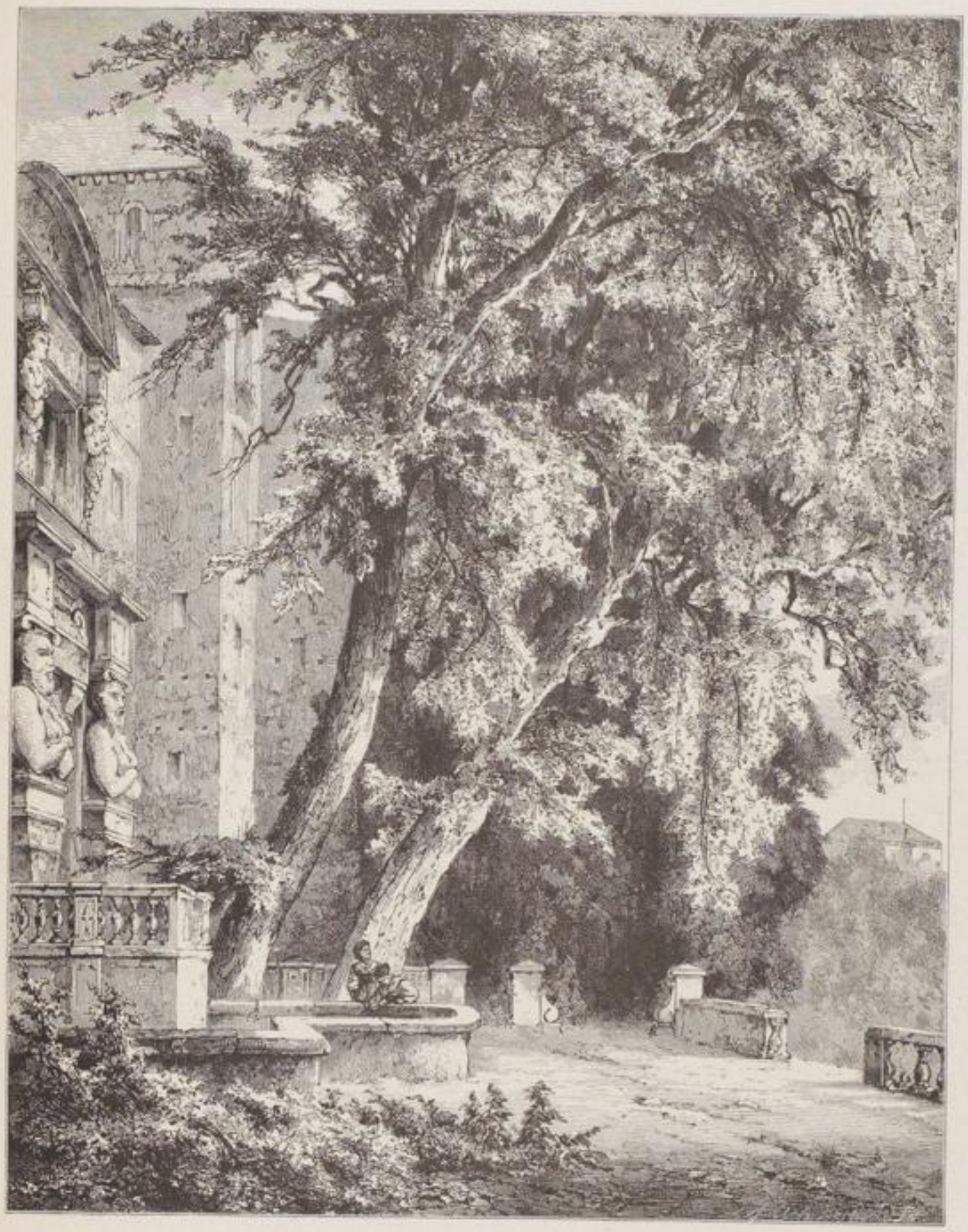


AUS DER VILLA DES HADRIAN BEI TIVOLI.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



IN VILLA D'ESTE.

Unter dem Glanze der Nacht, unter dem berauschenden Dufte des Traumes steht gebannt der nordische Wanderer, er lauscht den Klängen im Lorbeerbaum, und in seiner Brust ertönt die beseligende Lösung der sehnsüchtigen Frage: „Kennst du das Land?“ —

Entzückend ist der Blick unter den Eichen hindurch in die Campagna hinein, die wie ein Gewebe von Lichtstrahlen sich ausbreitet, strahlender nur durch den hier herrschenden, tiefen Schatten. Wie duftig verklärt erscheinen die Berge, vor allen der schöne ernste Soracte.

Und dort liegt Rom. Jene gewundene, weiße Heerstraße, die Via Tiburtina, führt durch die öde Ebene in die ewige Stadt. Noch darüber hinaus vermag man zu schauen. Da zeigt sich das Meer, ein glänzender Streif, wie am Himmel schwebend, und an seinen Ufern liegt Civita vecchia und Ostia, wo der Tiber das Land verläßt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und andere Städte auf Bergen und Hügeln. Frascati ist jene am düsterbewaldeten Monte Cavo, und dahinter verläuft sich, in Goldglanz gehüllt, die Campagna in sumpfigem Meerstrand.

Wir eilen hinüber auf Flügeln der Schwalbe und ruhen im Flug nur zum Scheiden vom glückseligen Tibur auf den Ruinen der Hadriansvilla. Die finden wir am Fuße des der Sonne zugekehrten Abhanges, da wo der Pfad in die verwilderte Campagna hineinführt. Hier blühete dereinst in Gold und Marmor, in Bronze und edlen Steinen die Schönheit der Welt. Ein kühner Meister, der im wilden Schönheitsdrange die Weiten der Erde durchwanderte, in allen Provinzen des allgewaltigen Römerreiches, am Ebro, am Nil, im griechischen Land nach Schönheit nur suchend, nach Schönheit: entwarf hier mit stolzem Griffel den Riß zu ihrem Pantheon, und berief alle Grazien zu Baumeistern.

Dann strömten die Herrlichkeiten der Welt hier zusammen, die Tempel Athens, Aegyptens, Asiens wurden

ZIEGENHIRTE.

geplündert, die Hände aller Meister in Bewegung gesetzt, um diesen Ort zu schmücken. Ueber sieben Miglien streckt sich der Prachtbau aus und spottet der Schwierigkeiten des Bodens, auf welchem Berge und Thäler, Flüsse und Seen geschaffen werden. Die Rotunden, von köstlichem Säulenwerk getragen, glänzen von Gold, und leuchten im Schmuck der eingelegten Edelsteine. Mosaik reiht sich an Mosaik, den Boden, die Wände und die Decken bekleidend. Feine griechische Vasen stehen zu Seiten der beiden Treppen, welche babylonische Teppiche bedecken.

Aller Zonen Blumen umblühen die steinerne Pracht, ihr Duft vermischt sich mit den aromatischen Wolken der Spezereien. Griechische Gesänge ertönen mit Begleitung der Flöte und der Harfe. Römische Krieger tummeln sich in silberstrahlendem Waffenschmuck. Doch immer neue Schätze strömen hinzu, des Kaisers Hände ruhen nie.

Heute? Wir lächeln nur des geschwätzigen Führers, wenn er spricht und erklärt: Auf diesem Hügel stand des Kaisers Palast, seine Schöpfung beherrschend. Dieß ist der Canopus, auf purpurnen Nilbarken glitt er auf ihm vom Schlosse aus zu den üppigen Thermen. Hier floß der Bach Alpheus. Dieß Feld hier oberhalb nennt man Hippodrom. In dieser versteckten Senkung lag der düstere Tartarus und hier blüheten die elysäischen Felder. Dieß

heißt die Akademie, jenes das Lyceum und Prytaneum. Die Mauern hier formten die prächtige Pökile von Athen und die daneben waren die Philosophenschule. Außerdem begegnen wir den Trümmern von drei Theatern, fünf Tempeln, den schönsten der Welt nachgebildet, einer Palästra, Bibliotheken und Kasernen.

Als die Schöpfung vollendet war, weihete der Kaiser sie, auf Rath der Priester, durch Christenblut. Die christliche Märtyrersage weiß von der heiligen Symphorosa und ihren sieben blühenden Söhnen zu erzählen, die rings um den Herkulestempel her den alten Göttern geopfert wurden.

Der jugendliche Benedict, als er der Sittenlosigkeit Roms entfliehen mußte, um in der Stille der fernen simbrivinischen Berge sich ganz dem Himmel zu widmen, sah die Prachtbauten der Villa Hadrians fast noch unversehrt. Das war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts; schon fünfzig Jahre später wurden sie durch die rohen Scharen Totila's von Grund aus zerstört. Seitdem wandelten die Kirchen, die Museen Roms und ganz Europa's mit Schaufel und Hacke hier heraus als Schatzgräber, und hoben den alten Glanz zu Tage, der jetzt die fernen Säle füllt.

Ziemlich wirr ist die Trümmermasse, und war schon oft die Verzweiflung des Archäologen, aber durch die prachtvollen Baumgruppen, durch die wilden, schönen Pflanzen, die so reich hervorschießen, sowie durch die sie umgebende Campagna, wird sie unendlich anziehend. Eine ganze Reihe von klassischen Landschaftsgemälden entwickelt sich, die für den feinfühlenden Künstler eine Fundgrube anderer Art werden, ewig und unerschöpflich.

Die Cypresse, der Baum römischer Ruinen, steht auch hier, und ihre alten Stämme ersetzen die Säulen der gestürzten Marmorwelt, der Epheu bildet den Teppich, der Akanthus die Capitäle, den Opferduft spendet die wilde Rose, und an Stelle der griechischen Flöten tönt der Frühlingssänger Lied. —

Im christlichen Rom.

„Ewig lebst du! Welch' ein Gedank', o Roma,
Aufbewahrt im Buche der Ewigkeit, ruht
Jeder deiner Tag', und die Weltgeschichte,
Dein nur ist sie!"

Das alte Rom ruhete auf dem Pantheon und dem Schwerte, das neue auf der Peterskirche und dem Kreuze. Das der Zukunft — wer doch weiß das? Aber Rom scheint die Ewige Stadt bleiben zu sollen. Welche Wandlungen! Welche tausendfachen Wandlungen! Alle überlebte es. Wie viele Sterne, einst ebenso hell wie der Roms, sind untergegangen, während der seine immer wieder durch die Wolken leuchtete. Wohin ging der Glanz Großgriechenlands, Sparta's, Athens, Karthago's, Aegyptens? Wie fiel selbst die stolze Byzanz vom Himmel herab . . .

Wohl, unter Alarichs Blutdampf scheint auch der Stern Roms verschwinden zu wollen. Von all den Millionen Bewohnern der Hauptstadt waren dreitausend bleiche blutige Schatten geblieben, die zwischen den Trümmern der stolzen Tempel, zwischen verbranntem Gebein, unter Leichen verzweifelnd umherirrten. Der Hohn ruft durch die Lande: Rom ist dahin! . . .

Da findet St. Augustin zwischen den Trümmern der Portiken, der Basiliken und der Paläste ein neues Rom: das Rom des Glaubens, die Gottesstadt.

Und das Volk der Hoffnung bevölkert das neue Rom. Die ewige Stadt steht fortan unter dem Schutze des Kreuzes, das sie, ein Siegeszeichen, vom Tode zum Leben geführt. Die wilde trotzige Macht des Schwertes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war gebrochen, die neue Macht war entstanden. Sie war nicht weniger stolz als die antike, und wird zur Uebermacht anwachsen, gleich jener. Sie wird mit der Wimper zucken und die Völker werden zittern. Sie wird mit der Hand winken, und Kaiser werden im Büßerhemd vor ihren Mauern stehen, Könige werden ihr die Scepter zu Füßen legen.

Wie ging die Zeit dahin: das vornehme Reich der Gothen in Italien wird geboren, lebt auf und stirbt, . . . so auch das der Westgothen, der Spanier, der Burgunder, der Franken, Karolinger: Alles fällt dahin, entblättert sich, stirbt, verweht. Das fränkische Kaiserreich war ein deutsches geworden: es blühen auf und verwelken die fränkischen Geschlechter, die schwäbischen . . . Rom bleibt, es ist für die Ewigkeit aufgehoben.

Und heute ist es die moderne Hauptstadt des neuerstandenen Italiens. Ist es in Wahrheit diese Hauptstadt? Cavour sagt: Die Hauptstadt wählt man aus gegenwärtigen Gründen, nicht aus vergangenen, aus Interessen, nicht aus Poesie, nach Ideen und nicht nach Umständen. Die Hauptstadt bestimmt sich nicht aus klimatischen Gründen, aus topographischen oder strategischen, wäre sonst London die Hauptstadt Englands, Paris die Frankreichs? Die Wahl einer Hauptstadt wird entschieden aus hohen moralischen Gründen, und das Gefühl des Volkes ist es, das dabei den Ausschlag giebt. Rom erfüllt in diesem Sinne alle historischen, intellectuellen und moralischen Bedingungen, welche die Hauptstadt eines großen Staates bilden, da es die einzige Stadt Italiens ist, die fast keine municipalen Erinnerungen hat. Ihre Geschichte, von Cäsar bis auf unsre Tage, ist die einer Stadt, deren Wichtigkeit sich weit über ihr Weichbild hinausdehnt, einer Stadt, bestimmt, die Hauptstadt eines großen Staates zu sein.

Inmitten der prächtigsten Monumente der antiken und modernen Roma vergaß man bald ihre Vorgängerin Florenz.

Rom ist nicht blos die poetische Hauptstadt Italiens, es ist auch die wahre moralische und politische. Mit einer geheimnißvollen Macht wirkte es schon im Alterthum und unterjochte sich ganze Generationen. Die Barbaren selbst: Odoaker, Theodorich, erflehten die Patriziertitel von den ohnmächtigen Kaisern. Eine geheimnißvolle Gewalt wirkt auf die Fremden: von Aeneas an, auf die Gallier, bis Hannibal, Alarich, Karl den Großen, Karl V., die Napoleoniden. Feuer und Eisen ward gegen die Stadt gebraucht, und doch beugten sie sich dann Alle wieder vor ihrer geheimnißvollen Größe.

Und wer nichts in Rom findet als das große Weltmuseum, in dem man die Kunst der ältesten Zeit und die modernste leichtlich studiren kann, wird doch unter diesem Geheimniß stehen. —

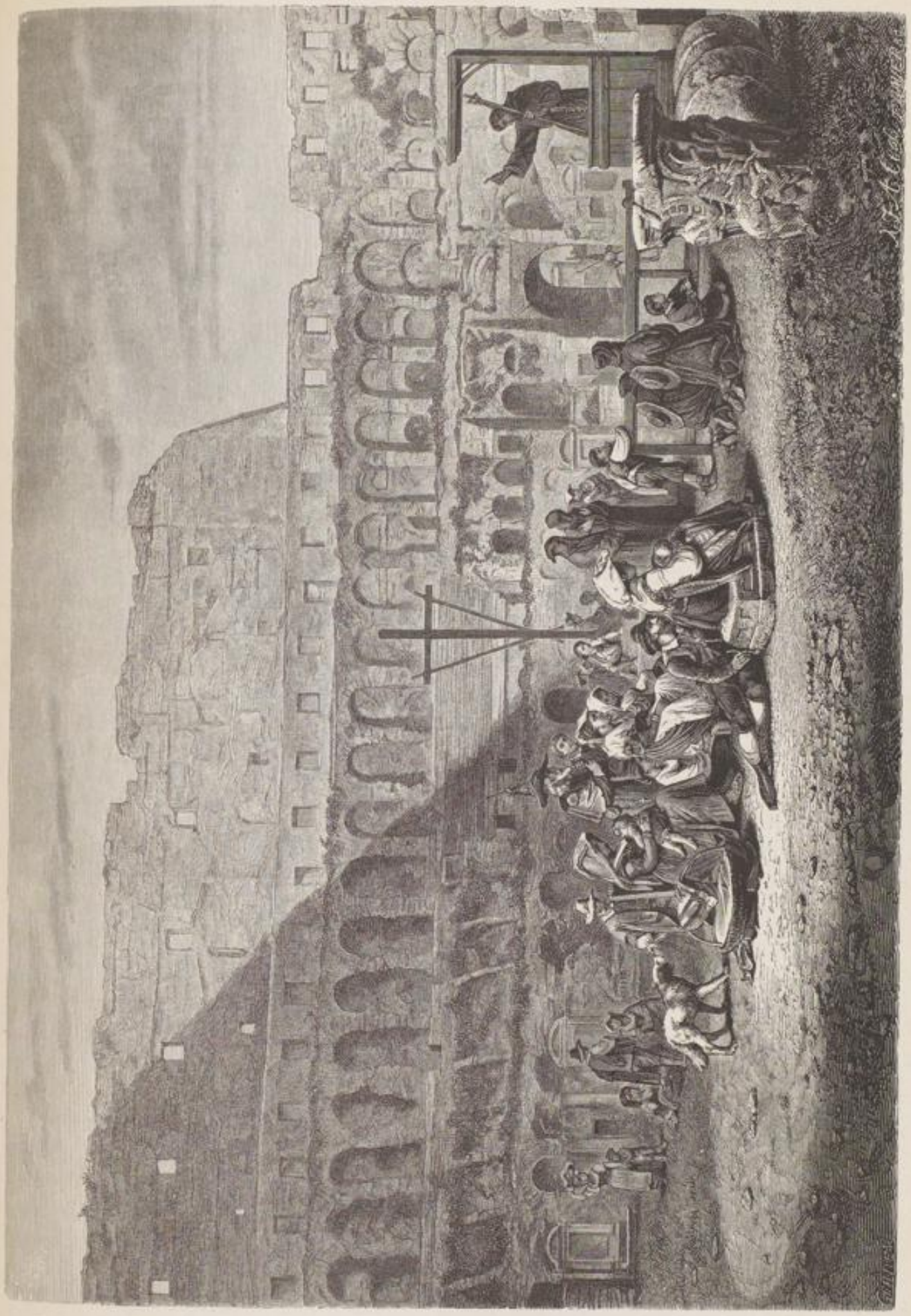
Mit dem kaiserlichen Rom verglichen, ist das christliche ziemlich unbedeutend geworden. Seine Größe versteht man gar rasch. Der Tiber theilt es in zwei ungleiche Hälften: auf seinem linken Ufer liegt das eigentliche Rom, im Norden des antiken, auf dem rechten die Vorstadt Leonina oder Trastevere. Die Stadt hat zweiundzwanzig Kilometer Umfang und wird in vierzehn Quartiere getheilt: Monti, Trevi, Colonna, Campo Marzio, Ponte, Pavione, Regola, S. Eustachia, Pigna, Campitelli, S. Angelo, Ripa, Trastevere und Borgo. Sie hat fünfzehn Thore, sechsundvierzig Plätze, zwölf Fontänen und — dreihundertsechzig Kirchen. Es ist eben das christliche Rom, das in der Peterskirche gipfelt.

Petrus ist der Gründer dieses christlichen Roms, wie Romulus der des antiken. Ueberall begegnen wir der Spur dieses Märtyrers. Wir überschauten die Stadt vom Aventin, von S. Sabina aus, und steigen heute zunächst zu einem einsamen Kirchlein nieder. Es heißt S. Prisca, und wurde, der alten christlichen Sage nach, auf den Trümmern des Hauses erbaut, in welchem das mit den Aposteln befreundete, ursprünglich jüdische Ehepaar Aquila und Priscilla wohnte und Teppiche webte.

Paulus fand sie auf seinen Reisen zu Corinth. Sie waren, wie es in der Apostelgeschichte heißt: „neulich aus Wälschland gekommen, darum, daß der Kaiser Claudius geboten hatte allen Juden, zu weichen aus Rom.“ Paulus arbeitete mit ihnen. Petrus aber bewohnte später zur Zeit seiner römischen Gefangenschaft ihr Haus und taufte die Christumliebenden in des Faunus Quelle.

Petrus und Petrus, hier und überall begegnen wir seinen sagenhaften Fußstapfen in Rom und Umgebung, und verfolgen sie bis zur Pforte seines Domes. Auch durch die schwarzen Schauer des mamertinischen Gefängnisses am Forum klingt der Name des armen Fischersohnes Simon Petrus. In diesem unheimlichsten der Kerker, der im grauen Alterthume von Ancus Marcius in den feuchten Felsen gehauen wurde, lag einst Manlius, wurden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



PREDIGT IM COLOSSEUM.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erdrosselt die Anhänger des Cajus Gracchus, die Verschworenen des Catilina. Dreiundvierzig Fürsten der Aetolier wurden hier erwürgt, Jugurtha, der wilde, trotzige Numidier, Simon Bar-Cochba, der Juden Feldherr; hier wurde geköpft Sabinus, des Tiber Minister, der allmächtige, ehrgeizige, schöne Sejan lag hier — — Blut floß über Blut, und die Verzweiflung stieß die Köpfe sich entzwei an den undurchdringlichen Mauern, und verschied unter wilden Flüchen.

Welch anderes Bild ist dieß: wir sehen den alten Petrus, den ersten Märtyrer, zum Tode bereitet und bereitend, hier stehen inmitten einer kleinen Schaar Mitgefangener, wie er diesen das Evangelium der Liebe verkündigt. In Kraft des Glaubens entspringt dem Stein eine silberne Quelle, an welcher die an der Schwelle des Todes Stehenden die Häupter beugen, um demüthig die Taufe zum neuen Leben zu empfangen. Ein Säulenstumpf, ein kleiner Altar und ein Wasserbecken sollen an jenen Tag erinnern. Wir aber steigen aus Finsterniß zum Licht, überfliegen im

IN DER VILLA BORGHESE.

Traum jene lange Zeit von achtzehnhundert Jahren und heben die Augen aus der Tiefe, in welche jenes Senfkorn des Evangeliums zum Keimen gelegt war, empor zum Kreuze der Peterskuppel.

„Tutti convengon qui d'ogni paese!“ (Dante.)

Wir stehen auf dem Petersplatze. Wie die gewaltigen Schwingen eines Erzengels umschließen die Säulenhallen Bernini's den weiten Platz, auf dem die Völker sich versammeln können, wie die Küchlein sich versammeln unter die Flügel der mütterlichen Henne. Aber still und öde ist es heute hier, die weite Fläche ist erfüllt von den Nachmittagsstrahlen einer herbstlichen Sonne, und die Fontainen rauschen verschlafen wie im Traum.

Müdes Landvolk, staubbedeckt, daher gepilgert aus der Ferne der sabinischen, volskischen und der Hernikerberge, liegt in malerischen Gruppen auf der breiten Freitreppe vor der Kirche herum. Es sind dunkeläugige Männer und Weiber des ärmsten Volkes, hager und dürftig, mühselig und beladen. Sie kamen voll Glauben, sie wollen dem ehernen Apostel da drinnen die Füße küssen. Sie bringen Kinder und Kranke mit, und hoffen Heil und Erlösung von dem, der auch dereinst arm und barfuß, geplagt und zermartert, ein von aller irdischen Hülfe verlassener Bettler, von den dürftigen Fischerhütten des fernen Genezarethsee's hierhergewandert kam, und dem zu Ehren der prächtigste Tempel gebaut wurde, vor dem sie eben im Staube liegen.

„Du bist Petrus!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier waren einst die Gärten und der Circus Nero's, des Christenverächters, dem die gemarterten Christenleiber, in Pech getaucht, zu seinen nächtlichen Orgien leuchten mußten. Ewig wähnte er seine Macht und sein Reich, und wie ein Staub im Winde, wie ein Schatten in der Wüste erschienen ihm die armseligen Christen auf dem Wege. Wie konnten die aller Lust Entsagenden, den Schmerz Verachtenden von Wichtigkeit sein für ihn, der in der gesteigerten Lust, im raffinirten Genusse bei Verneinung aller Liebe die Aufgabe seines Lebens und Waltens erkannte?

Petrus kommt nach Rom, getragen von den Flügeln der Wahrheit, gehoben von der Macht einer gott- und menschenversöhnenden Idee. Er stirbt den Märtyrertod in dem neronischen Circus. Der Same der Idee aber ist auf guten Boden gefallen, und keimt auf, vom Blute gedüngt. Seinen Körper legen fromme Brüder und Schwestern unter Thränen, doch voll Hoffnung der Auferstehung, in jene dunklen Katakomben. Der heilige Anaclet baut 24 Jahre danach an der Stelle des Todes eine kleine unterirdische Kapelle. Später dem Katakombengrabe enthoben durch einen mächtigen Kaiser und dessen fromme Gemahlin, Constantin und Helena, entsteht über dem Gebeine eine jener schönen Basiliken, und die Frömmigkeit beeilt sich alsbald, diese neue Grabstätte in ihren Kapellen, Altären, in Fußboden und Decke auszuschmücken mit der reichen Pracht jener Zeit an Gold und Silber, Marmor und Mosaiken. Der Körper des Heiligen genießt größter Verehrung. Das christliche Kaiserthum geht nach Byzanz und die alte heidnische Herrlichkeit Roms versinkt mehr und mehr. Schweigen breitet sich über die Stadt der sieben Hügel, über das Tiberthal, und die Campagna ringsum verödet. Mitten aber in dieser Oede und Stille, nicht geblendet mehr, nicht mehr beeinträchtigt durch kaiserliche Pracht, brütete unter den werdenden Ruinen das Papstthum sich aus. Bald hob es sich höher und höher, raffte den königlichen Purpur um die Schultern, nahm mit den Schlüsseln des Himmels auch das irdische Schwert Petri und gebot dem Erdkreis. Da um diese Zeit aber die ursprüngliche Pracht des Petrusgrabes verblichen war, so keimte in dem Geiste eines dieser Statthalter des Himmels der Gedanke und ward zum großen Plane, dem Heiligen einen würdigen Tempel zu bauen, einen Tempel, der durch alle Zeiten ragen und alle Völker in seinen Hallen versammeln sollte.

Nicolaus V. war dieser Papst. Er gab den Befehl, die Basilika, in der einst Karl der Große von Leo III. gekrönt worden war, zu zerstören.

Jetzt kamen hundertunddreißig Jahre, in der viele Meister im Glauben und nicht im Schauen baueten. Achtundzwanzig Päpste stiegen während dieser Zeit auf den Stuhl Petri und stiegen wieder herunter. Und gerade als sich über den Alpen die Reformation vollzog, bauete Raphael, der größte Reformator in dem Reiche der Kunst, an dem der Ewigkeit bestimmten Gebäude. Das war eine Zeit!

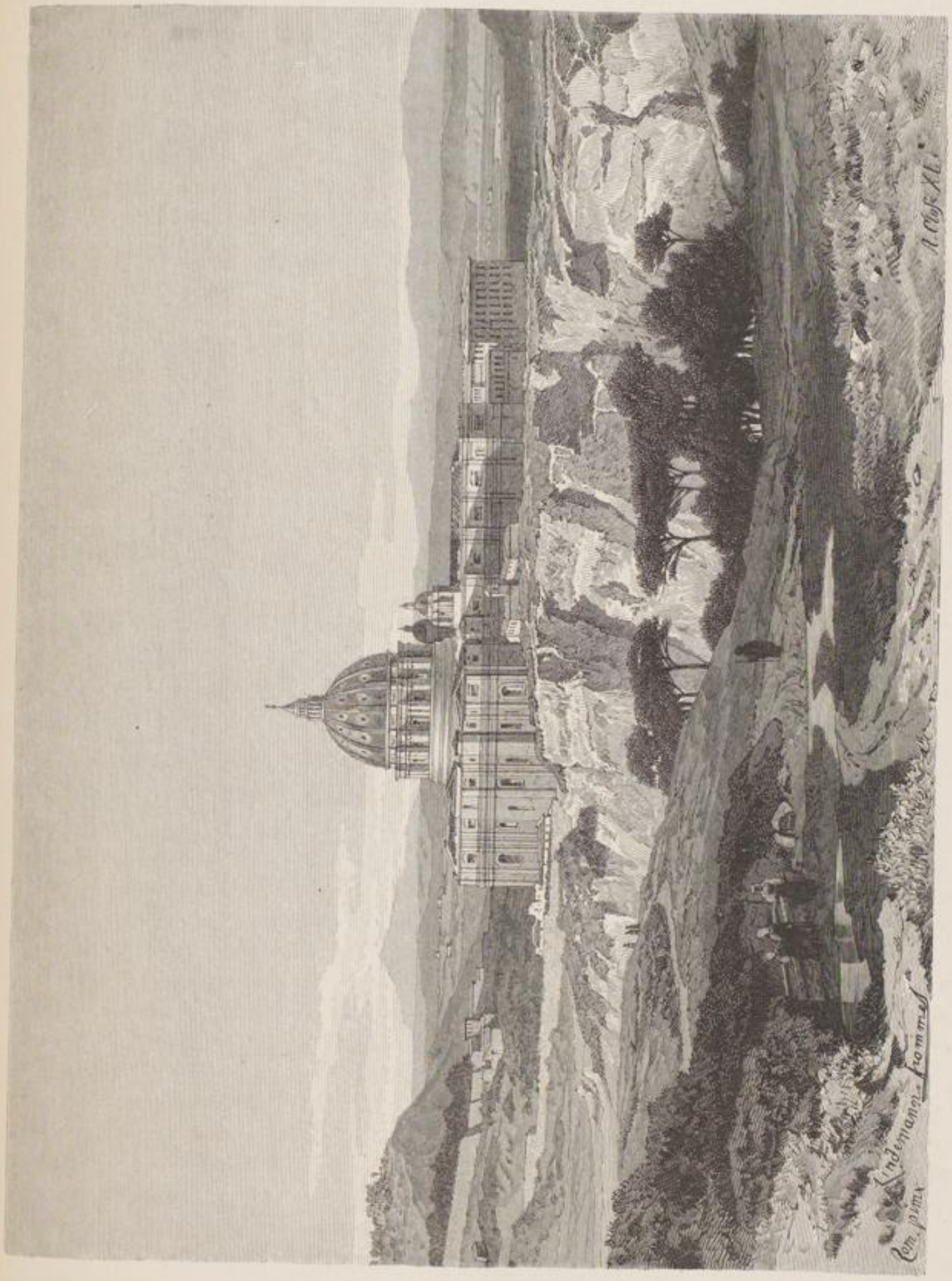
„Siehe da!" sagte Pope, „das ist das goldene Zeitalter des großen Leo! Jede Muse ersteht aus ihrem Todesschlafe und richtet ihren von der Zeit verwelkten Blumenkranz zurecht. Der alte Genius Roms schwebt über seinen Ruinen, schüttelt den Staub von sich und erhebt sein mächtiges Haupt. O Sieg der Künste! Die Bildhauerei und ihre Schwestern entsteigen den Gräbern; der Marmor athmet, der Stein bekleidet Formen; von lieblichen Weisen ertönen erhabene Tempel!"

Julius II. und Leo X. waren wohl die mächtigsten Bauherren, und Bramante, Rafael und Michel Angelo die vornehmsten Baumeister; doch die Hände und Gedanken unzähliger Anderer verschoben den ursprünglichen Plan und zersplitterten den einheitlichen Sinn bei der nachmaligen Ausführung. Platen hat daher sicherlich recht, wenn er von diesem Gebäude sagt:

„Meister entwarfen dereinst zum schönsten Gebäude der Welt mich,
Stümpern erlag nachmals, plumpen Geschmacks, der Koloß:
Mäßige Tempel darum, nicht riesige, bauten die Griechen,
Wo Jahrhunderte dran stückeln, wie kann es gedeihn?"

Ein Gedanke aber ist an diesem Dome mit Glanz zum Ausdruck gekommen, das ist der Gedanke des Papstthums. Ja, das Papstthum ist an ihm ausgedrückt mit seinem ganzen, gewaltigen, erdbeherrschenden Stolze. Nicht das Christenthum in seiner weltverleugnenden Demuth, auch nicht einmal der Katholicismus. Dieser, wie jenes werden erdrückt unter den gewaltigen Steinmassen. Nein, die Peterskirche ist ein Werk wie das Kolosseum, wie die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



DIE PETERSKIRCHE VON VILLA DORIA PAMFILI AUS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Riesenpyramiden Aegyptens: einer stolzen Herrscherlaune entsprungen, doch nimmermehr dem Wunsche, dem Willen, dem Herzen eines gläubig anbetenden Volkes. Hier, unter diesem kalten, steinernen, goldbedeckten Himmel beten wir nicht; wir haben kein Herz für einen Christus, der über den Eingang zu seines Vaters Wohnungen in goldenen Lettern das stolze Wort schreibt: Christus vinxit, Christus regnat, Christus imperat! Seinen Tempel müssen andre Worte zieren, und lieblicher wohl tönte es: Christus amat, Christus docet, Christus exaltat! In jeder armseligen Dorfkirche können wir beten, wo die Seele frei vom Staunen, in sich selbst gesammelt, ganz in Demuth dem Höchsten gehört. Hier sind wir nur Staunen. Wir bewundern, wir messen und vergleichen, aber fühlen jene Stelle des Herzens, wo tief in einem Winkel verborgen bei jedem wenigstens noch ein Rest des kindlichen Glaubens wohnt, der mit süßem Schauern die einfachen Gesänge der Christnächte der Jugendzeit, den freudigen Klang der Osterglocken vernimmt, jene Stelle fühlen wir hier unberührt. Diese Sammlung, die auch das ungläubigste Gemüth

AM BEICHTSTUHL.

zu Zeiten wieder auf der Kindheit Rosenauen zurückführt, wird uns in Rom nirgends. Der übertriebene Luxus schließt den Glauben aus, oder verwandelt ihn in Aberglauben. —

„Zu Rom, zu Rom in der heiligen Stadt,
Da singt es, und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Procession,
Der Papst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Papst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone."

(Heine.)

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagt Christus, und diese meist alten, dem Grabe zuwankenden Männer, oft zitternde Greise, setzten sich noch fest in dem weltlichen Reiche. Sie rafften den königlichen Purpur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um den alternden Leib, gürteten die Toga zu Krieg und Streit, und der ganze große Erdkreis vom Aufgang bis zum Niedergang, Himmel und Hölle, der Tod und der Teufel mit dem ganzen Reiche der Finsterniß, mit Fegefeuer und Erlösung, mit Fluch und Gnade, alle Blitze des entthronten Zeus, zu zerschmettern die Seelen der Lebenden, wie der Abgeschiedenen, zu treffen das Haupt des Herrschers fernster Reiche und seiner Völker — Alles dieß und noch mehr war in die Eine Hand, in des Papstes Hand gelegt. Er war Gott, und wäre er der Sünder größter. Er war Weltenkaiser und wäre er eines Bettlers Kind gewesen. Die Furien des Krieges, wie die Engel des Friedens waren seine gehorsamen Boten, die er mit Schwert oder Oelzweig nach seinem Willen, ohne Recht und Gerechtigkeit unter die zitternden Völker zu seinen Füßen sandte.

Er war ein Fürst dieser Welt und dieser Dom ist sein Thronstuhl.

Ein Gang durch diese Säulenhallen führt uns „wie auf einer Via Appia des Papstthums" an vielen Gräbern dieser Herrscher vorbei, die uns nichts als der Welt Eitelkeit predigen, und die in unserm Innern Erinnerungen wach rufen, die zur Heiligkeit des Ortes sich oft nimmermehr schicken wollen. Historisches Interesse mögen alle, künstlerisches die meisten erwecken, den frei denkenden Geist erfreut keines. Ja:

„Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert."

Dort über jener Thür der Chorkapelle steht ein einfacher Marmorsarg, er wartet auf den Nachfolger des letztverstorbenen Papstes, dessen Namen er jetzt noch trägt. Er hat die Bestimmung, als provisorische Stätte zu dienen dem Leibe des Todten bis wiederum sein Nachfolger vom Throne steigt. Ein mächtiges Memento mori, auch eine Mahnung zur Liebe — wer aber lernte daran?

Die Grabmäler der zwei durch ihre hohe Kunstliebe und glühende Förderung aller Kunst ausgezeichneten Päpste: Julius II. und Leo X. finden wir nicht unter dieser Versammlung von Todten. Der Erste, der kühne Streiter für die Einheit Italiens, „der Erlöser Italiens von innern und äußern Tyrannen," dessen mächtigem Wesen das titanische Genie Michel Angelo's entsprach, und dem wir die eigentliche Grundsteinlegung des Domes, die Malereien der Sixtina, die Loggia des Bramante, die Stanzen Rafaels und vieles Schöne verdanken, liegt in S. Pietro ad Vincula; Leo X. aber im Chor des Tempels der S. Maria sopra Minerva. Er war aus dem Hause der Medici, dem Cultus des Schönen aus tiefster, feiner Seele ergeben, als dessen Priester er Rafael über Alles liebte. Sein Motto war: „Laßt uns des Papstthums genießen, da Gott es uns verliehen hat." Er genoß seiner in feinsinnigster Weise.

Diese achtzehn Jahre des Papstthums, von der Thronbesteigung Julius' bis zum Tode Leo's schließen Jahrhunderte der Bildung und italischer Kunst in sich ein, und sind deren schönste, glänzendste und wichtigste Epoche. Vor vielen unbedeutenden Päpsten würden wir gern diesen beiden Schirmherren der Kunst das herrlichste Grab im St. Peter gönnen. —

Aber nicht blos Päpste schlummern hier.

Protestanten mögen wohl mit eigenen Gedanken vor dem Grabmal Christinens, der abtrünnigen Tochter des für den protestantischen Glauben gefallenen Gustav Adolf, dieser leichtfertigen Königin und ausgezeichneten Frau des siebzehnten Jahrhunderts stehen; Deutsche mit stillem Grimm das Relief betrachten, das den Sarkophag der Landgräfin Mathilde schmückt, von Urban VIII. errichtet, auf dem sie einen vaterländischen Herrscher in schimpflichster Erniedrigung barfuß und im Gewande des Büßers erblicken: Canossa! Musiker beschäftigen ihre Gedanken an dem Grabe Palestrina's, des edlen Reformators auf dem Gebiete der Tonkunst. Künstler erlauschen die ersten Flügelschläge des Genius Michel Angelo's vor jener Kapelle am Eingange, genannt nach dem berühmten Erstlingswerke, der Pietà dieses Meisters, gemeiselt von einem Griechen im christlichen Glauben. Gläubige küssen den glänzenden, durch die Jahrhunderte abgenutzten Fuß der uralten Bronzestatue des Apostelfürsten; und wer kirchlichen Prunk, liebt, der wähle sich die Tage, an welchen das Papstthum noch heute seine ganze mittelalterliche Herrlichkeit entfaltet: das ist zum heiligen Osterfeste. Wer romantischen Gemüthes ist, und das sind ja viele Tausende, wem der Weihrauchduft zu Häupten gestiegen und den Sinn betäubte, der denkt an Tanhäuser, wie er einst zu Urban's VIII. Zeit,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vielleicht gleichzeitig mit Galileo Galilei, am heiligen Dom erschien, den erfassen wohl eigene Ideen über der Schönheit Teufelei, und er dichtet:

„Ich möchte flechten um mein haupt
viel spitze dornenreiser;
ich möchte wandern hin nach Rom,
wie du, mein ahn, Tanhäuser.

Dort würf' ich auf die kniee mich,
ein demuthsvoller beter,
ich flehte gottes gnade an
im ewgen dom Sankt Peter.

Ich wollt' des heil'gen vaters fuß
zu küssen mich erkühnen,
ich wollte fragen, wird das reis
noch einmal wieder grünen?" („Neuer Tanhäuser.")

Aber auch das Reis der Kirche will dürr werden, seit das Wasser des Lebens nicht mehr lauter und rein fließt, und wie den Sieg des Heidenthums über das Judenthum beim Falle des Tempels zu Jerusalem der Titusbogen, den des Christenthums über das Heidenthum beim Sturze des Jupiterheiligthums der des Constantin verewigt, so ist heute, wo die Freiheit des neunzehnten Jahrhunderts über die alte Knechtung siegte, die Porta Pia der vorläufige Triumphbogen der neuen Zeit, und Sankt Peters Tempel ist erschüttert in seinen Fundamenten.

Auch er wird einmal Ruine sein! —

Eine recht fröhlich pulsirende Lebenslust kommt in Rom nirgends auf, der glückliche Leichtsinn verläßt uns total. Wir wandeln über Gräbern, wir betreten Stätten des Todes. Wir mögen uns wenden wohin wir wollen: überall werden unsre Gedanken dem frischen Leben abgezogen. Wie anders weiter nach Süden, in Neapel! Dort denkt Niemand an den Tod, dort vergißt man unter den Rosen und Reben von heute die Thräne und Trauer von gestern, dort lebt man nur der sprudelnden Gegenwart, und läßt die Todten ihre Todten begraben. In Rom, wenn wir auch einmal meinen, recht von Herzen froh und übermüthig sein zu wollen — nein! die Becher klingen nicht, der Wein funkelt nicht, auch die Rosen sind so bleich. Sie wuchsen auf aus der Asche zerbrochener Urnen und Särge.

Am Monte Testaccio ist es so gut sein. Keller reiht sich an Keller, und jeder ist so herrlich kühl, und drinnen liegt Faß bei Faß, gefüllt mit den köstlichsten Weinen der Romagna, die Freude des Zechers. Vor den geöffneten Kellerthüren breitet sich ein sonniger Wiesenplan aus, drauf stehen uralte, weithin schattende Eichen und Platanen, und unter diesen zahlreiche Tische und Bänke. Hier ist des römischen Volkes Himmel, denn wenn auch das Wasser der Stadt ganz vorzüglich ist und die Fontana Trevi noch so verführerisch rauscht, so zieht doch der echte Römer den schlechtesten Wein dem besten Wasser vor — und hier ist er sehr gut. Das muß wahr sein, sonst hätte Victor Scheffel seinen famosen Trompeter nicht bis in die feuchte gefährliche Nachtluft hinein am Scherbenberge zechen lassen; sonst hätte Goethe's schöne Römerin mit ihrem Onkel, und Goethe selbst mit einem ganzen Tisch voll Deutscher nimmer hier dem Weine gehuldigt; sonst hätten — — ja, ja das reizende Vestatempelchen, dieses Götteridyll am Tiberufer, sah schon manchen Jünger der Kunst und wie viele Laien die Straße der Marmorata dahergeschwankt kommen, und an manchen entzündeten Purpurnasen hätten die Vestapriesterinnen ihr Feuer wieder entflammen können. An sonnigen Sommersonntagen und zur Zeit der alten Bacchusfeste, im weinspendenden Oktobermonat erschallt dieser Prato del popolo romano von Musik und Tanz, das Ritornell ertönt, dieser lyrische Ausfluß römischen Gemüthes; das herausfordernde, sich immer wilder steigernde Geschrei der Morraspieler erfüllt die Luft und der rothe und weiße Wein fließt in Strömen.

Die römischen Campagnaweine genügen, um die Bürger der Stadt, wie die Bauern der Umgegend vollauf zu sättigen, und das ist nothwendig, denn Trinken ist ein römisches Lebenselement. Genzano, Frascati, Albano, besonders aber Genzano und Velletri liefern vorzügliche Stoffe und sind sozusagen die Fässer, welche zu jeder Jahreszeit angezapft werden. Die Weinberge in den Hügeln von Albano erfreuen sich einer unausgesetzten, liebenden Sorgfalt ihrer Besitzer, und der Winzer ist in jedem Hause eine persona grata. Ueberwältigend mächtig, urplötzlich berauschend und heimtückisch sind die römischen Weine nicht, aber sie sind liebenswürdig, angenehm, erfreulich zu trinken, indem sie der Zunge in sanftester Weise schmeicheln. Außer den genannten erfreut sich noch eines alten und ausgezeichneten Rufes der Montefiascone, der an den Abhängen der Hügel reift, die sich in dem lieblichen See von Bolsena spiegeln. Der Moscato von Montefiascone, bekannt unter dem sagenhaften Namen Est-est, ist noch immer Gegenstand des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eingehenden Studiums jedes Romfahrenden, und fast alle sind darin einig, daß der Name der Stadt nicht von dem Volke der Fisconi, sondern von Flasche abzuleiten sei, und geben dem Prälaten Johannes Fugger (natürlich ein Deutscher) so gern recht, daß er sich unter den Veranden von Montefiascone festfuhr, sich im edelsten Weine das Zipperlein und schließlich den Tod ertrank, und besuchen sein Grabmal in der Kirche des heiligen Flavian mit frommer Andacht. Nicht schlechter ist der Wein von Orvieto. Er, wie der vorgenannte, sind Kinder eines vulkanischen Bodens, und paaren vulkanisches Feuer mit der sonnigen Lieblichkeit der rosenduftigen Oberwelt. Ebenso der Aleatico und der „heilige Wein" (Vino santo) von Ascoli.

So sehr nun der Römer Freund bacchischer Gaben ist, giebt er im Zechen doch gern die Krone den blonden Nordlandsbarbaren, und wenn die deutsche Sprache seiner Zunge viel zu rauh erscheint, Ein Wort hat er ihr doch abgelernt, ein Wort, das bis in die fernsten Berge hinein in jeder Schenkendirne Mund lebt, das große Wort: Trinken's Wein! — Trinken's Wein! versteht jeder Römer, vom Papste an bis hinab zum verschämten Bettler, der lauernd und flehend um die mit Zechern besetzten Holztische des Scherbenberges schleicht. Aber das Wort hat einen römischen Zusatz: alla Tedesca! So lautet es vollständig: Trinken's Wein alla Tedesca, und so klingt es sogar in den Ritornellen wieder:

Sora Francesca!
Voglio venir alla cantina vostra
Per far un Trinken's Wein alla Tedesca.

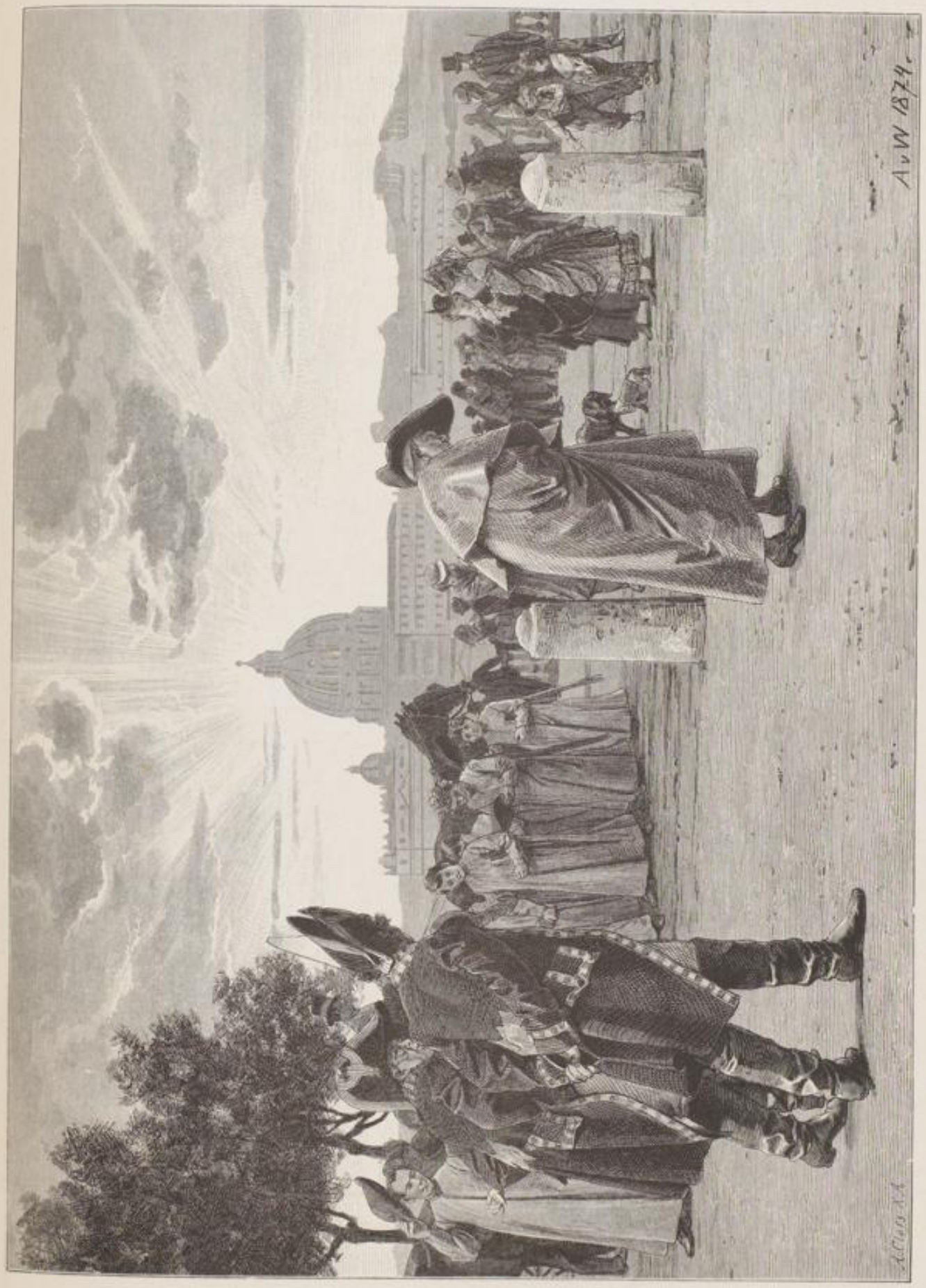
Ein deutscher Dichter, der dieser Einladung voll jugendlich-wilder Leidenschaftlichkeit nur zu oft folgte, und dessen „Blüthen der Muße aus Rom" zum großen Theil auf diesen Weinwiesen am Testaccio gepflückt wurden, ist uns auch heute ganz nahe. Da drüben, wo die schwarzen Cypressen über die Mauer ragen, ist der Ghetto der protestantischen Todten, nicht Kirchhof, nicht Friedhof, denn Kirche und Frieden ist ihnen nicht vergönnt. Auf diesem „Kirchhof" steht am Fuße einer alten Pinie eine abgebrochene Säule; das Grab, das sie einst schmückte, ist gänzlich verwildert und nicht einmal Feldblumen bringt seine Erde hervor. Unter dieser Säule schläft Friedrich Wilhelm Waiblinger, jung gestorben, sechsundzwanzig Jahre nur alt, am 17. Januar 1830. Voll von jener unnennbaren Sehnsucht, die nur zu leicht in skeptische Zerrissenheit, in genialen Cynismus ausartet, hat er sich zu Tode gesungen, getrunken und geküßt. Seine Lieder, die meisten wenigstens, sind Perlen deutscher Dichtung und leider nur zu wenig bekannt. Wie kein Andrer hat er italisches Leben, italische Luft verstanden, wie kein Andrer hat er den fluthenden Gefühlen Ausdruck gegeben. Wie jauchzte seine Seele, wenn er die Pfade der Vorzeit wandelte im Abendgold, im Morgenroth, wenn sein trunkener Blick über die Lorbeerhaine, über die sagenreichen Berge bis zum leuchtenden Meere schweifte, und endlich

„Wenn sie, vom Jubel und Gesange
Nun aus den Träumen aufgestört,
Ein frohes Volk beim wilden Klange
Der Tamburine jauchzen hört,
Und auf der Flur in lust'gen Tänzen,
Wo goldne Früchte niederblühn,
Voll Sinnenlust, mit Rosenkränzen
Die schönsten Frau'n der Erde glühn;
Da möchte sie voll Freude fühlen,
Wie ewig jung und sorgenlos
Dort im Olymp die Götter spielen,
Erhaben über Glück und Loos;
Da möchte sie nur selig preisen,
Wer keiner weitern Zukunft harrt,
Da grüßte sie allein als Weisen
Das Kind der holden Gegenwart."

So ein Weiser war Waiblinger, und so trauern wir nicht an seinem Grabe, betrauern auch die Andern nicht, die hier auf dieser schönsten Todtenstätte ein Grab gefunden. Wahrlich, dieß scheint uns der glücklichste Ort der Erde zu sein, ein rechter Poetenwinkel, erfüllt vom Rauschen und Flüstern südlicher Bäume, von Blumenduft und Vogelsang. Das mußte wohl auch den Alten so scheinen, und C. Cestius muß eine poetische Natur gewesen sein, daß er seine Grabpyramide gerade an diesem Punkte errichten ließ. Es schlummern aber außer Waiblinger und Cestius noch weiter hier an der mit Epheu überwachsenen aurelianischen Stadtmauer Emil Braun, der Archäolog, die Maler Elsasser und Reinhard, die Dichter Shelly und Krats, und zwei Wesen, die uns an den, Rom über Alles liebenden Goethe erinnern: sein Sohn Julius August Walther von Goethe, der großherzogl. sächs. Kammerherr und Geh. Kammerrath, und der Sohn seiner Lotte, der hannöverische Ministerpräsident L. Kestner. Ihm selbst ward nicht erfüllt, was er sich als Geschenk der Götter erflehete:

„Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ROM. ABEND AUF DEM MONTE PINCIO.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So sind wir wieder mitten unter den Gräbern, und unser Weg führt aus dem blühenden, protestantischen Ghetto hinaus auf die öde Via Appia, wo uns, soweit wir wandern, zur Rechten und Linken, die zerfallenen Todtenmäler der antiken Welt begleiten. Doch nicht Trauer erfaßt uns hier, auch sie waren glücklich, die da lebten in Roms großen Tagen, auch sie haben eine Stätte gefunden, um welche sie das Leben zu jeder Stunde beneiden möchte. „Die Königin der Straßen" heißt diese Via Appia, und das ist sie, nicht nur ihrer majestätischen Größe, sondern mehr wohl noch ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen. — Dann aber ladet auch kein Weg mehr zum Sinnen und Träumen ein als dieser.

IN VILLA MASSIMO.

Wir kommen von Rom her, von Porta Capena; Erinnerung reiht sich an Erinnerung. Hier lag einst Hain und Tempel der Camönen, hier stehen die Reste der Scipionengräber, der Drususbogen, die wenigen Trümmer des Marstempels, das Grabmal der Priscilla. Hier grünte, links in das Thal hinein, der alte schöne, sagenreiche Hain der Egeria, „wo Numa pflog Umgang mit der nächtlichen Freundin," und wohin einst Kaiser Domitian die bettelarmen, römischen Juden verwies, die hier mit Heubündeln und Lumpensammlerkörben eine Art Zigeunerwirthschaft trieben. Torlonia, der gefürstete Jude und überreiche Bankier, ließ die heiligen Bäume fällen und die Grotte der Nymphe verwüsten, es sollte wohl keine Erinnerung an die Schmach seiner Vorfahren zurückbleiben. Wie schön war es früher hier. Weiter! Das offene Feld nimmt uns auf, und würziger Duft von Gras und Campagnakräutern umfängt uns. Den alten Leichenduft hat die ewig-heitre Natur schon lange mit Blumen überdeckt. Versuchte doch selbst einst Vulkan, die Gräber seiner Kinder ganz und gar der Erde zu entziehen: einen breiten Lavastrom sandte er von den Albanerbergen herüber die Ebene bis zur Via Appia. Wir stehen am Grabmal der Cäcilia Metella. Das ist die Warte der Campagna, die sie weithin beherrscht, und von hier aus entfaltet sich ein entzückendes Land-

schaftsbild. — Bis zu den Sabinerbergen breitet sich die grüne Ebene aus, durch welche wie römische Cohorten die Wasserleitungen in unterbrochenen Linien schreiten, einzelne Baumgruppen drängen sich auf den niedrigen Hügeln zusammen, und im Sonnenglanze erscheint das liebliche Tivoli. Unzählige andre Ortschaften erkennen wir und nennen sie mit Namen; Bergspitzen, vom Strahlengold gekrönt, steigen in den blauen Himmel, schwarzschattige Thale öffnen sich. Dann kommt ein Regen gezogen, und bunte Streiflichter gleiten über die Fläche. Wie das wechselt! Da, die Albanerberge nachtschwarz, die der Sabina in lachendster Sonne; jetzt die Trümmer der Wasserleitungen hellgelb auf dunkelstem Hintergrunde, dann lichtester Hintergrund, und jene in schwärzester Färbung, während die Fenster Albano's und Frascati's aufblitzen.

Heerden ziehen quer über das Gefild, gefolgt vom Hirten; Falken kreisen im reinen Aether und Raben schwingen sich krächzend um die alten Steine des thurmartigen Gemäuers. Zu unsern Füßen aber welch reizendes Stillleben: die Marmorgräber im Grün, oder die grasbedeckten Todtenhügel, auf denen die duftige Minze unter dem Myrthenstrauche wächst. Schlanke Lorbeerbüsche schießen auf aus den zerstreut umherliegenden Capitälen, Vasen- und Urnentrümmern, Lorbeeren, vielleicht auf eines lateinischen Dichters Grab. In den Cypressen rauscht wie leise Klage der frische Wind, und durch ihre dunkeln Zweige scherzen die fröhlichen Sonnenkinder, bunte Schmetterlinge. Eidechsen sonnen sich auf den verwitterten Bruchstücken von alten Inschriften und schlüpfen durch die Spalten der Grüfte in das geheimnißvolle Innere, wo die Schatten wohnen. Dieser Steinsitz hier war der Diva Quies heilig, der freundlichen Göttin des Ausruhens am Wege, der stillen Sammlung von der Mühe des Lebens und dem herzbetäubenden Geräusche der Stadt. Hier setzen wir uns, von der Vergangenheit umflüstert und beleben mit bunten Träumen die heute so todesstille Appische Straße.

Ein Staub geht auf von den Thoren Roms her. Abgerissene Flötentöne flattern herüber, Gesänge der Weiber erschallen, das sind die trauervollen Nänien, die sie um einen Todten anstimmen. In dunkler Trauertoga begleiten ihn seine Verwandten, die Freunde, Bürger und heulende Sklaven. Im Prachtgewand, das Antlitz gen Himmel gerichtet, liegt der Verstorbene auf hoher blumenumkränzter Bahre, und Kränze und Locken ihres Haares, Bänder und Blumen, Bilder und Münzen wirft ihm die Liebe noch als letzte Gabe zu. Der Zug macht Halt. Dieß Gemäuer ist das Ustrinum. Auf ihm thürmt sich der Scheiterhaufen, mit Blumen besteckt und Epheuranken umflochten. Hier werden dem Todten die Augen nochmals geöffnet, und mit duftenden Salben und Weihrauchbrocken wird er wie zu fröhlichem Feste bereitet. Die Feierkleider decken ihn, der liebste Schmuck ziert Stirne ihm und Arme — dann fällt der Brand in die bald hochauflohenden Scheiter — wieder, und lauter, ertönt die Todtenklage, und Jammern und lautes Weinen. Inzwischen sinkt die Asche — tiefer und tiefer — und eine Weinesspende löscht die glühenden Kohlen. Die Reste des geliebten Wesens nimmt die Urne auf. Das Leben eilt nach der Stadt zurück, und grüßt rückschauend den letzten Gruß: Salve! — Ave! — Vale!

Wir aber lesen heute auf jenen Marmorsteinen, die als Fragmente zwischen den Disteln liegen, ein frommes: Ave, anima candida! Oder: Terra tibi levis sit! Wer aber schrieb es? Und wem ward es nachgerufen? Nur zu leicht ist diesen Todten die Erde geworden, der Wind wirbelt sie mitsammt der Asche über die Fläche dahin, und als grauen Staub findet der Wandrer sie auf den Blättern des Lorbeers, der wilden Rosen und der Dorngebüsche wieder. —

Jene Höhe dort, an welcher vorbei die Straße in das Napoletanische hinein zieht, ist der Monte Cavo, auf ihm stand in jenen Zeiten der Tempel des Jupiter Latiaris. Wem es nicht gestattet war, in der Hauptstadt seinen Triumph zu feiern, dem war diese Feier doch auf jenem Berge erlaubt. Hier vor den Thoren auf dem Felde gestaltete dann sich der Festzug und die stille Straße ertönte vom Geräusch der Waffen, dem Geschrei der Krieger und zujauchzender Bürger. Weithin leuchtete der Glanz der Rüstungen und Feierkleider. Der Weihrauch duftete um den elfenbeinernen Wagen des Triumphators. Dieser aber prangte vor allen in der Tunica palmata und der sternenleuchtenden Purpurtoga. Ihm voraus zogen die Tubicines, die Posaunen der Schlacht blasend, wandelten die Träger der Trophäen, erbeuteter Fahnen und Spolien; die schneeweißen, im Wasser des Clitumnus oft gebadeten Opferstiere. Hinter dem Wagen die Sänger, die Musiker und die Legionen im Myrthenschmuck. Auch der Triumphator trug hier nur die Myrthenkrone; der Lorbeerkranz ist ihm versagt, so heiß er danach begehrte.

So heiß er danach begehrte — —. Wie Mancher strebte in dem großen Rom nach dem Lorbeer. Vor allen ein Dichter, dessen Grab wir jetzt besuchen wollen. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INNERES DER ST. PETERSKIRCHE IN ROM.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Flora, die blüthenbekränzte, scheint Rom, seit ihre beiden Tempel gestürzt, verlassen zu haben. So sind wenig denn der Gärten und der Blumen, die hier blühen. Erfreulich sind nur die sanften Abhänge des Janiculus und die des Monte Pincio. Wollen wir an Blumenduft uns laben, und gleichzeitig das schöne Gesammtbild Roms in uns aufnehmen, so wandern wir nach einem dieser Berge. Da drüben über dem Tiber erstreckt sich der lange Hügelrücken des Janiculus. Einst war er die Opferstätte des Janus und seiner Söhne, der Grabhügel dann des göttlichen Numa. Später trug er die reichen Gärten Cäsars. Heute erhebt sich ein Kloster auf ihm, das ist S. Onofrio. In S. Onofrio aber ist ein Grab, das unter seinem Marmor einen Unsterblichen im Reiche der Geister birgt: Torquato Tasso.

Wir überschreiten den Tiber und durchwandern das berüchtigte Trastevere, in dessen enge dunkle Straßen sich allmälig das mittelalterliche Rom, flüchtend vor dem blendenden Gaslicht des modernen, scheu zurückzieht. Wir bewundern hin und wieder die schönen Frauen, in den Lumpen der Armuth, mit der Haltung aber einer Königin, in deren Gliedern und Augen noch heute die Strahlen der Sonne, die einst antiker Schönheit leuchtete, wiederspiegeln, und gelangen durch die Via lungara, die in Wahrheit durch nichts als ihre Länge ausgezeichnet ist, zu den Abhängen

S. CROCE IN GERUSALEME UND AQUAEDUKT DES NERO.

des Janiculus. Hier sprießt eine lebhafte Vegetation aus Ritzen, über Mauern, in den Gärten und überall. Blumen versenden ihre lieblichen Gerüche — wie auf einem vom Frühlinge berührten Kirchhofe. Das hat dieser Berg vor den andern voraus. Der Marmorstaub gestürzter Ruinen ist den Blumen nicht günstig. Auf den Gräbern geliebter Todten blühen sie in reicher Fülle. Das sind die einst begrabenen Gedanken des Lichtes und der Liebe, die jeden Lenz ihre Auferstehung feiern möchten, und denen wir die unsrigen dann in geheimnißvollem Verständniß gern freundlich-zärtlich entgegenbringen. Doch von dieser kleinen bunten Gedankenwelt senken wir den Blick auf die Stadt da unten — und alte Zeit, Mittelalter und moderne Welt spannt das Auge mit einem großen Blicke in seinen Rahmen. Das sind die ruhmumstrahlten Hügel, die, sich einander die Hände reichend, im Kranze die Stadt umstehen; da war das Marsfeld, da der Acker des Tarquinius, durchschnitten vom flaminischen Wege, da liegt St. Peter und die Palastmasse des Vatican, und von links nach rechts, bis da, wo sich der Tiber zeigt, breitet sich das heutige Rom aus, die kuppelreiche Kirchenstadt im dunkeln Priestergewande. Wie die Fenster blitzen, wie die Glocken klingen, wie das Gelärm der Straßen heraufdringt, welche die Gladiatoren des italischen Königs mit schmetterndem Trompetenschall durchschreiten. Das ist ein Meer; und ein Menschenleben ist nur ein Tropfen, gefallen in diese Tiefe; oft auch wohl eine Thräne, aufgefangen von der Muschel im stillen Grunde, leuchtend und fortleuchtend, als köstliche Perle geschätzt durch alle Zeiten. Das Kloster, vor dem wir eben stehen, ist einer Menschenperle, einer solchen kostbaren Thränenperle zur Hülle geworden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit mancherlei Gedanken stehen wir vor der Pforte. Vor unsrer Seele schwebt das Bild Karls V., wie er vor dem Kloster St. Just wartend stehet, ein Reich verlassend, in dem die Sonne nie unterging, allen Kronen und dem stolzen Scepter in Demuth und Ermüdung entsagend; schwebt das Bild des an Leib und Seele kranken, unglücklichen Dichters, wie er endlich scheidet aus dem heißen Tage, aus dem Reiche, dessen ewigen Besitz, dessen ewige Sonne die Muse ihm einstens zugesichert. Alles, Alles läßt er da draußen in der Welt, da unten in der grauen Stadt zurück, sehnt sich nach keinem Lichte mehr, als nach der umgekehrten Fackel. Das war im Winter 1594. Der junge Frühling rüstete sich eben, die sieben Hügel zu besuchen, als Tasso, ein müder Pilger, hier oben Einlaß begehrte. So flüchtet ein Kind, das der Tag mit seinem Schein und Schall müd gemacht, am Abend in den Schooß der freundlichen Mutter. Wie schwül war sein Tag gewesen! Ein Wettlauf in der staubigen Arena des Lebens: wie pocht das Herz, wie glühen die Wangen! Die Liebe lächelt vom hohen Balkone — — wie brennt der Wunsch, das stolze Verlangen nach dem Lorbeer, der dem Sieger wird. Ruhm! Ruhm!

Gieb mir zu trinken, du betrügerisches Gespenst! Du schwebst höher, du entschwebst! Der Ermattende greift nach des Gewandes Schatten — die Liebe hüllt sich in ihre Schleier, und der Lorbeer verweht in alle Winde. — —

„Drum sei gesegnet, wer die Welt verachtet,
Denn falscher ist sie, als es Worte malen!
Sie sammelt grausam unsern Schmerz in Schalen,
Und reicht zum Trunk sie, wenn wir halb verschmachtet."

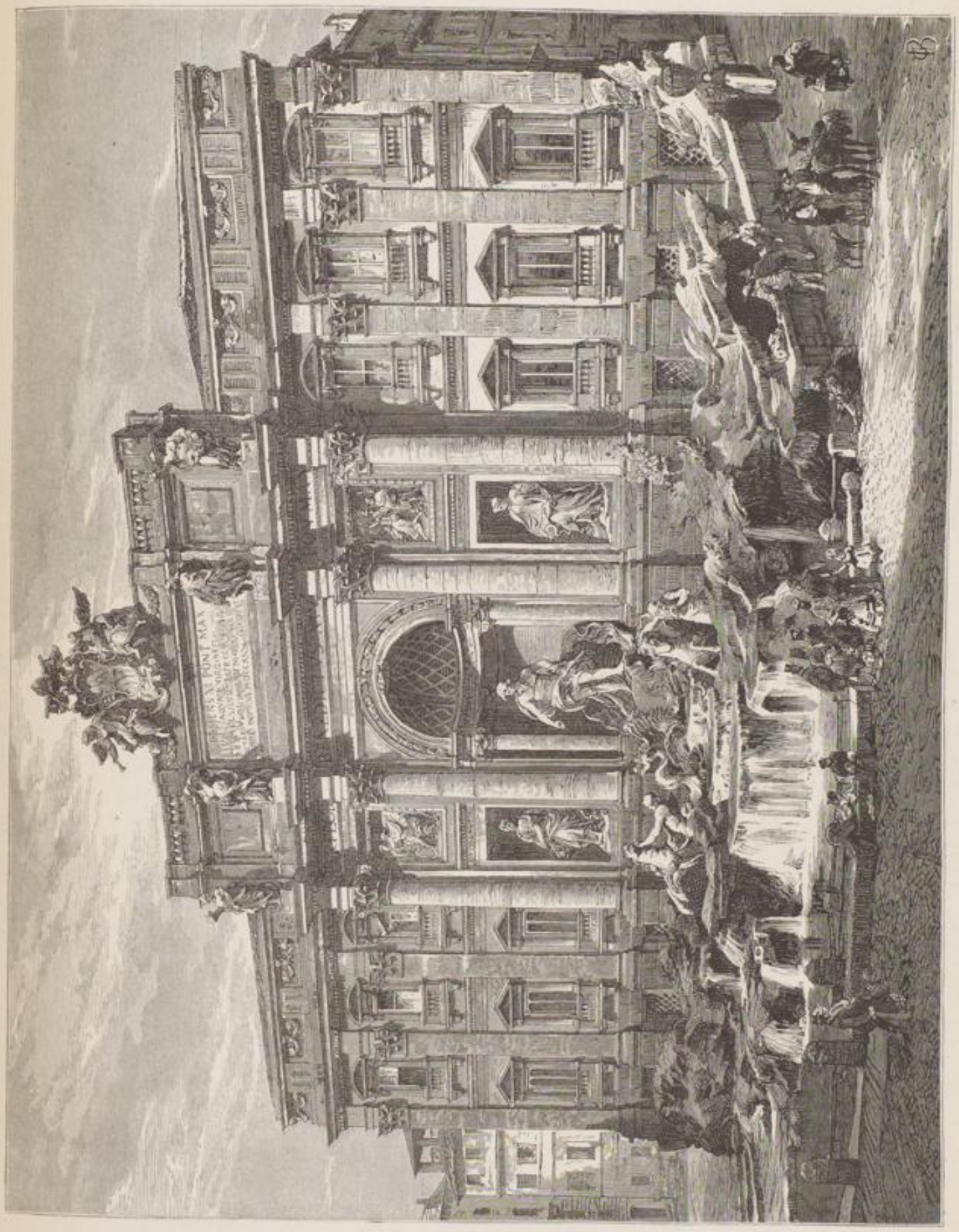
Hinter dem Kloster, nach Süden, steht auch die alte Eiche, unter welcher Tasso oft, über die Campagna schauend, den Frühling erwartete. Hier unter freiem Himmel predigte der wunderliche Heilige Filippo Neri, ein moderner Bergprediger, seinen Gläubigen die Lehren christlicher Demuth, sie ermahnend, sich selbst zu verachten und aller irdischen Eitelkeit zu entsagen. Die Eiche schädigte vor Jahren der Blitz, doch bleibt der Ort für alle Zeiten geweiht.

Wie gern knüpfen wir unsre Erinnerungen an Bäume, „die immergrünen Zeugen des ewig-schönen Lebens der Welt," und ist der Weg von hier auch weit, so ist der Gedankenflug doch klein von Tasso's Eiche zu den Cypressen des Michel Angelo an seinem Brunnen in dem stillen Klosterhofe von S. Maria degli Angeli. Waren die beiden Männer doch auch Zeitgenossen.

Wer kennt nicht die herrlichste der kleineren Kirchen Roms, emporgeblüht auf einen Wink des Zauberstabes eines Michel Angelo als Wunderblume der Architektur aus den Trümmern der durch blutende Christenhände erbauten Diocletiansthermen? Nirgends fast vermögen wir die Pracht des Alterthums so anzustaunen wie hier, und die neuere Zeit hat sich beeifert, die alte Herrlichkeit zu überbieten durch einen reichen Schatz prächtiger Gemälde der größten Meister, die die Wände ringsum schmücken, und die gehütet werden von dem Schatten Salvator Rosa's, der hier seine Behausung hat. An diese Kirche schließt sich ein Kloster. In diesem wohnen Karthäusermönche. Ihre Zellen schließen einen prächtigen weiten Hof ein, der von hundert zierlichen Travertinsäulen eingefaßt wird. Diesen Hof bauete einst Michel Angelo und entwarf, sein letztes Werk, gleichzeitig den Plan zur Kirche. In die Mitte setzte er einen Marmorbrunnen, und an diesen pflanzte er, als Zeichen des Friedens, vier Cypressen, von denen drei noch heute erhalten sind. Wir aber nehmen sie gern als Symbol der vier Seelen, die diesem allgewaltigen Genius innewohnten, und weihen die eine dem Maler der Sixtina, die andre dem Bildhauer des Moses, die dritte dem Schöpfer der Peterskuppel, welche Werke noch lange Zeit den gewaltigen Ruhm dieses Meisters predigen werden; während die vierte seiner Dichterseele gehörte. Hier herrschte sonst tiefes Schweigen, und die Brüder, die sich mit dem Gruße des Todes grüßen, saßen in weiße Kutten gehüllt oft an diesem Brunnenrande, lauschend dem Rauschen der dreihundertjährigen dunklen Wipfel. Die Neuzeit ist auch hier eingedrungen, unter den Cypressen tönt ihr sporenklirrender Tritt, die Signaltrompete der neuen Dinge schmettert in die stillen Klosterzellen hinein, und wo die weißen Kutten saßen, erscheint heute die Uniform des lustig singenden und plaudernden Lanzenreiters. Die alten Bäume aber schütteln verwundert die Häupter ob der Wandlung.

Wenig Neues und wenig Schönes wird mehr geschaffen; wir begnügen uns mit der Bewunderung des Alten und der Ruinen. Kasernen, Fabrikanlagen, Parlaments- und Bahnhofsgebäude, alle miteinander in die Breite gehend, sind zunächst die Wunderwerke der Neuzeit. Diese hat sich als wenig conservirend erwiesen, und schaut gleichgültig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ROM. FONTANA DI TREVI.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Verfalle alter Herrlichkeiten zu. Da ist am Monte Mario, wo der Friede zwischen grüne Bäume und Schlingpflanzen, zwischen hohes Schilfrohr und Weinreben sich zurückgezogen hat, die Villa Madama, die uns mit Wehmuth erfüllt wegen ihres nahe bevorstehenden Untergangs. Und etwas Schönes ist, was hier vergeht: Meisterwerke der Malerei. Wie viel glücklicher ist doch der Dichter, dessen Ruhm täglich neu gedruckt wird, während der des Malers mit dem Stuck von den Wänden bröckelt, und von dem Regen des Himmels und seiner Sonne gelöscht und gebleicht wird. Rafaels, Giulio Romano's und Giovanni da Udine's Ruhmeskränze aber sind es, die mit dieser Villa Fall einiger bedeutsamen Blätter beraubt werden. Keine schützende Hand breitet sich über sie. So ist heute das griechisch-heitre Gebäude nichts als ein großer Hühnerstall, in dem Hunderte von gackernden Hähnen und Hennen dem Besucher entgegenflattern, und sich wie verwandelte Mediceer- und Bourbonenprinzen und -Prinzessinnen in dem großen Saale auf- und abbewegen. Der alte heitere Schloßwächter aber, der mitten unter dem Dünger und Unkraut wohnt, meint Wunders gethan zu haben, daß er den reizenden Liebesgöttern und Nymphen da droben in der Halle die einst rosigen Gesichterchen schon einige Male mit einem nassen Besen abgewaschen hat. Die lächeln so graziös und doch so krank und bleichsüchtig, und können sich nicht mehr an der Decke halten, und fallen dann plötzlich einmal unter die erschreckenden Prinzessinnen hinein, die sich alsbald ihren Bedarf an Kalk zum Zwecke des nützlichen Eierlegens daraus entnehmen. Das ist ein rechter Jammer. Der Kyklop Giulio's dort über der Thüre, dieser „gesetzlose Frevler" selbst vermochte den Anblick nicht länger zu ertragen: er erblindete gänzlich, und nur sein Schatten schwebt noch auf dem grünlichen Stuck. Wir treten durch die lose Bretterthür hinaus in den Hof. Zerbrochene Statuen liegen in den Brennesseln, und kleine Farrenkräuter wachsen aus den Mauern. Der Brunnen in einer Nische tröpfelt nur noch einiges Wasser aus dem Rüssel eines Elephanten, der ganz von Gras und Kraut bedeckt ist, in dem Wasserbehälter aber grünt ein Feigenbaum, ranken wilde Brombeerzweige. Die Terrasse jedoch läßt den Verfall des Menschenwerkes vergessen und gewährt uns einen beseligenden Blick über eine großartige Landschaft. Wir schweifen in beglücktem Schauen über Monte Rotondo und Soracte, Palombaro, Mentana, Monte Flavio, Monticelli, Tivoli, die Höhenzüge von Subiaco und Olevano, bis nach Frascati, Genzano und Monte Cavo.

CYPRESSEN UND BRUNNEN DES MICHEL ANGELO IN ROM.

Gleich zu unsern Füßen biegt der Tiber in schöngeschweiftem Bogen, vom leuchtenden Petersdome gelockt, dem nahen Rom zu, hier überbrückt von dem herrlichen Ponte molle. Dieses ganze Winkelchen ist unerschöpflich an landschaftlichen Schönheiten, und wenn man meint, Alles gesehen zu haben, da geben zehn Schritte vorwärts uns bei erneuter Rückschau ein neues herrliches Bild. Die Maler früherer Tage, als es noch keine Eisenbahnen gab, hatten wohl recht, ihre frisch von Deutschland zureisenden Kunstgenossen an dem Ponte molle zu empfangen und bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

römischem Weine dieselben gleichzeitig in die tiefsten Geheimnisse römischer Landschaft einzuweihen. Heute ist das nicht mehr, heute reist die Kunst mit Dampf, hat den schwarzen Frack an, und sitzt nicht mehr unter dem zechenden Römervolk.

Auch die Touristen von heute sind andere geworden. Ideale von Italienreisenden, wie sie uns in Winkelmann und Goethe vorschweben, giebt es nur selten noch. Die beschauliche Ruhe beim Genusse, das unendlich weisheitsvolle Maßhalten darin, ist uns abhanden gekommen. Früher strebte man, ohne in zerstreuenden Einzel- und Vielheiten sich zu verlieren, danach, das Einzelne im Ganzen zu schauen, das volle schöne Gesammtbild der Dinge zu fassen, einen Gesammteindruck zu erhalten, um dann später in der Heimat das Ganze in seine gefälligen Details zu zerlegen, oder, wenn nicht so, dieser weiten erhabenen Landschaft die jedem zusagende Staffage aus der Lectüre beliebter Reiseschriftsteller zu ergänzen.

Wie wenig zu beneiden sind jene, die, während die große Welt im Sonnenglanze liegt, anstatt des bezaubernden Himmels, des Meeres, des Duftes der Orangenblüthen zu genießen, anstatt in das Anschauen der fernen blauen Berge oder in die Marmordichtung einer Götterstatue zu versinken, auf den Bänken unter den Blüthenbäumen oder vor dem griechischen Marmor Stunden und Stunden saßen und ihren Bädeker und Gsell-Fels studiren, oder mit triefenden Stirnen dahinhasten, um, ehe die Hotelglocke zu Tisch läutet, noch rasch ihr Tagespensum abgehaspelt zu haben.

Allerdings giebt es in Rom unendlich viel zu sehen, und wer eben Alles sehen will, muß dieser Stadt ein Menschenleben widmen. Die Meisten aber widmen ihr im günstigen Fall nur Wochen. Diesen dienen die berühmten Büchlein: „Rom in drei Tagen zu sehen", „Rom in acht Tagen abzuthun" — und sie finden glänzenden Absatz, genau wie jene menschenfreundlichen Werke, die da lehren: „in zwölf Stunden ein perfekter Engländer zu werden".

Rom in acht Tagen! Seliger Winckelmann, du kanntest sie schon, jene trübselige Sorte Romreisender, wenn auch in sehr vereinzelten Exemplaren, die da mit der Verpflichtung kamen, Alles anzusehen, und sich dann am Arme eines kräftigen Schwimmers, gewöhnlich Platzbedienter genannt, in das unermeßliche Meer deiner Schätze stürzen, wie Büblein, die schwimmen lernen möchten und nur mit Noth und Mühe, und der Hilfe der stützenden Hand des Meisters an der Oberfläche bleiben.

Ja, an der Oberfläche bleiben solche Hastreisende haften, und wo die recht glatt und glänzend, recht in die Augen stechend ist, da ist Genuß bei der Sache; ist sie aber zufällig durch Zeit und Umstände etwas wurmstichig, verschossen und verschabt worden, dann hat man ein Recht, wenn gerade Niemand zugegen ist, achselzuckend schnell vorüberzuschreiten. Eine Ausnahme davon machen die Gegenstände, die nun einmal absolut schön sein müssen, weil sie berühmt sind. Diese werden bewundert, indem man sie mit geistreicher Lauge überspült oder unterwäscht, aber natürlich auch nur in Gesellschaft. Diese Klasse Reisender findet das Rom durchaus nicht unergründlich, wenn auch recht sehr ermüdend; doch tröstet am Abend die Table d'hôte des Hotels erster Klasse über die Mühen der Kunstgenüsse.

Table d'hôte — — da fällt mir noch etwas ein. Seit unser Reisen eine Wanderung von einem Hotel zum andern geworden ist, sind wir nicht einmal mehr Herren unsrer kleinen gastronomischen Passionen geblieben; die Table d'hôte zwingt uns, unsern Geschmack einzurichten nach dem, was aufgetragen wird, und solches mit geduldigem Muthe zu verzehren, ein Pensum gedankenlos abzukauen und einzuschlucken. Ach, das Essen ist eine Abfütterung im anständigen Stile geworden, und dahinter lauert mit schon ziemlich altklug gewordener Miene der verdorbene Magen.

Damit sollen jene zahlreichen Kunstbetrachtungen in Form von Büchern angedeutet sein, mit welchen unser theures Reisepublikum gefüttert wird, bis es sich den Magen verdarb und in der Langeweile des Katzenjammers gestörter, gedanklicher Verdauung nichts mehr schön finden kann, da der frische, freie Hunger abhanden gekommen, und außerdem über jeder Form der dicke Pelz eines fremden Gedankenoctroi hängt. Ich will ihn hier nicht verdoppeln. Ich habe mich glücklicherweise durch das Gesagte selbst aus dem Paradiese der feinen Kunstbetrachtungen vertrieben.

Und deß bin ich froh. Ich wüßte auch wahrhaftig nichts Neues zu sagen über die bereits vielgepriesenen Dinge, noch viel weniger etwas Geistreiches. Was hülfe es, wenn ich jetzt anhübe mit Phrasen, z. B. über die Kirche S. Paolo fuori le mura. Ich finde in meinem Notizbuche: Das zersetzende Christenthum der Zweifel, das sich im starren Dogma gipfelnde Christenthum schuf diese S. Paolo, und so wurde sie skeptisch, kalt, starr, unglaublich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AUF DEM MONTE PINCIO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. St...
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie die Dogmen der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, mit täuschenden Flittern überputzt, wie jene mit gelehrten Randglossen; soll durch Neuheit blenden und überraschen, überrascht auch den Neugierigen, hält aber die Prüfung des Wissenden und Wißbegierigen nicht aus.

Die Kirche suchte nach neuen Dogmen, welche sie über das Kreuz ihrer Kuppel setzen wollte, ihr folgte der ihr zu dieser Zeit dienende Architekt im modernsten Glauben — und man sehe seinen dogmatisirten Jesuitenstil. Die Altkatholiken des Glaubens in Religion und Kunst haben das nicht gebaut. Das Dogma ist eine moderne Pyramiden-Ruine und an ihrem Fuße steht ausgesetzt in unförmlicher Mulde eine neugeborene Leiche, die Kirche S. Paolo. Wie Leichenduft einer verschollenen Zeit, wie Ruinenluft weht es uns aus diesen glänzenden Säulenhallen entgegen. Das arme, blinde Volk steht und staunt. Sie wurde zum Nationaldenkmal erklärt, heißt das: gesetzlich auf den Aussterbe-Etat gesetzt. (Zu Hause weiter auszuführen.)

ABATINO.

So steht es in meinem Notizbuch. Zu Hause aber fand ich das viel schöner, viel geistreicher und vor allem viel bündiger gesagt in Louis Ehlert's Römischen Tagen. „Eine bunte Häßlichkeit, daß einem die Augen wehe thun. Fünf Schiffe und kein Capitän. Ehrfurchtslose Fälschung des Ueberlieferten."

In S. Maria Maggiore scheint das urgläubige Christenthum noch „Ein' feste Burg" zu haben; diese Kirche macht einen soliden Eindruck, fast wie mittelalterliche Befestigungswerke mit Thurm und Wall. Was man hier riecht, ist nicht dogmatischer Weihrauch, sondern echter, gerechter Heiligengeruch. Die Farbe des Innern ist christlich-historisch. Leider konnte die alte Heilige nicht hindern, daß ihr architektonische Spötter hinterrücks allerlei weltlichen Tand an das Büßerkleid hefteten.

S. Lorenzo fuori le mura war eine jedenfalls prächtige Basilika. Noch jetzt klammert sie sich fast ängstlich an Altes an. Man möchte sie einer Nuß mit vergoldeter Schale vergleichen, die von vielen Weihnachten her aufbewahrt wurde, in der aber der süße Kern des innigen, hingegebenen Glaubens schon längst vertrocknete. Die in ihr vermauerten, als Pfropfreiser heidnischer Architektur eingesenkten Säulen, haben der christlichen kein grünes Blatt getrieben und vergebens sucht diese sich darauf zu stützen.

Ueberall auf den Campisanti um die Kirchen Grabdenkmäler in reichem, aber unüberlegtem Schmuck, wie sie ein Bauer bestellt, dem ein recht schweres das genehmste. Sie predigen, daß Reichthum und guter Geschmack verschiedener Leute Kinder sind, und zeigen, daß man heute mehr im eitlen Schauen, als im einfachen Glauben meiselt. Wir gehen an ihnen kalt vorüber. Wie ganz anders wirkt so eine einfache, kleine Marmorplatte in den Katakomben mit dem überzeugungsfreudigen Flora vivas! — Aurelia vivas in vita aeterna! — Donatus homo Dei. — In pace! Wer auch könnte das Herz tiefgreifender Wehmuth verschließen, wenn er in den Callistuskatakomben draußen an der Via Appia auf den dunkeln Wänden jene alte Herzensgeschichte aus dem dritten Jahrhunderte liest, wo ein Liebender den finstern Weg seiner geliebten Sophronia mit dem Griffel in der Hand gläubig verfolgt: Sophronia, du lebst mit den Deinen! — Du lebst in Gott! — Sophronia, du lebst immer! — Süße Sophronia, du lebst immer, immer lebst du in Gott! — Könnte dieser Glaube wie Samen zu neuem Lenze gesäet aus den Katakomben wieder aufkeimen, wie schön sollte die kirchliche Baukunst wieder werden! — — Doch genug!

Sehe ich mich aber zum Schluß nach einem Bundesgenossen meiner römischen Ansicht um, so ist es wiederum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der geistvolle Louis Ehlert, seine Worte sind aus meiner Seele gesprochen und darum stehen sie hier: „In meiner Natur liegt nicht das Unersättliche der meisten Reisenden, welche von Genuß zu Begierde jagen. Zu einem Compendium fühle ich wenig Hang in mir und begnüge mich lieber mit einem vollen großen Eindruck, als daß ich ihn durch Vermischung mit andern der Gefahr aussetze, an seiner spontanen Kraft einzubüßen — — — — — — — Nirgends gilt es haushälterischer sein als in Rom.“

SCALA SANTA IN ROM.

So rüsten wir uns zum Abschied von der geliebten Roma. Wir wollen in die Campagna und in die Berge ziehen. Das Herz ist uns schwer, aber wir dürfen gewiß sein, daß es uns, auch ohne den bezaubernden Trunk aus Fontana Trevi, noch schwerer werden wird: sitzen wir nur erst wieder dem nordischen Winter mitten im Schooß, und dem schwülen, farblosen Sommer. Darum sauge dich voll, o Seele, voll Luft, Licht und Sonnenschein, voll Formen und Bilder und trage einen reichen, nie alternden Schatz der glücklichsten Erinnerungen über den Berg und seinen Wolkensteg nach Hause, und wenn dir die Götter wohl wollen, so kommst du doch dereinst wieder und trägst noch einmal die ewig junge Sehnsucht in die nie alternde Landschaft hinein.

Den Abschiedsgruß aber rufen wir vom Monte Pincio über die Stadt.

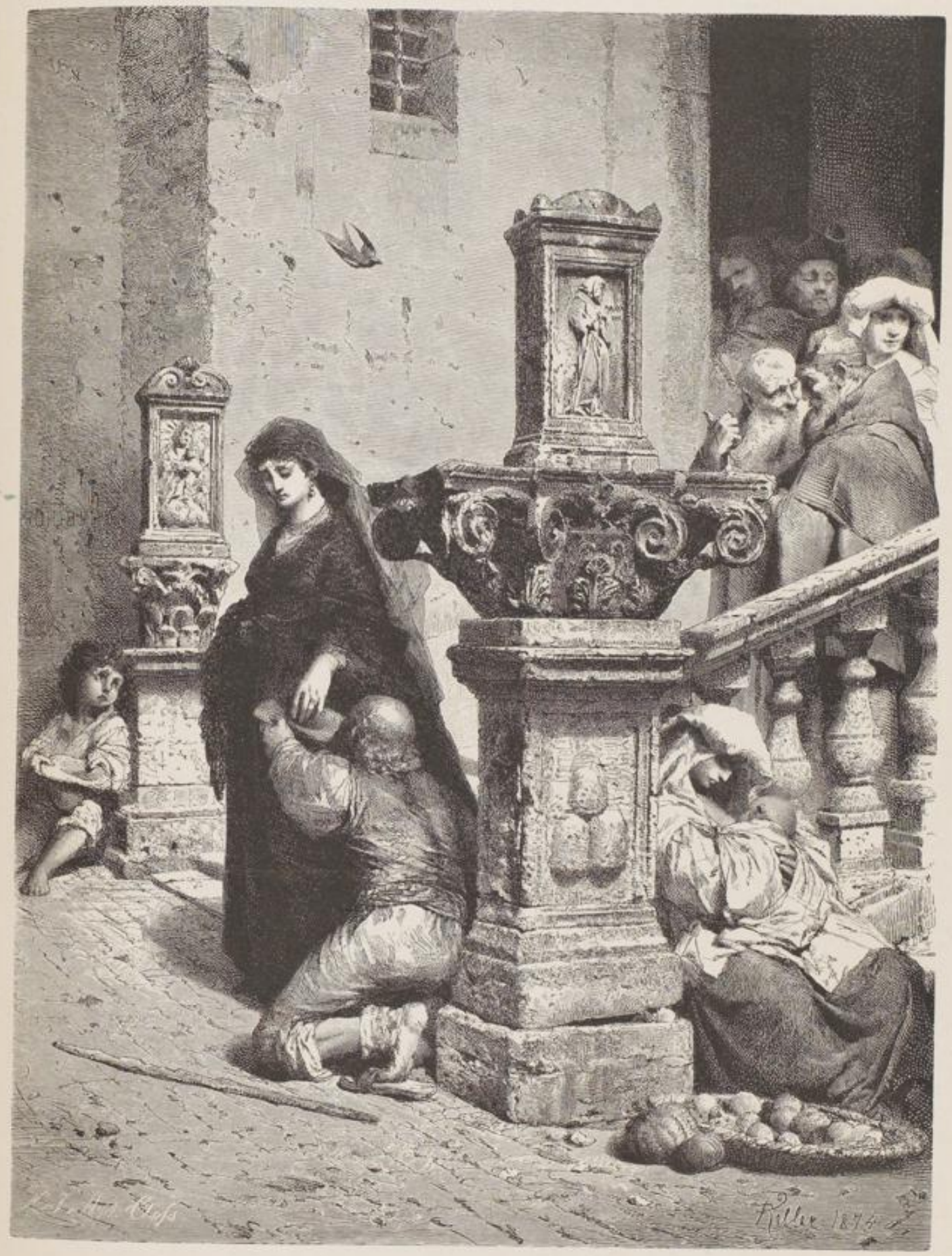
Hier giebt es kein Grab, hier wohnt das blühende, fröhliche, musicirende Leben mitten unter den Blumen und immergrünen Bäumen. Hier wächst die nordische Fichte in die schlanken Zweige der Palme hinein, und hier wandelt sich denn auch die nordisch-bange Sehnsucht zu inniger Glückseligkeit durch allseitige Befriedigung der Seele. Hier lösen sich von der Zeit die Augenblicke ab, denen wir zurufen möchten: „Verweilet doch, ihr seid so schön!“

Wir stehen gelehnt an der Balustrade und blicken auf den amphitheatralischen Platz zu unsern Füßen: la Piazza del Popolo. Zu Freude und Spiel drängt sich ein fröhliches Volk durch das weite Thor in die schallenden Osterien oder in die gastfreundliche, waldduftende Villa Borghese. Der milde Abend naht, und das Leben verläßt die Straßen der Stadt, in denen die Dämmerung schon ihre braunen Schleier breitet. Wie die Sonne sich dem Meere nähert, eilt Alles herauf unter diese Bäume, ihre letzten Strahlen zu trinken und die Blicke zu tauchen in die Gluthen einer südlichen Abendröthe.

Schon sinken die Höhen hinter dem Vatican in schwarze Schatten, schon wirft die Nacht die dunkeln Netze nach den glänzenden Landhäusern da drüben unter den Pinien, aber durch die St. Peterskuppel schießt das Himmelslicht noch in tausend goldenen Pfeilen und trifft die höchsten Spitzen der Kirchen und Thürme in der tiefern Stadt, und

NACH DER ME

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



NACH DER MESSE IN S. S. TRINITA DE' MONTI IN ROM.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leuchtet wie eine Friedensbotschaft von den Kreuzen herab. Ausgesöhnt scheint nun die Welt. Das ist die Stunde der Verklärung. Jetzt hebt sich am fernsten Horizonte, über dem Meere, aus der wilden Campagna eine dunkelviolette Wolke, und dampft mächtig über die Hügel herein, schwebend ob der sinkenden Sonne.

Da kommt auch der Abendwind geflogen und schauert durch die Eichen und Lorbeerbäume und weht den Duft aus den Blumenkronen über die Stadt hin. An den Gartenbeeten rauschen die kühlen Brunnen. Im Osten aber, der sinkenden Sonne Widerschein, überzieht rosiges Gewölk den klaren Himmel, ein prächtiger, zauberhafter Hintergrund der feinen, scharfgezeichneten Gestalten der Cedern, Pinien und Palmen.

Das Violett der Meereswolke verwandelte sich inzwischen in ernstes Braun, doch von der Stelle, wo die Herrscherin des Tages hinabstieg, glänzt das Licht ihrer Krone auf und überdeckt die Spitzen der Hügel noch einmal mit sanftestem Gold — mit lichtem Grün — mit dem Schatten der Nacht. Doch da, wo alles Licht schon gestorben schien, zeigen noch einmal, gleich zwei Purpurstreifen an einer Toga, hinter dem Vatican zwei dunkelrothe Lichter sich. Ein letzter Gruß!

Die Nacht ist da, und unten in der Stadt werden die Gaslaternen angezündet. Durch die Gänge hier oben wandeln schöne stolze Frauengestalten, seidene Kleider rauschen, die Blumen duften, und die weichen Laute der schönsten Sprache der Welt erfüllen unser Ohr.

Wie ein dunkler Traum aber liegt die Stadt zu unsern Füßen. Ja, das ist das Rom, so lebte es, als wir es noch nicht geschauet, in unsrer Phantasie, in unsrer heißen Sehnsucht. Das ist das ideale Rom, wie wir es uns kühn aus Poesie und Geschichte aufgebauet hatten. Das ist die große Arena, auf der sich ein zweitausendjähriges politisch-religiös-sociales Drama der Menschheit abspielte. Da steht die große, herrliche Scenerie und neue Schauspiele bereiten sich hinter den Coulissen. Das ist der Himmel, den der Brand Nero's nicht und nicht die räuchernden Kerzen des Papstthums schwärzen konnten, das ist noch immer die Sonne, die morgen als Sonne Homers aufgehen wird, dieselbe dufterfüllte Luft noch, in der einst siegesrauschende Banner flatterten, die Luft, deren heiße Liebkosungen so viele Könige tödtete. Eine Weltherrschaft und die Herrschaft des Kreuzes hatten in diesem kleinen, schattenerfüllten Thale dort unten, welches ein träger, unbedeutender Strom durchfließt, ihre Wiege. Eine wie die andere kam zum Fall:

„Denn als dein Schwert nun Alles dir errungen,
Fielst du mit allem wieder
In Nacht und Barbarei — aus dieser quoll
Ein neues Blut, ein neues Licht hervor —
Umsonst hast du gestritten und gewürgt —
Der Klang nur von zerriss'nen Geistesfesseln,
Die du um halb Europa wandest, ist
Geblieben: Frankreichs, Spaniens,
Italiens Sprachen!"

In dieser letzten, die ja deine edle Zier ist, rufe ich dir, du geliebte Stadt, den Abschiedsgruß zu. Doch nicht felice notte soll erklingen, denn deine Nacht verschwand im frohen, hellen Tage, ich biete dir felice giorno! Felicissima Eternità!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Campagnawanderungen.

„Und bis wo des Meeres Woge schwillet,
Vom Gebirg her am Sabinerland,
Das mit tiefem Blau die Luft umquillet,
Wo der Sonne glühendheißen Brand
Sparsam schattiges Gehölz umhüllet,
Herrschet der Verstörung grause Hand.
Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen,
Wehmuth flüstern tausend stumme Klagen."

(W. von Humboldt.)

Castel Fusano, August 1879.

Geliebter Freund!

In dem aus der Welt verlorensten Winkel schreibe ich diesen Brief, und die beiliegenden Blätter, die Dir die verlangten Nachrichten über die römische Campagna nach eigenen Anschauungen geben sollen.

Du erzähltest mir in beglückten Tönen von Deiner Reise durch das liebliche Badener Ländchen, das gesegnete Thüringen und den sagenreichen, tannenumrauschten Harz, und hast Deine durch das helle Gaslicht und den Kohlenstaub der Städte getrübten Augen in dem sommerlich-freudigen Grün der Wiesen und Wälder gesund gebadet, Dein Gemüth erhoben an dem wogenden Reichthum der Felder und dem fröhlichen Wesen der Leute im Lande; hast wohl selbst hie und da ein übermüthiges Lied vom Berg in's Thal als Antwort geschickt den singenden Dirnen im Garten, und schwärmst nun heute in hoher Begeisterung für Deine Reise nach Rom und die — römische Campagna, welch letzte besonders Dir unter dem glänzendsten Lichte des Himmels der Romantik zu liegen scheint!

Freund! Du gehst einer riesigen Täuschung entgegen, so lange Du die blaue oder grüne lyrische Gemüthlichkeitsbrille trägst, d. h. so lange Du die Landschaft mit den Augen eines deutschen Pfingst- oder Ferien-Reisenden betrachten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

GELEITE EINES VERUNGLUECKTEN DURCH DIE TODTENBRUEDERSCHAFT IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

willst. Wofür aber schwärmen diese? O blicke in die vaterländische Lyrik, schlage ein Dutzend Commers- oder Volksliederbücher und Männergesangssammlungen auf, wie heißt es da immer und immer? „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch dort droben?“ „O Thäler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald!“ „Durch Feld und Buchenhallen,“ „In einem kühlen Grunde,“ „O Wald, du kühlender Bronnen“ u. s. w. Da singt es und klingt es von Blättersäuseln und goldgrünen Schatten auf sammetnem Moose am rauschenden Bach, von Waldvögeln, von Wanderburschen- und Schnitterliedern, im Thal, auf den Höhen, im heitern Dorf und auf den fruchtbaumbepflanzten Landstraßen. Und mitten darin steht das deutsche Gemüth und sagt: „O wie schön!“

CAMPAGNA-HIRTE.

Nimm aber aus dieser „schönen“ deutschen Landschaft mit einem Zauberschlage der Phantasie alle Wälder, Felder und Wiesen heraus, entkleide die Berge ihres königlichen Schmuckes, laß die Bäche und Ströme über Nacht versiegen, die leuchtenden, gastlichen Ortschaften zu düsteren Ruinen verfallen, und laß durch die gleichzeitig entvölkerten Lande die Armseligkeit im Bettlergewande schreiten, und Lied und Ton des Frohsinns in den ehernen Lüften verhallen, Disteln und Dornen aus dem Boden sprießen — ziehe dann noch einmal durch das jetzt so gepriesene Thüringerland und siehe, welchen Eindruck Dir es nun machen würde. Ja, denke Dich einmal ganz im Ernste hinein in eine so geartete Landschaft: sie würde Deinen Beifall nicht haben. So aber, und ganz genau so ist die römische Campagna, wenigstens der Theil, der unter dem Namen von den Meisten verstanden wird. Und nur Ein Unterschied wäre da, allerdings ein charakteristisch-bedeutsamer: das ist der Himmel, das Licht, die Beleuchtung der römischen Campagna.

Ein grauer, unentschiedener, weinerlicher Himmel würde die dergestalt verwüstete deutsche Landschaft noch viel elender und trauriger erscheinen lassen, während hier der leuchtende Himmel auch die Wüste in homerische Klarheit und Verklärung hebt. Ein ehernes Epos haben wir hier: die deutsche Wüste würde einer verschwommenen Matthisson'schen Elegie zu vergleichen sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer nun von deutschen Touristen sich nie um klassische Dichtung bekümmerte, wer sich an Odyssee und Iliade nicht erwärmen konnte, wer die süße Lyrik unter allen Umständen der ernsten Epik vorzieht, oder wer auch nur das Land mit den Augen des dem Nützlichkeitsprincip folgenden Oekonomen ansieht — der komme nicht in die römische Campagna. Nein, der komme nicht, denn der versteht sie einfach nicht, der wird nichts Langweiligeres unter der Sonne finden, als diese Landschaft, die sich leer und dürr wie eines Bettlers Hand ihm entgegenstreckt. Wo der Maler, der dem Goldschnitt fernstehende Dichter, der Denker mit stummem Entzücken wandeln und anschauen, und aus den tiefgefurchten Linien dieser Hand alte Orakel lesen, wo diese die Campagnawanderungen zu dem Schönsten rechnen, was Italien bietet, wird jener gähnend an das schöne Lied der Wanderung von Leipzig nach Halle denken:

„Wollt Einer von Leipzig nach Halle gehn,
Ei, dacht' er, was werd' ich da Neues sehn!"

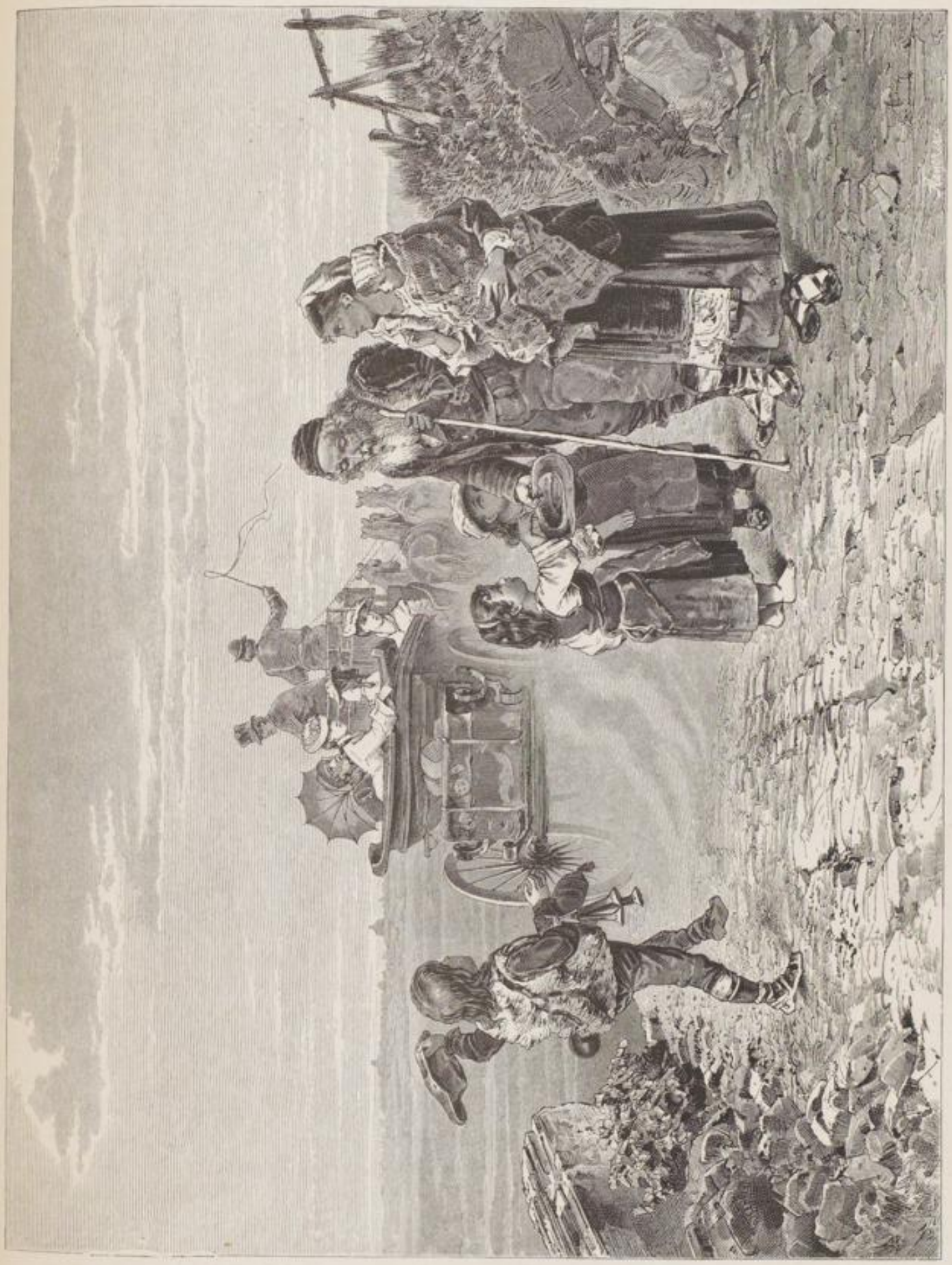
Was er aber sah, waren: „Pappeln, nur Pappeln!" Ja dort doch wenigstens diese noch, hier aber nur mannshohe Disteln und verkrüppelte Dornen, niedere, im Sommer verbrannte Kräuter, Staub, Hitze, und zum Ueberflusse die männermordende Malaria, die lernäische Schlange, die hundertköpfig aus den Sümpfen aufsteigt, den Wanderer zu verderben. „Das Land, dadurch wir gezogen sind, zu erkunden, frisset seine Einwohner," sagten die Kundschafter des Moses, als sie entsetzt aus Canaan zurückkehrten. Das Gleiche kann man mit mehr Recht noch von den römischen Niederungen sagen.

Wie viele Reisende habe ich gesprochen, die ganz außer sich waren darüber, daß man sie in die römische Campagna geschickt; wie wenige, die die hohe ernste Schönheit herausgefunden und sie dann zu würdigen wußten. Denn dazu gehört eine eigne, recht ernste Anschauungsweise. Ja, wer diese nicht besitzt, weiß absolut nichts mit dieser Landschaft anzufangen, so sehr ihn auch vielleicht in seiner Heimath die zahlreichen Campagnabilder, auf denen der Maler irgend ein pittoreskes Stück mit origineller Staffage in interessanter Beleuchtung darstellte, angesprochen und verlockt haben mögen. Die Engländer wissen dem Dinge noch wenigstens die praktische Seite abzugewinnen, und schweifen reitend und jagend über die unendliche, wellenförmige Fläche.

Doch will ich nicht sagen, daß man seine Augen nicht bilden, seine Anschauung nicht vertiefen und dadurch veredeln könnte. Wenn der Tourist oder sonstige Reisende nur einmal den grünen Norden hinter sich hat, und von den Alpen nach Süden vordringend, sich an italisches Licht, an italienische Vegetation, die in ihrer Farbe und Starrheit der Formen auch mehr den epischen Charakter repräsentirt, gewöhnt hat, sobald er merkt, daß der philisterhafte Begriff „gemüthlich" auf diesem Boden nicht gedeiht, dafür aber die Tragik überall ernst und voll hervorschießt — sobald wird ihm, wo anders es mit seinem Studium ihm Ernst ist, auch die Herrlichkeit in den Ruinen, die Schönheit der todten Erde aufgehen, und der Anblick der sich um die Thore Roms lagernden Einöde wird ihn zu Gedanken anregen, die ihm zwischen den vollen Korn- und Weizenfeldern, unter dem sonnendurchwebten Dache seiner einheimischen Buchen und Eichen, auf den wohlgepflegten, reinlichen Landstraßen seiner culturreifen Heimath nimmer kommen können. Haben wir mit Ernst und Andacht eine Campagnawanderung, streifend von Berg zu Meer, vollendet, so verstehen wir den Geist der Geschichte, verstehen diese selbst; nicht in ihren kleinen unbedeutenden Randbemerkungen individuellen Werthes, sondern in ihrer ganzen, großen, gewaltigen, universalen Bedeutung: wir haben das wichtigste Blatt gelesen, das etwa vom Brande der sibyllinischen Bücher übrig geblieben.

Am Schlusse dieser allgemeinen Bemerkungen ist, glaube ich, der Platz, noch eine Stelle aus einem neueren Reisewerke („Der Golf von Neapel") anzuführen. Der Verfasser, W. Heß, sagt: Die nordische Natur enthält eine unverkennbare Appellation an unsern innern Sinn, an die Vernunft und das Gewissen, worin die ernstere und tiefere Religiosität des Nordländers ihre Erklärung findet. Anders in Italien. Die Natur hat hier keine Sprache für uns. In unermeßlicher Schönheit liegt sie vor uns da, unfaßbar und unnahbar, aber eben durch ihre ergreifende Schönheit erzeugt sie nur ein überströmendes Gefühl, ein Schauen, Genießen und Bewundern, das jede verstandesmäßige Reflexion ausschließt und jedes bewußte Streben zurückdrängt. Ihrer harmonischen Einheit und Geschlossenheit entstammt ein Gefühl der Befriedigung, denn der menschliche Geist findet nichts zu ergänzen und hinzuzusetzen und der Zwiespalt unseres Gemüthslebens, der zur Versöhnung treibt, hat seinen Widerhall in der äußeren Natur verloren. Kein Wunder, daß wo die Natur selbst so unaussprechlich schön vor uns hintritt, daß da der Gedanke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



BETTLER IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an den Schöpfer vor seinem Werke zurücktritt und die heitere Götterwelt Griechenlands oder am Ende auch das Heer der Heiligen leichtes Spiel hat, sich in die Phantasie des Beschauers an seine Stelle zu setzen..... Eine solche Natur faßt uns im Grunde nur ästhetisch und die Phantasie sieht sich unwillkürlich nach dichterischen und künstlerischen Bildern um, ihren Charakter auszudrücken. In der Natur des Südens ist ein Gedicht, aber so großartig und erhaben, daß jeder Versuch, ihr in Versen gerecht zu werden, jede Individualisirung ihres Wesens von vornherein scheitern muß.... Noch näher liegt der Vergleich mit einem plastischen Kunstwerke. In idealer Schönheit steht sie vor uns da, aber ruhig und leblos, wie eine wohlgelungene Bildsäule, von welcher der Künstler die schaffende Hand abgezogen hat. —

Und nun siehe, wie Dir die Campagna gefällt, wenn ich Dir sie näher vor die Augen führe.

Zu diesem Zwecke mache ich Dich vorläufig mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte bekannt. Dieser liegt so recht in der Campagna, bildet aber durch den ihn umgebenden Wald eine Oase in der Wüstenei. Wenn ich mein

OSTIA.

Leben hier betrachte, so könnte ich anfangen, wie alle Märchen anfangen: „Es war einmal . . . .“ Denn ich sitze auf einem alten, alten verwünschten Schlosse am Meere, das mir durch die Liebenswürdigkeit seines Besitzers, des Principe Chigi zu Rom, seine eisernen Thore geöffnet hat, und mir ein gastliches Unterkommen gewährt. Seinen Namen hast Du an der Spitze meines Briefes gelesen: Castell Fusano. Lebten wir noch im Alterthum, so würde ich wahrscheinlich geschrieben haben: Fusano bei Laurentum; aber das kennt heutzutage kein Postbeamter mehr. Du findest das Märchenschloß, wenn Du von Rom aus die Via Ostiensis oder Laurentina entlang in fast südlicher Richtung nach dem Gestade des Meeres bis Ostia wandelst, von diesem aber links über eine sandige Fläche hin abbiegst. Da erblickst Du alsbald einen Pinienwald, der Dir in überraschender Pracht aus der todten Fläche entgegengrünt. In der Mitte dieses Waldes, auf einem weiten sandigen Platze, auf dem noch dürre Spuren eines längst von der Wildniß eroberten Gartens zu sehen sind, liegt das dem feudalen Mittelalter entstammende Schloß. Es hat schon lange die graue Farbe der Wildniß angenommen, sieht aber dadurch mit seinen vier stattlichen Eckthürmen nur um so trotziger aus, um so wilder. Wie ein Edelmann zum Briganten geworden.

Eine tiefere Wald- und Welteinsamkeit, als sie diesen Ort umgeben, kannst Du wohl nirgends finden. Wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von der Erde verloren scheint man, man meint der einzig übrig gebliebene Mensch zu sein, und die Stille ist so überwältigend, daß man manchmal einen lauten Ruf, einen Pfiff ausstoßen muß, der aber nur ein kurzes, zwischen den Säulen der Pinien verflatterndes Echo findet, um sich seines Lebens, seines Daseins noch zu vergewissern. Hier singt kein Vogel; nur flüchtig eilen sie über die Einsamkeit dahin. Hier plätschert kein Wasser als Quell oder Brunnen. Schweigend und scheu wandeln die drei, vier Campagnolen, Hüter des Waldes und der Ställe, aber von räuberischem Aussehen, die durch langes Schweigen ihre Sprache fast vergessen haben, an den altersgrauen Mauern dahin. Schweigend ziehen die großen, schwarzen Waldameisen ihre Karavanenbahnen zwischen den dürren Kiefernadeln; die stummen Schildkröten bewegen sich träge und mühsam zwischen den vertrockneten, spröden Sandkräutern, verfolgt von dem heimlich nach Beute schleichenden Fuchse.

Des Mittags aber schläft Pan und mit ihm die weite, wie im Schrecken erstarrte Natur — — dann rührt sich kein Lüftchen, und harziger Waldgeruch lagert sich in einer dicken Wolke vor die Thüren und Fenster des Castells. Zitternd und flimmernd, den Blick verwirrend, die Gestalten und Formen phantastisch verschiebend, tanzt dann die Luft über die Heide.

Dann meint man wohl, müsse eine dichte Rosenhecke um das Schloß aufschießen, und in den dunkeln Sälen desselben müßten der König und sein Gemahl, und hoch oben in einem der vier Eckthürme müßte Dornröschen schlafen. Ja, dieß alte liebe Kindermärchen tritt hier so lebendig vor meine Seele — und das ist Dornröschens Schloß.

Am Abende, wenn die Sonne sich dem Meere neigt, belebt sich die stille Landschaft für kurze Zeit mit Tönen und Klängen: Heerdengebrüll erschallt und Glöckchen erklingen, und der rauhe Hirt, sein dampfendes Roß anspornend, stößt seine kurzen, heiseren Rufe aus, die den halbwilden Hunden oder dem unbändig daherbrechenden Stiere gelten. Ihm antwortet der Fischadler mit herabgeneigtem Haupte aus abendlich gerötheter Luft — — der Seewind treibt Schaaren von pfeifenden Möven über die Pinienkronen dahin, landeinwärts — — und wenn Alles in kurzer Zeit verhallte und der aufgewirbelte Staub in der Dämmerung verweht, so klingt der sanfte und besänftigende Donner der Brandung des nahen Meeres, wie Athemzüge eines schlafenden Titanen, in die bald vom tiefsten Dunkel überschleierte Einsamkeit.

Dann kommt der Mond über die bebuschten Hügel von Laurentum herauf — dann schwebt Orions strahlende Silberampel über dem Meere — und da ist der Zauber vollbracht. Das geliebte Märchen zieht im leuchtenden, flatternden Gewande, uralte Namen in den Nachtwind flüsternd, über die flimmernde Heide, aus der sich, seinem Rufe folgend mit den nächtlichen Nebeln geräuschlos die verschollenen Gestalten erheben. Seltsame, räthselhafte Töne treffen dann das in die Nacht hinauslauschende Ohr — — ein Schrei — ein wildes Krächzen — von fern herüber ein Schuß — ein Schwirren in den sausenden Pinien. Das ist schauerlich-schön, und die Phantasie nimmt sonderbare Flüge. — —

Von dem buschigen Ardea bis zu der trübseligen Mündung des Tibers, der sich verdrossen in dem lockeren Meersande verliert, und dessen Ausgang keines Menschen Hand segnet, von dort bis hier dehnt sich ein öder, armseliger, von Lenz und Liebe vergessener Strand, dessen sandiger Boden nur dürftigem Stachelgebüsch Nahrung gewährt. Heidekräuter, Lentiscus, wilde Myrthen und Oelbäume, und niedrige Eichen, von starkduftenden, halbvertrockneten Kräutern umschlossen, fristen hier ein kümmerliches Dasein. Der Boden ist stellenweis sumpfig, denn die Bächlein, die ihn zur Regenzeit durchirren, verlaufen sich im Sande, ohne das Meer je zu erreichen, und bilden dann brodelnde Tümpel, aus denen mit den Nebeln in schwarzen Schaaren die Sumpfmücke, und mit vorrückender Sommersonne das graue Gespenst der Malaria steigt, das mit knöcherner Hand an die wenigen armseligen Hütten der Hirten und Campagnabauern klopft, und jedes Jahr unerbittlich seinen Tribut an Menschenleben einfordert. Den bleichen, doch fröhlichen Hirtenknaben, der ihm sechzehn, siebenzehn armselige Jahre widerstanden, das braune, hagere Mädchen, ehe es den dürftig blühenden Kranz tragen sollte, den wettergebräunten, harten Mann und sein in heißer Arbeit freudelos dahinlebendes Weib — Alle nimmt es nach und nach bei jährlich erneutem Besuche erbarmungslos bei der Hand und schleppt die Armen zum Tode und hetzt sie sterbend über die sonnenverbrannte Heide. Und immer kehrt es zurück und gieriger, und immer wieder.

So fährt der grimme Schnitter über die Campagna, keiner Schwelle geht er vorbei. Und nach Jahren steht die Hütte leer, der Fuchs schleicht durch die zerbrochene Thür, und der Regen und der Wind gehen durch die hohlen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BEI NETTUNO.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fenster; Schilf schießt ringsum auf — — und dann findet später der fröhliche Maler eine recht pittoreske Ruine. Er malt sie und pfeift sich das allerneueste Liedchen — und im nächsten Jahre hat ein Sturm die letzten Trümmer der Hütte fortgeblasen.

„Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr!“

Wohl gab es Zeiten, wo diese Küste blühete; da herrschte noch nicht der Meersand, der heute das Land mit silberflitternem Leichengürtel gürtet, da lebte ein gesundes, tüchtiges Volk von Land zu Meer. Dicht bis an die blauen Wellen, die an die Marmorschwellen seiner Städte schlugen, wohnte es. Und wenn es vom Meere zurückschaute, so blickte es in ein grünes, wohlbebautes Land hinein, das sich bis zu Tiburs Bergen dehnte.

Laurenter nannte sich das Volk, und Antium, die alte graue Meerstadt der Volsker, und Ardea, die Stadt des kühnen Turnus und der muthigen Rutuler, und Lavinium, die ehrwürdige, prächtige Bergstadt waren die wohl-

BAUERN IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

bevölkerten Städte jener Zeit. In Laurentum aber, dem kleinen waldumbuschten, grünte der heilige Lorbeer, und hier, bei diesem Küstenheiligthum landeten die Seefahrer von nah und fern, um in dem Heiligthume des Mars ihre Opferungen mit fremdländischen Gaben darzubringen. Unter den geweiheten Bäumen lagerten die feiernden Schiffer und genossen des Schattens der freundlichen Wipfel, in denen der Seewind rauschte, lauschten den Orakeln des klopfenden Spechtes, des heiligen Propheten der Wälder, der ihnen glückliche Heimkehr verhieß — — — das ist verweht, verrauscht. Das deckt der feine weiße Meersand zu — und kein Schiff landet mehr an der unwirthlichen, schattenlosen Küste. Nur drüben auf der Höhe des Meeres ziehen die lateinischen Segel der napoletanischen Fischer, aber kein Sehnen verlockt sie zu dem Strande, der ihnen nicht einmal eine Quelle spendet. Wohl klopft in den ersten Tagen des Frühlings der heilige Specht noch an die Rinde der Pinien, aber der vogelsprachenkundige Kindermund der alten Welt schloß sich auf ewig, und wir verstehen des Waldes Orakel nicht mehr.

Schon vor der Kaiser Zeit war die Gegend wüster und leerer geworden, und vergebens waren deren gewaltige Anstrengungen, die alternde, immer greisenhafter werdende Natur zu neuem Leben zu erwecken. Man versuchte es mit Kanälen, diesen Wasserlebensadern, mit Straßen und Privilegien — alles vergebens. Zu Nero's Zeit schon

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war Lavinium, der letzte Rest des latinischen Bundes, so verfallen und verrufen, daß jeder Römer sich scheuete, einen, wenn auch nur vorübergehenden Aufenthalt dort zu nehmen. Und der jedesmalige Senator, der wegen des jährlich dort abzuhaltenden Gottesdienstes eine Nacht in Lavinium zu verweilen gezwungen war, verwünschte von innerstem Herzen Numa, als den Urheber jener Sacra.

Zwar standen noch viele römische Villen den Strand entlang bis Ostia, aber sie verfielen von da ab rasch. Reizend ist die Schilderung, die Plinius von seiner Villa Laurentina am Meere gibt, deren einstige Stelle ich von meinem Wüstenschlosse aus in einer Viertelstunde erreichen kann. Das Meer ist dasselbe noch, weithin verlieren sich seine leuchtenden Küsten am blauen Horizonte bis Castrum novum und bis zum Vorgebirge der Circe. Der Himmel ist derselbe noch, auch die Myrthenbüsche dusten noch wie damals, und die den Forscher beglückende Ruhe herrscht weitaus — — wo aber ist der veilchenduftende Xystus, der palmenbesetzte Garten des Plinius, sein Lieblingsaufenthalt, wenn er in seinem Laurentum weilte? Wo sind jene plätschernden Springbrunnen, rauschenden Wasser und Quellen? Gestürzt sind die heiteren Säulenhallen, verschlungen vom ewigen Meere und hinabgezogen in die graue Fluth die buntgemalten Gemächer, deren Stufen die Wellen bei Südwind einst leicht überspülten, und keine Spur von alter Pracht ist geblieben, als höchstens ein paar Hände voll bunter Mosaik- und Glasstückchen, die uns die Nereiden im tändelnden Spiele vor die Füße werfen. Auch die anderen Villen, welche den Anblick von Städten gewährten, dem Schiffer vom Meere aus, dem Wanderer vom Lande, und wo heiteres Spiel und fröhlicher Scherz ertönte — wo sind sie geblieben? An keinen Stein stößt der Fuß des einsamen Wanderers an diesem Strande, von Muschelbrocken nur und wirrem Seegras bedeckt.

Verborgen so lange der Nachwelt und von dichtem Schutte überdeckt lag auch Ostia, das alte reiche Ostia, der Römerhafen, jetzt ein Pompeji am Tiberstrande. An keinem Orte wohl tritt man in die alte Zeit so mitten hinein, wie hier unter den ausgegrabenen Ruinen dieser Stadt, größer und wichtiger als Pompeji. An keinem Orte umweht uns der Hauch der Wehmuth mehr, als an diesen stillen weidenumbuschten Ufern, die einst die goldenen Schätze aller Länder landen sahen. Pompeji ist fröhlich auch im Tode, es ist mitten in seinem campanischen Glück gestorben; Ostia's Ruinen sind ernst und trauervoll, sie waren Zeugen römischen Niederganges.

Man kommt nach Ostia von dem Schlosse aus in viertelstündiger Wanderung und geht gern schweigend und zu höchstem Ernste angeregt durch jene Stätten, die zum großen Theil die starre Distel bedeckt, durch jene Straßen, die das regste Hafenleben bevölkerte, wo wir aber heute nur noch den räuberhaften Hirten oder einem tabakbettelnden Aufseher begegnen. Wild sind die Wellen des Tiber in die Stadt eingebrochen und haben große Stücke von jener basaltgepflasterten Hauptstraße verschlungen, und haben zähen Schlamm abgelagert auf den Mosaikfußböden jener reichen Wohnungen und jener Tempel, deren Säulen in tausend Trümmer zerspalten am Boden liegen, deren Marmor, bunt und weiß, in Splittern und Brocken reich dahingesäet ist. Der giftige Sumpf dringt bis unter die Mauern der heutigen Stadt, und die Fieberluft hat die Bevölkerung bis auf wenige, denen der unheimliche Tod noch nahe bevorsteht, gemordet.

Ein niedriger Buschwald faßt die Sümpfe ein, und in diesem zieht das halbwilde Rind in schweifenden Heerden. Auf der Straße aber, die ein wenig erhöht mitten hindurchgeht, sieht man nur selten ein lebendes Wesen: Gras und Kraut wächst auf ihr. Salz streute man früher auf die der Verwüstung anheimgegebenen Städte, Salz lagert auch rings um Ostia, das die Sonne in dem auf den Flächen stagnirenden, durch Kanäle herbeigeleiteten Meerwasser austrocknet. Dieß ist auch zugleich die einzige Ernte der Gegend: kein Halm der lieblichen Ceres beugt sich der sammelnden Hand des Schnitters, keine schwellende Frucht füllt des Gärtners Hand.

Als ich jene Straße im Hochsommer zog, und im Geiste Vergangenheit und Gegenwart zusammenhielt, glaubte ich Chidher zu sein:

— — — — — — — — — — —

„und aber nach fünfhundert Jahren
Bin ich desselben Wegs gefahren. —
Da fand ich keine Spur der Stadt:
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Dieß ist mein ewiger Weideort — —" (Rückert.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HANNIBALSFELD BEI ROCCA DI PAPA.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und aber nach fünfhundert Jahren? — Jetzt imponirt zwar der Ort, von Weitem gesehen, durch sein gewaltig-trotziges mittelalterliches Castell, das seines Gleichen nicht hat, das die einst große Stadt, die fruchtreiche Campagna und die Tibermündung gleicherweise kräftig schützte, und an welchem nach und nach sechs Päpste ihre stolzen Marmorwappen aufgehangen haben — in der Nähe jedoch vermag Ostia sein bettelhaftes Gewand nicht zu verbergen. Leer und verlassen sind die Straßen und Gäßchen, und ein Dutzend halbverhungerter, auch in der Mittagsgluth sorgfältig in Tüchern und Mänteln verhüllter Einwohner schleicht fieberkrank zwischen den Häusern, und diese Häuser sehen dem unvermeidlichen Verfall entgegen.

O der Wandlung! Scherben jetzt alles! Und über Scherben strauchelt der Fuß, und bunte Scherben, Mosaikstücke und in den Farben der Iris schimmernde Glassplitter, Kupfernägel, Lämpchen, Vasentrümmer, Ornamente und bunte Marmorarten bilden den Boden, der die stille alte Stadt hinter dem Castell überdeckt. Jede Scholle, die der Stab des Wanderers von dem Hügellande losbricht, legt die Leichensplitter der versunkenen Stadt in reicher

VIA APPIA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Fülle bloß. Wir stehen und schauen, wir bücken uns und sammeln Hände voll der alten Herrlichkeiten; vermögen aber ein Bild daraus nicht zusammenzusetzen.

Die Gräberstraße muß prachtvoll und jedenfalls großartiger gewesen sein, als die von Pompeji, das beweisen die Säulenreste, die Marmor- und Mosaikfußböden derselben. Ebenso herrlich nahm sich gewiß des Jupiter Tempel aus, der, auf dem niedrigen Stadthügel thronend, durch edle Bauart sowohl als durch seine glänzende Marmorbekleidung in dieser ausgedehnten Niederung imponiren mußte. Er ist, was seinen Ziegelsteinkern anbelangt, noch wohl erhalten, und mit wunderbaren Gefühlen steigt der Wanderer die breiten Marmorstufen hinauf zu dem goldenen Wohnsitze des Vaters der Götter. Wohlerhalten auch liegt noch die Schwelle aus feinem afrikanischem Marmor vor dem Eingang, völlig unbeschädigt wölben sich noch die hohen Nischen im Innern, welche einst der marmornen Götterversammlung dienten, aber hohl und leer grinsen sie in die Oede hinein, wie die leeren Augenhöhlen der Todtenschädel da unten. —

Herrlich, über alle Maßen entzückend ist das Landschaftsbild, das sich feinlinig, zart und in wunderbarer Farbeneinheit von der Tempelschwelle aus darstellt. Das ferne Gebirge dient als Staffelei. Kein unschöner Zug unterbricht das Ganze; eine Meisterhand hat mit sicherm Griffel die Cartons dazu gezeichnet; die Sonne aber gab ihm die Farben mit vollem glühenden Pinsel, und wahrlich das Bild ist vollendet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Civita Castellana über den Monte Soracte, die Montagna della Sabina hinweg, bis zu den nicht fernen Albanerbergen schweift das Auge in seligem Schauen über einen Zauberkreis, der den Sinn ewig und ewig gefangen nimmt. In der Mitte dieses Kreises ruht die ewige Stadt, auf deren Thürmen der goldene Strahl funkelt. Nichts zieht das Auge störend von dem Fernblick ab, in nichts Einzelnes, nichts Kleinliches vermag es sich, weder in der Nähe noch in der Ferne zu vertiefen.

Das kräftige Sonnenbraun der nächsten Flächen geht ganz allmälig, indem es sich mit den Silbertönen der Ferne und dem schwachen Grün fernen Gesträuches vermischt, in sanftes Grau über, welchem der Glanz der Ferne und die Bläue der Lüfte jenen unbeschreiblichen Ton geben, der an hellen Tagen an den breiten Flächen der Gebirgslehnen wie wirkliches Silber leuchtet, in den Schluchten und Falten der Berge aber als silbernes Blau erscheint.

Aber welcher reichen Scala von Wandlungen sind diese Lichter, diese Schatten, diese Farben und Töne fähig! Anders erscheinen sie unter der Sonne des Sommers als des Lenzes, anders im Herbst und im Winter. Wie gewaltig wirkt der Sonnenaufgang, die Mittagshöhe; wie überwältigend auch, obgleich durchaus verschieden der Sonnenuntergang!

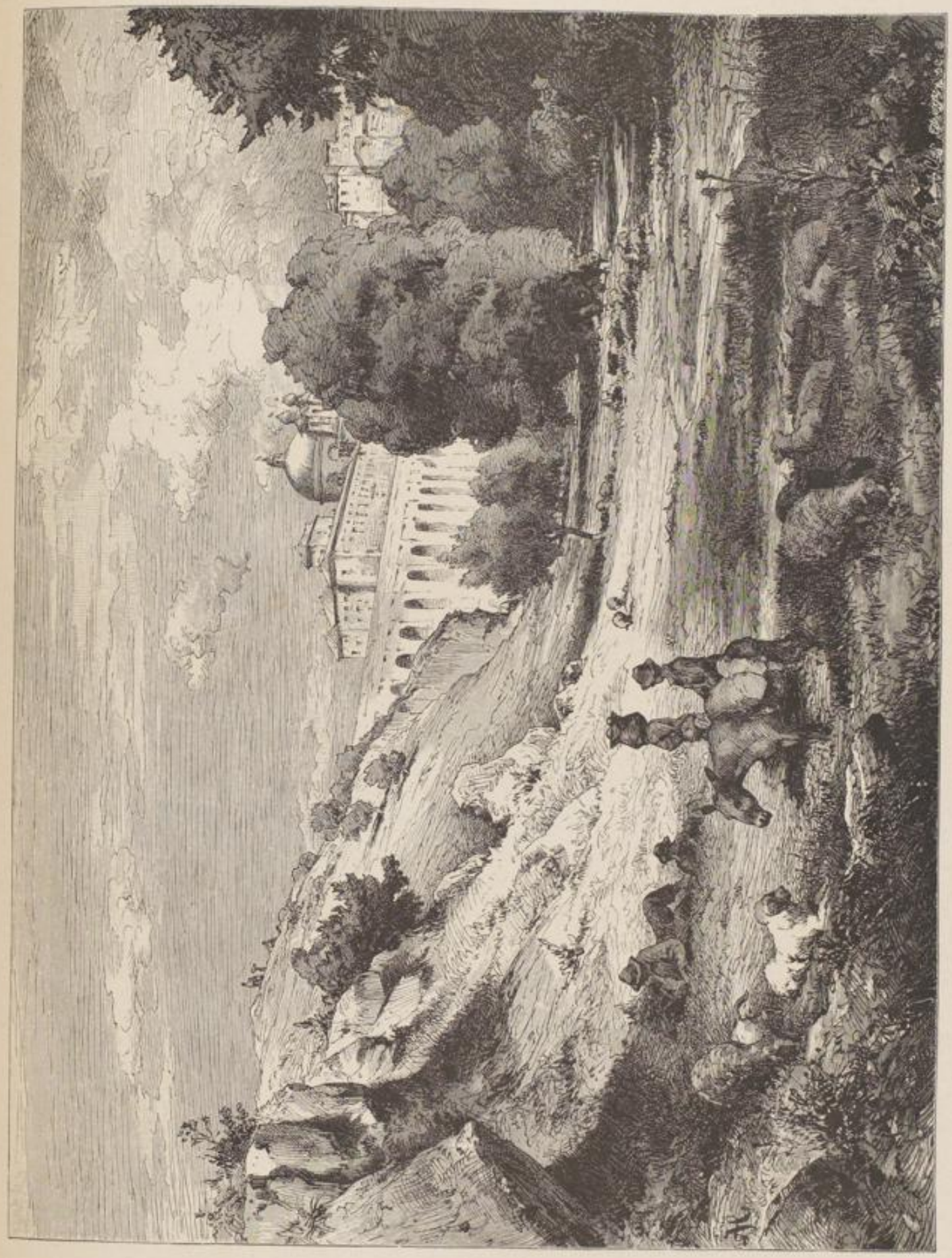
VILLA FALCONIERI BEI FRASCATI.

Bei den leichten warmen Frühlings- und den ersten Septemberregen: welche kaleidoskopische Wandlung von Minute zu Minute! Der Himmel ist blau und klar — kleine zarte, strahlende Wölkchen flattern rosig-angehaucht durch den Aether — die Wolken verdichten sich, und schwarz hebt es sich hinter den Sabinerbergen hervor, so daß diese vom Scheitel bis zum Fuße wie aus Kreide gemauert, wie ängstlich unter dem einseitig einfallenden, plötzlichen Lichte stehen. Dann geht ein Regen im breiten, dunklen Streifen quer über das Land; doch dicht neben ihm fallen goldene Sonnenlichter, oft auch mitten in dem Regenstreifen, in eigenthümlichem Gemisch mit diesem auf die Landschaft, die nicht weiß, ob sie weinen oder lachen soll. Der Regen zieht weiter, und mit seinem grauen Schleier deckt er eine Ortschaft, einen Hügel, ein leuchtendes Landhaus nach dem andern auf kurze Zeit. Denn bald darauf hüpfen sie wieder in den blendenden Lichtkreis, wie Kinder, die aus dem erfrischenden Bade kommen.

Die Sonnenauf-, mehr noch die Sonnenuntergänge muß man vom Monte Soracte, von dem Schloßberge des hochgelegenen Palestrina, und dem die Küste beherrschenden Monte Cavo aus gesehen haben, um Bilder in seine Seele aufzunehmen, deren erhabene Schönheit in der Erinnerung ewig die Träume unsrer glücklichsten Stunden bilden wird.

Nein, diese Pracht haben wir im Norden nicht, und auf die Gefahr, für den größten Schwärmer gehalten zu werden, dürfen wir behaupten: die Sommersonnenuntergänge in der römischen Campagna sind das Herrlichste, was die ahnungsvolle Seele genießen kann. Leider genießen derselben nur wenige, denn wenn diese Schaustellungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ARICCIA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am großartigsten beginnen, im August, ist kein Publikum in der Campagna anzutreffen, und die Natur spielt vor leeren Bänken; in der Einsamkeit erschöpft sie sich, ihre goldenen Farben in Strömen auszugießen, ihre reiche Fülle in üppiger Pracht zu entfalten. Hüllenlos spiegelt sie sich in dem verlassensten Meere, und steigt hinab in's Bad zur Nacht, um andern Tages in Reinheit und Schöne Aphroditens, im Schmucke der lautersten Morgensonne aus den Wellen wieder zu erstehen.

Ich erinnere mich voll tiefer Erregung noch eines Sonnenunterganges, wie ich ihn bisher nur einmal erlebte. Wir fuhren an einem ziemlich rauhen Septemberabende, es war gegen das Ende dieses Monats, von der Meeresküste zurückkehrend, die antike Via Ardeatina entlang. Schneidend kalt strich der Nord über die offene Heidefläche daher, und rauschte in dem dürren Gestrüpp am Wege und beugte es zur Erde, und seufzte in den verbrannten Binsen. Ein öder, kalter, trotziger Ton lag auf dem Lande, eine trübe, gleichgiltige Farbe. Die Campagna hatte das Antlitz

HEIMKEHRENDE SCHAFHEERDE.

eines Menschen, der viel Schmerz erfahren, und jetzt, vor einem neuen Abschied stehend, die Thränen zurückhält, oder sie mit dem Schleier des Trotzes, der Härte verhüllen möchte. Es war ein Anblick, der die Seele zur tiefsten Trauer stimmen mußte.

Die Sonne steht nur noch wenig über dem Meere, aber vor dem Sinken, im letzten Augenblicke gießt sie plötzlich ein Gold über die Welt, ein Gold in so vollen Strömen, daß die Augen verwundert und erschreckt, geblendet und bezaubert sich davor schließen müssen.

Kein Grün der Bäume, des hohen Schilfrohres, kein Grau der Mauern und der Feldzäune war mehr zu erschauen, die Blätter, die Halme waren von Metall, ehern und starr, und in tiefes, tiefes grelles Gelb war die Natur getaucht. So strahlend wunderbar blieb sie wohl zehn Minuten lang. Dann — ein Augenblick nur genügte — drang plötzlich aus der Höhe ein lichtes, freudiges Roth nach, wie die Rosen der Geliebten, die sie dem scheidenden Freund noch vom Balkone zuwirft. Dieß aber verwandelte sich bald darauf in ernsten, majestätischen Purpur — in Violett, das, als es langsam aus der übrigen Landschaft zurückwich, sich in den Albanerbergen concentrirte, und dort verharrte, bis es von dem zuletzt erleuchteten Gipfel des Monte Cavo in den darüber strahlenden Abendstern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überging. Diese grellgelbe Beleuchtung, war sie schön? Wunderbar, entzückend war sie, ergreifend die Seele mit Gefühlen aus einer andern Welt, einer andern Zeit, die sich unserm Schauen nur selten in tiefen Träumen enthüllt. — Weltenbrand! —

* * *

Die landschaftliche Bühne ist so ungeheuer groß, und die Scenen, die sich darauf abspielen, sind so klein. Unbedeutende Schäferspiele sind es, die wir zu sehen bekommen; aber nicht in der zierlichen, rosenbebänderten, lächelnden Manier, sondern roh, rauh, derb, wenn auch immerhin malerisch genug. Zu Zeiten aber steht die große Bühne, Agro Romano genannt, auch ganz leer, ein wüster Tummelplatz windiger Schemen. Wir wandern dann von den blühenden Gefilden Toscana's, bis zu den Grenzen der lachenden Gärten des ehemaligen Königreichs Neapel, ohne nur einigem Leben zu begegnen.

Wohl werden euch noch manche stolze, wohlklingende Namen genannt, und nehmen sich diese auf der Karte auch ganz stattlich aus. Aber was ist heute Porto d'Anzio, als antikes Antium der Lieblingssitz eines Nero, Hadrian, Domitian und vieler weiser und berühmter Männer, die gegen das stolze Rom das Schwert erhob — heute eine am Meere hingestreckte Bettlerin. Was ist Nettuno — so arm, daß auch die reichen schönen Trachten, die Freude aller Maler, in einigen Jahren gänzlich verschwunden sein werden. Borghetto, alt und verfallend, in wüster Gegend, mit wenigen lungernden Einwohnern; Civita Castellana, alt, alt, nur gut als Vorwurf zu einem romantischen Trümmerbilde; ebenso Ronciglione, Monterotondo, welche alle die trübe Feudalzeit im Keime erstickte oder im fröhlichen Wachsthum behinderte; Montefiascone, der einst blühende Ort, berühmt durch seinen Est-est, heute: mortuus est! Diese und noch viele andre stolze Namen hören wir, lagen doch dereinst dreiundzwanzig blühende, völkerwimmelnde Städte in der Campagna, wollen es aber nimmermehr glauben, wenn uns als deren Trägerinnen einige graue, trübselige Häusergruppen bezeichnet werden, deren Bewohner sich in der weiten Wüste spurlos verlieren. —

Verlassen wir Roms grünen Gartengürtel, wo Ulme und Rebe noch so freudig über die Mauern grüßen, so sind wir nach kurzer Wanderung inmitten einer häuserlosen Einöde. Kein freundliches Dorf drängt sich an die alte Mutter heran, die ihre Kinder durch Trägheit und Lieblosigkeit, versenkt Jahrhunderte lang in den frommen Luxus ihrer kirchlichen Prachtgewänder, verhungern ließ, sie ermordet hat.

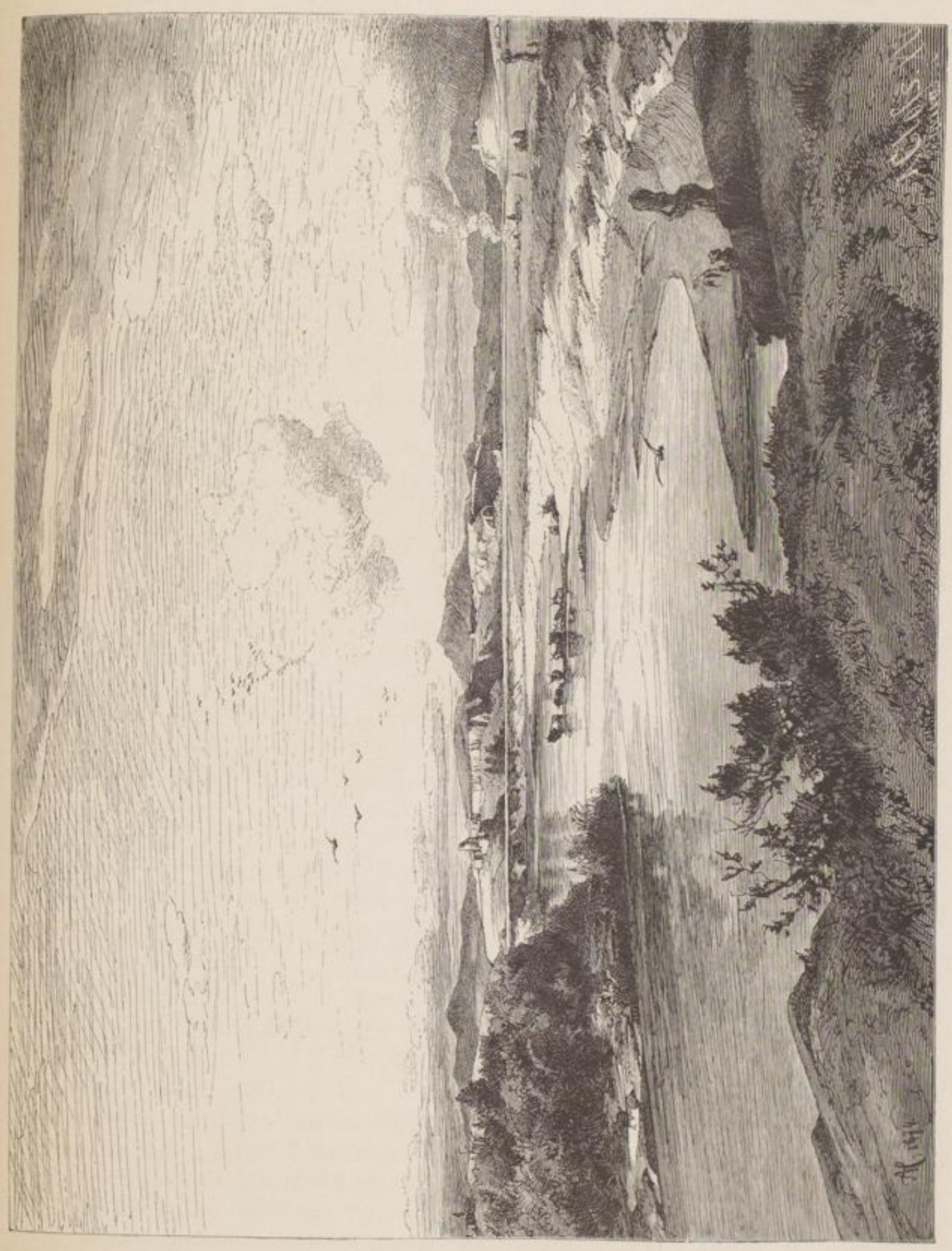
Kein Ziegelstein wurde zu einem Neubau in der Campagna verwendet. Was von Wohnungen vorhanden, was aus weiter Ferne deinem Auge als eine gastliche Herberge erscheint, ist in der Nähe ein mittelalterlicher oder antiker Rest, ein Stück Festungsmauer, in welches der Mensch seine Herberge geflickt, gleich der flüchtigen Schwalbe, die einen kurzen Frühling hier zubringt. Wer hier wohnt, hat nichts zu verlieren, und die Eisenstäbe vor dem einzigen Fenster sind mehr ein Zierrath, als eine Sicherungsmaßregel. Glücklich noch diese, denen das Unterkommen in einem solchen Casale geworden; hundert andre jedoch wohnen in den niedrigen, feuchten Höhlen des braunrothen Tuffsteines, deren Wände vom Rauche des immerbrennenden Feuers geschwärzt, ein freudloses Dasein umschließen. Hier stehen die rauhgezimmerten Betten mit Fellen bedeckt, noch ganz so bereitet, wie der göttliche Sauhirt Eumäos dem heimkehrenden Odysseus eines bot:

„— — er stellte nahe dem Feuer
Ihm ein Bett, mit Häuten der Schaf' und Ziegen es deckend.
Dort nun ruht Odysseus; und über ihn warf er den Mantel,
Groß und dichten Gewirks."

Der Säugling aber liegt in einem auf Walzen ruhenden Spankorb. Von sonstigem Hausgeräthe enthalten diese Höhlen nichts als Flinte, Ackerzeug und Milchgeschirr. Noch andre campiren in leichten Hütten aus Schilfrohr und Hanfseilen errichtet, die meisten aber übernachten unter dem ruhigen Himmel der Campagna, und nur ein Feuerort bezeichnet die Stätte ihres geselligen Zusammenlebens.

Die Leute, die wir an diesen Orten treffen, sind zum kleinsten Theil eingeborene römische Campagnolen; fast alle kommen in Scharen, von der Armuth, die in ihren fruchtlosen Bergen herrscht, getrieben, im Frühling herbei, zu säen, im Sommer, zu ernten. Eine trübselige Armee sehen wir dann aus Umbrien, von den fernen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



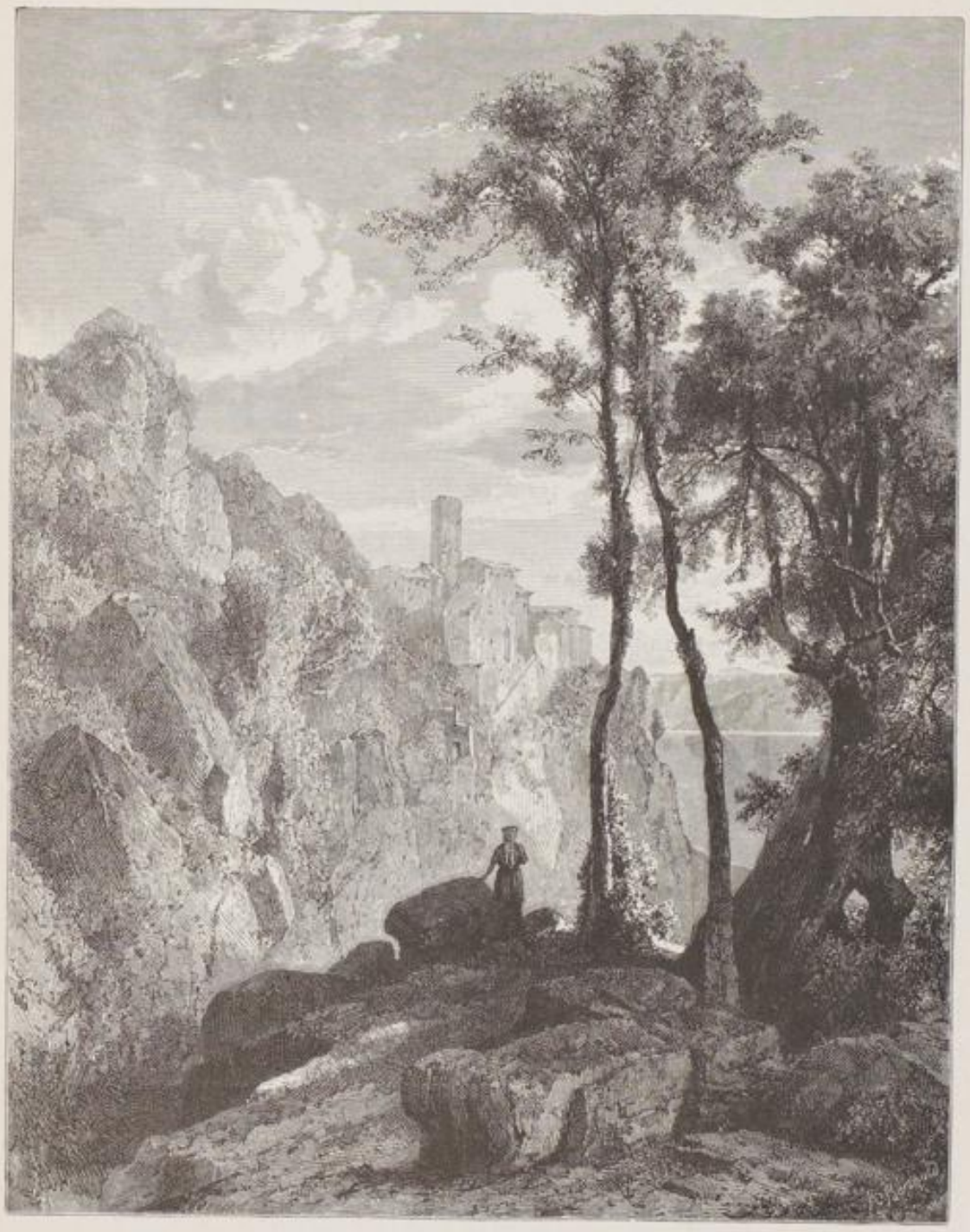
ACQUA ACETOSA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA MIT BLICK AUF MONTE SORACTE.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abruzzen her und der Sabina durch die todte Ebene schweigend marschiren. Hager und ausgehungert sind sie alle, mit harten abgearbeiteten Fäusten, in dürftige Lumpen gehüllt, die Jahrtausende alte Uniform der Armuth, die nicht des Anziehens lohnen würde, weßhalb sie denn auch nimmer abgelegt wird. Sie tragen die schweren breiten Karste auf den Schultern, greifen unter Aufsicht eines rohen, unbarmherzigen, sogenannten Caporale das Land an;



NEMI-SEE.

wenden eine dünne Schicht um, besäen die Scholle in flüchtiger Eile, verdingen sich während des Wachsens und Reifens der Saat in die Weinberge, und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und bleiern über den Fluren liegt, zurück, um eine dürftige Ernte einzuheimsen, deren Ertrag dem reichen, faulen römischen Prinzen oder Herzog, und sonstigen Besitzenden die Taschen füllen soll, wie er vor wenig Jahren noch die manus mortua der in ihrem Fette schwelgenden Kirchen und Klöster füllte. Ein wirklicher Feldzug ist dieses Leben, und wie aus einem Feldzuge kehren die meisten siech und elend in die Heimath, den armseligen Lohn in das vom Schweiß gebleichte Halstuch gebunden; während andre Kameraden, und oft nicht die wenigsten, auf dem flachen Felde dahingestreckt bleiben, in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem öden, hügellosen Grabe unter Thymian und Heidekraut, ein Opfer der männermordenden Sumpfluft. Da schweigt die Poesie. Das ist eitel nackte, graue, himmelschreiende Prosa. Das ist moderne Sklaverei, und jämmerlicher, als jene antike.

In all den Furchen der saturn'schen Erde
Erwächst ein ernstes Kraut: das ist der Tod! —
Wenn unter übergroßen Lichtes Fülle
Das Land rings trauert in des Sommers Tagen,
Dann steigen zu ihm nieder tausend Schnitter,
Wie es der graufe Hunger ihnen rieth,
Und gleich Verbannten wandeln sie dahin.
Die schwarzen Augen sind getrübt vom Hauche
Der gift'gen Lüfte, die sie rings umweh'n,
Und nicht ein Ton aus froher Vogelkehle
Erfreuet diese Seelen, nicht ein Lied
Der heimischen Abruzzen mag erquicken
Die melancholisch-ernsten Wandrer hier.
In tiefem Schweigen mähen sie die Ernte
Des unbekannten Herrn, und wenn dann endlich
Die mühevolle Arbeit ist vollbracht:
Zieh'n sie zurück voll Schweigen, wie sie kamen.
Und manchmal nur, wenn den vertrauten Ton
Der heim'schen Cornamusa sie erlauschen,
Erwacht verdoppelt heiß der Wunsch der Rückkehr.

(Aus d. Ital. des Aleardi.)

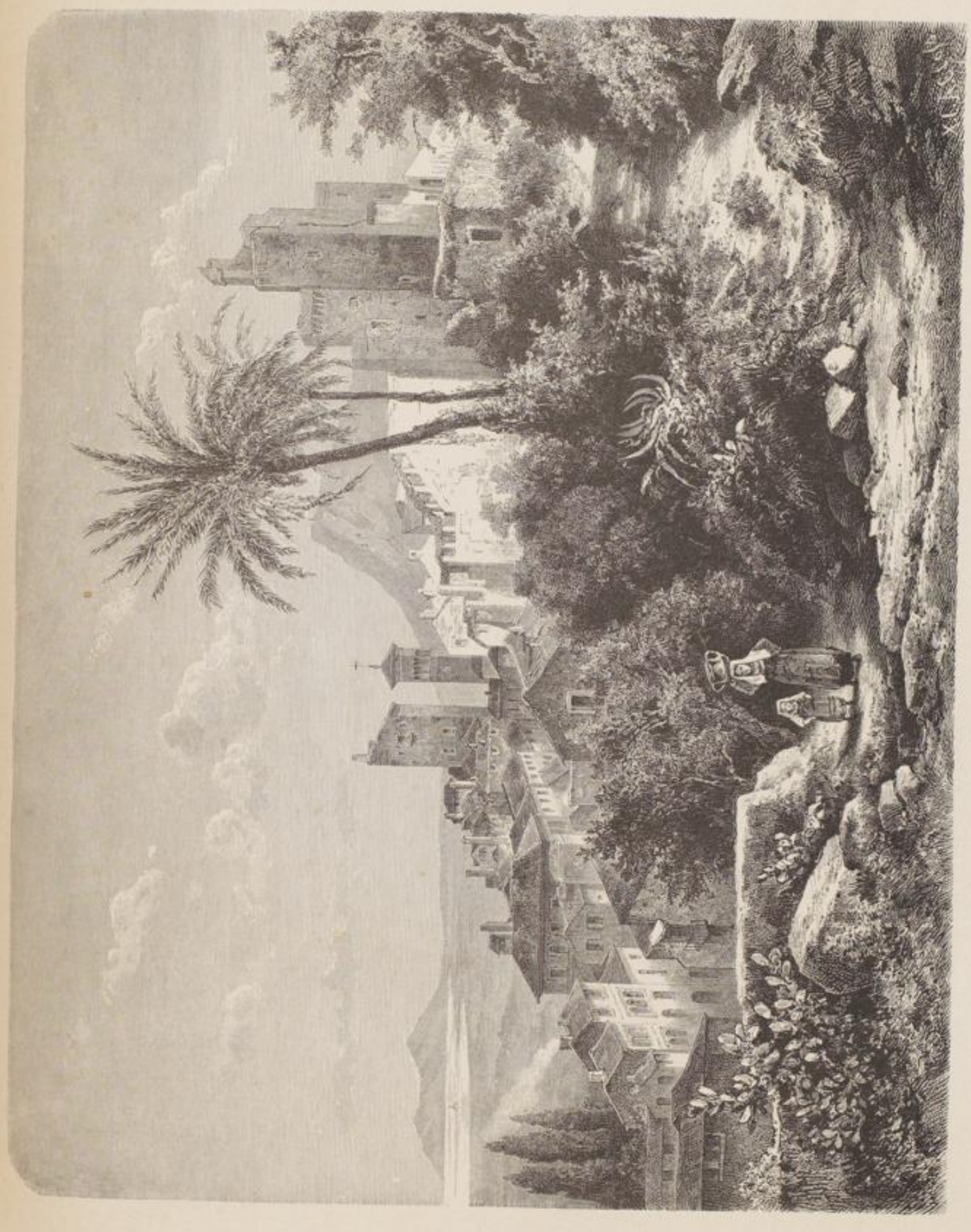
Zur Zeit der römischen Republik waren es auch Sklavenhände, die das Land bestellten, wo es noch Frucht trug sechzig- und hundertfältig, wo noch die ganze wachsende Stadt von dem Ertrage des Pfluges lebte, der die Campagna durchschnitt. Aber der Sklave war Arbeits- und Hausgenosse seines Herrn, saß mit den Söhnen dieses zu Füßen des Patriarchen, ein gemeinsames Mahl genießend; und ein lieblicheres, freundlicheres Bild als Cato's Gattin, wie sie die Kindlein ihrer Sklavinnen gleichzeitig mit ihrem neugeborenen Sohne säugt, gibt es wohl nicht. Das änderte sich zur Kaiserzeit gänzlich: diese bezog ihren Bedarf mit Hülfe des Schwertes besser und müheloser aus fernen Gegenden. Der Knecht diente nur noch dem üppigen Herrenleben, der römische Pflug rostete vor den Thoren, der Campagna Ackerboden versiel, oder bedeckte sich höchstens mit Orten der Lust, mit Gärten und Luxusvillen.

Im Mittelalter theilten sich ein paar Dutzend Herren in das Land; doch auch die krampfhaften Versuche des Papstthums konnten dem Ackerbau nicht wieder aufhelfen. Und heute ist es nun eben wie es ist: der geringfügigste Theil nur des so bereitwilligen Bodens ist bebaut. Der Frühling schreitet mit vollen Händen, mit Regen und Sonnenschein über die breite Fläche, aber sein warmer, freundlicher Ruf lockt nur hohes Gestrüpp, Distel und Unkraut hervor, die in ihrer üppigen Lenzesfülle zeigen, daß der Boden bei treuer Pflege so gern der Menschenhand seine köstlichsten Früchte spenden möchte.

Mais und Moorhirse, welche in einigen Vertiefungen des Hügellandes, wo etwas Feuchtigkeit zurückbleibt, wie von selbst wachsen, Brod und Brei aus diesem Getreide bereitet, bilden die hauptsächliche Nahrung der wenigen ansässigen Campagnabauern. Dazu kommt als Zierde der Tafel ein saurer, freudeloser Wein und ranziges Oel, gepreßt aus den Oliven, die man von den dürftigen Oelbäumen am Fuße der umliegenden Berge sammelt, und ein scharfer, trockener Schaf- oder Büffelkäse.

In diesen Höhlen, unter diesen Rohrhütten bildeten sich die Leute in der hohen Philosophieschule der Mäßigkeit, eine andere kennen sie nicht. Die Cultur schreitet rastlos über die Welt hin, und fährt mit Dampf und spricht durch den Blitz — das kümmert diese Menschen nicht; seit Jahrtausenden haben sie keinen Theil an der Civilisation genommen, und nichts ist da, was ihr Leben zieren, ihre Leiden lindern könnte. Keine, keine Freude blüht auf ihrem Lebenspfade. Man muß sie kennen, diese harten Männer; fragt nur den Maler, der sie sogar liebt (man denke aber nur ja nicht an jene geschmacklos ausstaffirten Modellcampagnolen der römischen Straßen, die einem wirklichen so ähnlich sehen, wie eine kokette, gepuderte Schäferin von Trianon einem ächten Schwarzwald-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



TERRACINA.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

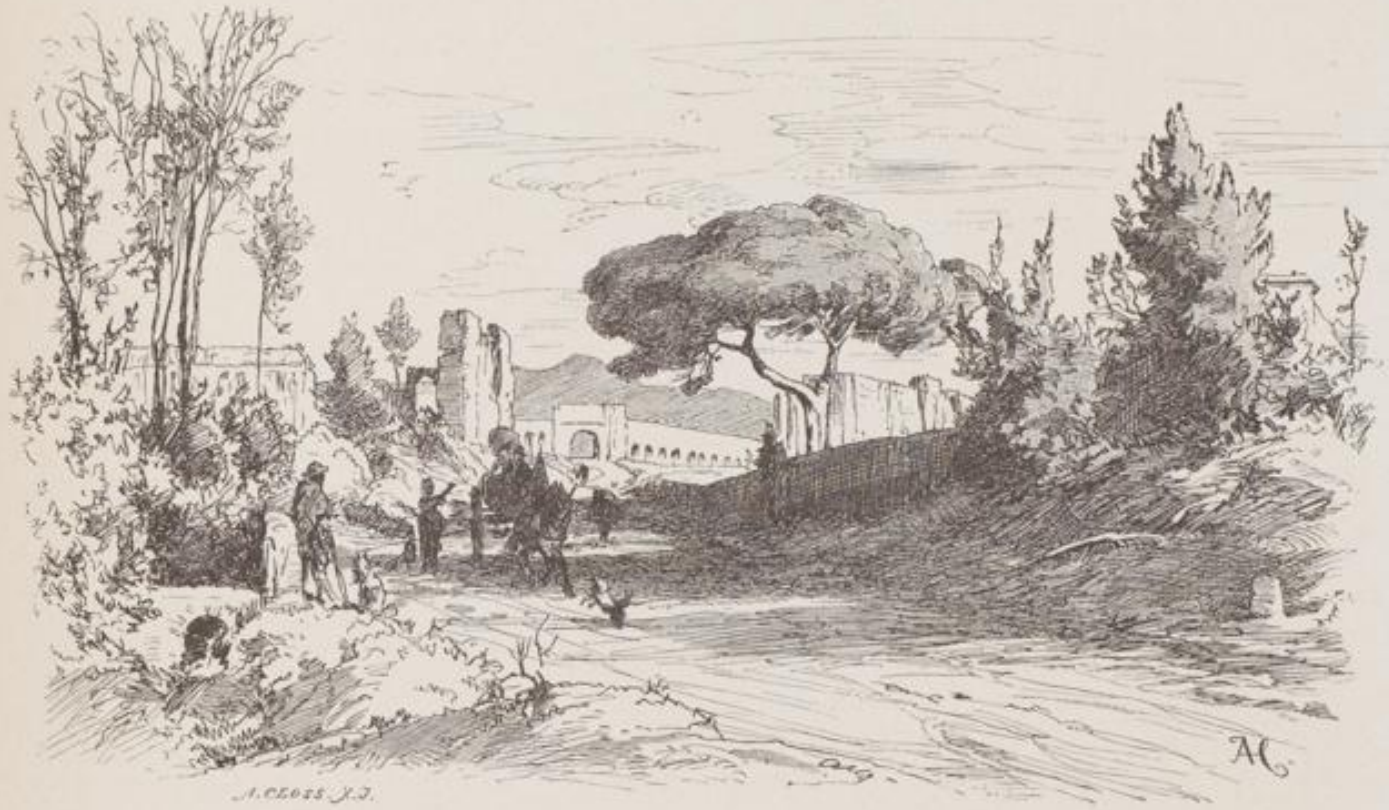
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mädchen); man muß sie kennen, diese wilden Gestalten, die als Hirten auf ihren kleinen, hagern langmähnigen Pferden die Steppe beleben. Kein einziger lyrischer Zug ist an ihnen! Ihr Gesicht ist braun und lederhart, unbiegsam die Züge, die sich nie zu einem Lächeln umbilden.

Das sind die Männer, die dem Teufel und dem Fieber Trotz bieten gelernt haben,

„Wuchsen auf, am Pflug die Hand,
Stark durch Mühsal und Beschwerde." (Lingg.)

Sie sprechen nicht, sie denken vielleicht nicht einmal; wenigstens ist ihr Gedankenkreis ein äußerst beschränkter. Aber einen herrlichen Anblick gewährt es, wie sie, verwachsen von frühester Kindheit an mit dem Pferde, sattellos oft, nur auf einem schwarzen Bocksfelle sitzend, ohne Steigbügel, in Felle gewickelt, und die Beine bis an die Schenkel mit harten Lederschienen geschützt, die Flinte auf dem Rücken, die Lanze in der Hand, das gefüge Thier nur an



PORTA FURBA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

der Halfter lenkend über die Heide streifen, in eine wildweidende Pferdeheerde hineinsprengen, oder die weißen, störrischen Ochsen zusammentreiben. Das sind wahre Nomaden, wie sie Phantasie und Gedicht nicht besser schildern können. Das sind noch die schwarzhaarigen Räuber, wie sie einst dem verwilderten Königssproß, dem antiken Abenteurer des Palatins, Romulus, zu willkommenen Raub- und Beutezügen, zu Blut und Tod folgten. Man muß sie sehen, wenn sie muthvoll und kühn, ohne den Applaus der spanischen Arena, den wilden Stier zwingen und dem wuthschäumenden furchtlos entgegensprengen. Man muß sie sehen, diese ächten Söhne der Wildniß, wenn sie das halbwilde, dreijährige Pferd zur endlichen Bändigung über die Hügel jagen, es fangen und zähmen. Und das, ja das mag wohl ihre Freude sein, eine andere kennen sie nicht. Die wenigsten auch kennen die Liebe, denn diese Lebensblume will hier nicht gedeih'n. Sie lachen nicht, sie singen nicht, und gleichen darin ihrem Lande, dem laut- und liederlosen. Dieser letzte Theil der Campagnabevölkerung ist der eigentliche Hirtenstamm, ihn kümmert der Feldbau nicht:

„Wir gehen nicht hinter dem Pfluge einher,
Wir pflügen die Erde mit eisernem Speer."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Heerden, welche die Campagna durchirren, sind nur halbgezähmt und gehorchen allein der eisernen Rauhheit ihres Bändigers. Da sind vor allen die schöngehörnten Rinder von grauweißer Farbe, ohne welche wir uns die Plätze Roms und die Flächen und Hügel des Agro Romano nimmer vorstellen können. Aber diese Hörner sind bedrohlich, und wilde Kämpfe fechten die Führer der Heerden, die mächtigen Stiere, in der Einsamkeit miteinander aus. Aber auch der harmlose Wanderer wird von ihnen bedroht und ist verloren, wenn er von einer daherstürmenden Heerde außerhalb eines Schutzes und Zufluchtsortes betroffen wird.

Ein Staub geht auf am Horizonte, dick und gelb dampft er zur Sonne empor, die ihren Schein darin verliert. Die Wolke wirbelt näher und immer näher. Ein wildes, tolles Strampfen von starken Hufen macht den Boden weitaus erdröhnen — — das sind sie! da kommen sie, die gewaltigen Thiere, schäumend, schnaubend im flüchtigen Laufe, die Hörner wie Lanzenspitzen hoch erhoben — hinterher die Hirten im fliegenden Mantel, mit weitragender Lanze, deren Spitze sie den rasenden Thieren in die Weichen bohren, sie, lautschreiend zu immer tollerem Laufe antreibend. Dichter Staub umhüllt auch uns. Ein Gewittersturm scheint vorüber zu brausen, eine Windsbraut; denn kaum hat sich die Seele von ihrem wilden Anstaunen erholt, so ist die ganze Jagd schon in dem Staube des Horizontes auf anderer Seite verschwunden — verhallend mehr und mehr. — —

Lieblichere Bilder, Bilder des Friedens und der Ruhe gewähren oft die Schafhirten, die im stillen Nomadenzuge quer über die sonnige Fläche schweifen. Sie sind eine willkommene Staffage der Landschaft und erfreuen das Auge in den verschiedensten Situationen. An der Via Appia sitzt der braune Knabe hoch auf einem trümmerreichen Todtenhügel unter den Myrthenzweigen und schneidet sich eine Rindenpfeife zurecht und stimmt sie in einfachen Tönen, die er in melancholischem Einerlei den ganzen Tag erschallen läßt. Währenddem weiden die Schafe zwischen den Gräbern herum, oder lagern in friedlichen Gruppen zwischen den Marmorsteinen.

Schöner ist der Aufstieg einer Heerde in den felsigen Gebirgen, die die flache Campagna einschließen. Diese sind mit kurzen kräftigen und überaus duftigen Kräutern bedeckt, und streift die ganze große Heerde durch diese, und weht der Mittagswind von den Gipfeln der Berge zu Thal, so bringt er ganze Wolken von Wohlgeruch mit herunter. Hier trägt der Hirte die Axt im Gürtel und die Cornamusa, den bockledernen Dudelsack unter dem Arme, denn hier gilt es, den feigen Räuber der Heerden, den kleinen hagern Campagnawolf, der hier und da noch zahlreich angetroffen wird, abzuhalten, und die irrenden Thiere unter den schrillenden Klang des Pansinstrumentes zu sammeln. Da liegt er, der Glückliche, unter dem Schatten eines Felsvorsprungs, blickt wie im Traume über die Lande hin, sieht im fernen Meere die weißen Segel ziehen, und Menschen und Wagen wie Ameisen auf den leuchtenden Landstraßen dort unten, und dann spielt er seine uralten Weisen aus voller Herzenskraft in die Welt hinein, daß das Echo in den Thälern erwacht. Hier ist er ganz allein: „er schaut in die weiten Lande und wird von Niemand gesehen!“ Nur die Bienen, die an den rosigen Lippen des Alpenthymians hangen, umsummen ihn; nur dann und wann kommt eine blaubrüstige Steindrossel und sitzt auf dem benachbarten Lentiscusstrauche, neugierig verwundert, stößt ihren hellen Pfiff aus und schwingt sich in die Berge zurück. Im vollen Glanz der Abendröthe sammelt er die Heerde und zieht in die Ebene, auf das Feld, das geschützt zwischen den Hügeln liegt. Hier steckt er mit spitzen Pfählen die Hürden für die Nacht ab, verbindet diese mit weitmaschigen Netzen, und zwischen diesen verbringen die Thiere, eng zusammengedrängt gegen den sich alsbald erhebenden Nachtwind, die Zeit bis zur Morgenröthe. Der Hirt, oder meist sind es dann mehrere, welche zu gemeinschaftlichem Schutze sich zusammenthun, diese entzünden aber bei hereinbrechender Dunkelheit, den feuchten Nebeln der Thäler und den Wölfen des Gebirges zu wehren, mächtige Feuer, um welche sie im Kreise lagern. Hier ertönen dann wohl jene unendlich traurigen Weisen in langgezogenen Tönen, deren Inhalt meist die lustigste Liebe, und diese oft sogar spottweis behandelt. Wer diese Töne einmal gehört, vergißt sie nicht so leicht wieder, es ist, als ob ein uralter Schmerz in ihnen zum Ausdruck käme.

Mit dem zunehmenden Sommer steigen die Heerden höher und höher in die Gebirge hinauf, und wir finden sie alsdann auf den quellenreichen, frischeren Triften in der Gegend des Lago Fucino bis in das Napoletanische hinein. Im Herbst, wenn die Schnitter und Winzer der tieferen Campagna in ihre heimathlichen Berge zurückkehren, steigen die Heerden, manche von fünf- bis zehntausend Stück, in die Ebene hinunter, um in den milderen Küstengegenden zu überwintern. Diese ziehenden Heerden, geleitet von Hirten und Hunden, der Besitzer zu Pferd

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VIA FLAMINIA IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hintendrein, gewähren ein neues interessantes Schauspiel, und manche Straßen werden tagelang nicht frei von den blökenden Thieren, von schweifenden Hunden und undurchdringlichem Staube. —

* * *

Quer über die hügeligwellige Campagna geht jetzt der Flug nach jener blauen Berggruppe. Das ist der ausgeglühte Vesuv der römischen Landschaft; das sind die hochgepriesenen Albanerberge. Was dort steht, bildete Vulcan, und dort wandelt der Fuß noch meilenweit über die schwarzen Schlacken seiner heißen Arbeit. Aber die Werkstatt dampft nicht mehr, und wo das Feuer glühete und Ambos und Hammer erklang, da schwimmt jetzt des schweigenden Fischers Kahn auf den stillen, grünen Seen von Nemi und Albano. Hier waren die Urstätten Roms

BLICK AUS VILLA DORIA AUF CASTELL GANDOLFO.

und heute siedelt sich hier das modernste Leben des reichen Rom, siedeln so gern sich auch die Kinder nördlicher Länder an. Der Adel baut seine stolzen Sommerhäuser in glänzenden Reihen zu Frascati und Albano, welche die Eisenstraße berührt und in deren Gärten zu allen Stunden der schrille Pfiff der Locomotiven schallt; der Maler, der Dichter und sonstiges Fußvolk freut sich in tiefster Seele, wenn ihm ein Kämmerlein zwischen den Reben über dem Nemisee wird.

Wollen wir alle Wege wandeln, die durch die grünen Schluchten, über die waldigen Seiten des Monte Cavo hinweg nach Nemi und Albano führen? Die Natur malt hier so wunderlieblich, so fein und duftig, und zwar nur die Natur ohne Zusatz von Menschenwerk, daß Federzeichnungen, daß weißes Papier und Druckerschwärze doch gar nicht ausreichend erscheinen wollen. Was wir pflücken, ist ein Strauß auf den Hut, eine Blume in's Reisebuch, und dazu wird uns auf diesen Bergpfaden Gelegenheit genug. Gut ist es auch, wenn wir die Augen nicht zurückwenden, denn sonst mag uns die Weiterwanderung gar zu beschwerlich fallen. Gebückt also hier, und den Strauß gebunden! Im braunen, gefallenen Laube welche rosige Pracht! Das sind die duftigen Alpenveilchen, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich seit Cicero's Zeit noch nicht ausgeblüht haben, und die sich in diesen schattigen Wäldchen an keine Jahreszeit binden lassen. Sie halten den Frühling ewig hier fest; denn auch der römische Herbst in den Albanerbergen gleicht seinem erstgeborenen Bruder, dem lachenden Lenz.

„Der Tag
Ist wundervoll — selbst die Ruinen strahlen
In seinem Schimmer wie verklärte Geister.
Solch einen Herbst trifft man in Rom nur an.
In Siegeskleidung, ähnlich römischen
Altvordern, hüllt sich das Gefild, bevor
Es stirbt."
(Grabbe.)

GENZANO AM NEMI-SEE.

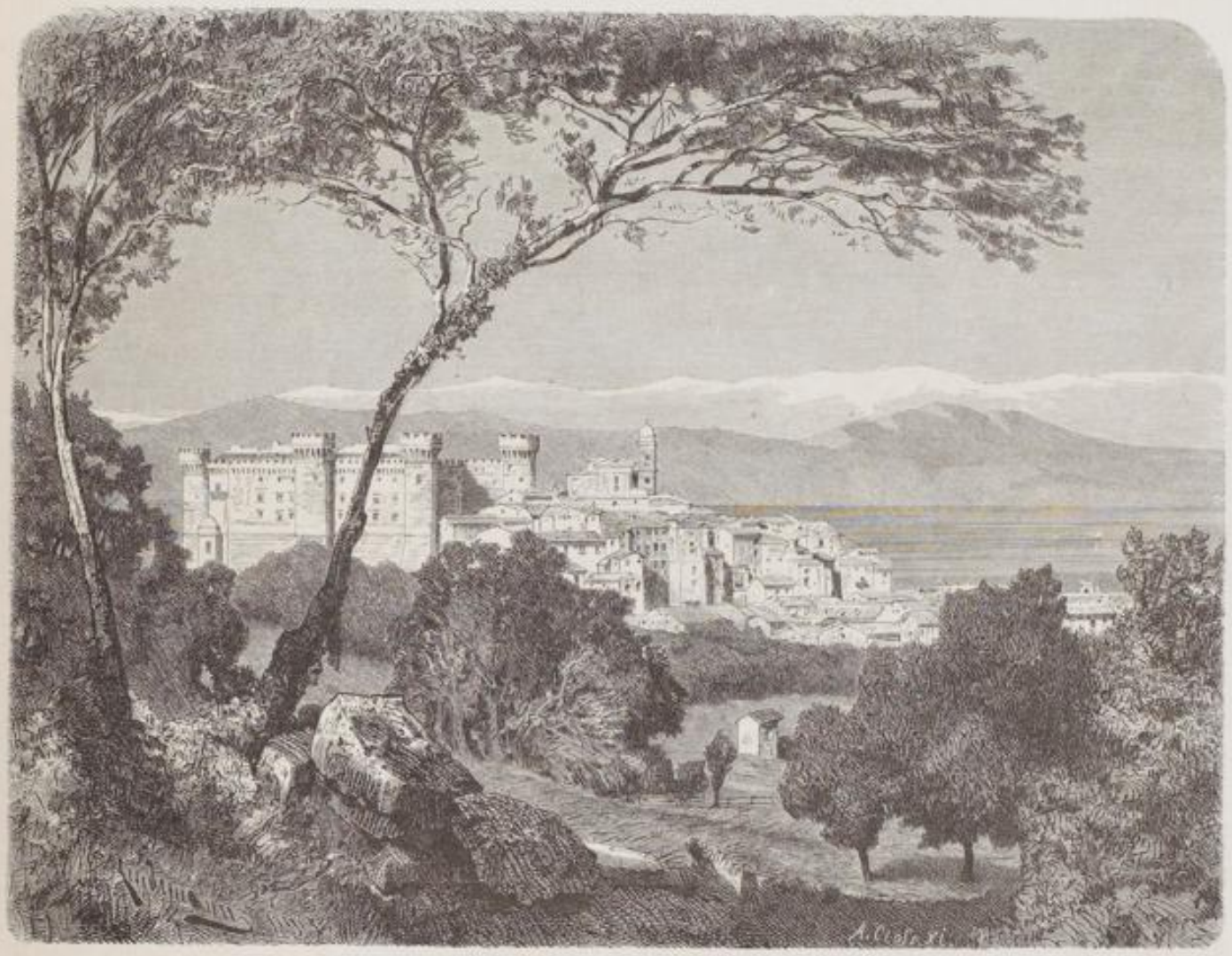
Der Pfad zieht sich fortwährend durch dichtes Gebüsch, Kastanien und Eichen, unter denen reiches Trümmerwerk, vom Epheu umschirmt, ruht. Dann tritt man hinaus und steht urplötzlich vor einer braunen, verbrannten Fläche, aus der nackte schlackige Hügel sich heben. Aus dunkelm Grün aber kommt das wilde, finstere Bergnest Rocca di Papa hervor. Ueber ihm schweben graue Dünste, die einen Berg umhüllen, um dessen Gipfel die helle Sonne leuchtet: Monte Cavo. Jene verschwimmenden Kuppeln gehören zu des Papstes Sommerpalast, Castell Gandolfo. Weiter steigt der Pfad, immer zur Höhe. Der Fuß strauchelt über schwarzbraunes Lavageröll; die Hohlwege gehen durch verhärtete Schlamm- und Lapillimassen mitten hindurch. Auf ihren Rändern blüht die goldene Welt des Bergginsters, des Freundes der Vulcane, und Busch und Baum ringsum.

Die weite, graue Feld- und Wiesenfläche, eine Hochebene, führt den Namen des Hannibalfeldes. Sie macht den trübseligen Eindruck eines Kraterbodens, bedeckt mit dürftigster Vegetation, und eignet sich zu einem Lager für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Truppen, welche Rom beobachten wollen, denn dieses läßt sich von hier aus in voller Entfaltung sehen. Durch wildzerrissenes Gelände steigt der Pfad von hier aus nach dem Göttersitze des albanischen Berges hinauf. Das ist kein gemeiner Weg, das ist die alte Via triumphalis, welche zu dem Urstammsitze des latinischen Bundesgottes, des Jupiter Latialis führte. Auf ihr wandelten die verbündeten Latiner, wenn sie das jährliche Bundesfest feierten, hier erklangen die Hufe römischer Rosse, die die Feldherren mit dem Myrthenkranz auf dem Helm zur Feier des Triumphes auf dem heiligen Berge trugen.

Diese polygonen Basaltblöcke, welche so wohl sich erhalten haben, legten antike Hände. Jetzt steht dicker Wald ringsum, und die Landschaft in ihrer Stille und Abgeschiedenheit hat noch etwas von den Mysterien eines



BRACCIANO.

heiligen Haines. Auf des Berges Spitze angelangt, stehen wir vor der geweiheten und gefeierten Pforte eines Passionistenklosters, vor dessen schrillem Glockengebimmel der alte Götterspuk sich tief unter die Wurzeln des Waldes verbirgt. Hier stand bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein der ziemlich wohlerhaltene Tempel; dann drängt ihn das Mönchsthum auf die Seite und zwar durch einen Engländer, durch den letzten der Stuarts, der das unschöne Kloster breit und frech auf des schönen Tempels Stätte erbauete und es der Dreifaltigkeit widmete.

Noch erblicken wir die gewaltigen Blöcke, wie sie den Grund des Klosters bilden und einen wüsten, unfreundlichen Garten einfassen, auf dessen Beeten die Pomidoro cultivirt werden, die der Mönche Maccheroni würzen sollen, und bedauern tief jenen Barbarismus. Auf der östlichen Seite stehen uralte mächtige Buchen und Rüstern, deren Wurzeln noch vieles Tempelwerk umklammern, und an ihre Stämme gelehnt, mögen wir um Jahrhunderte uns zurückträumen. Hier stört uns Niemand. Die Wipfel rauschen so heimlich, der Venus Turteltauben girren zärtlich im duftenden Laube, und der Lärm der modernen Welt dringt nicht in diese Stille. Durch die Lichtungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

NINFA MIT NORMA.

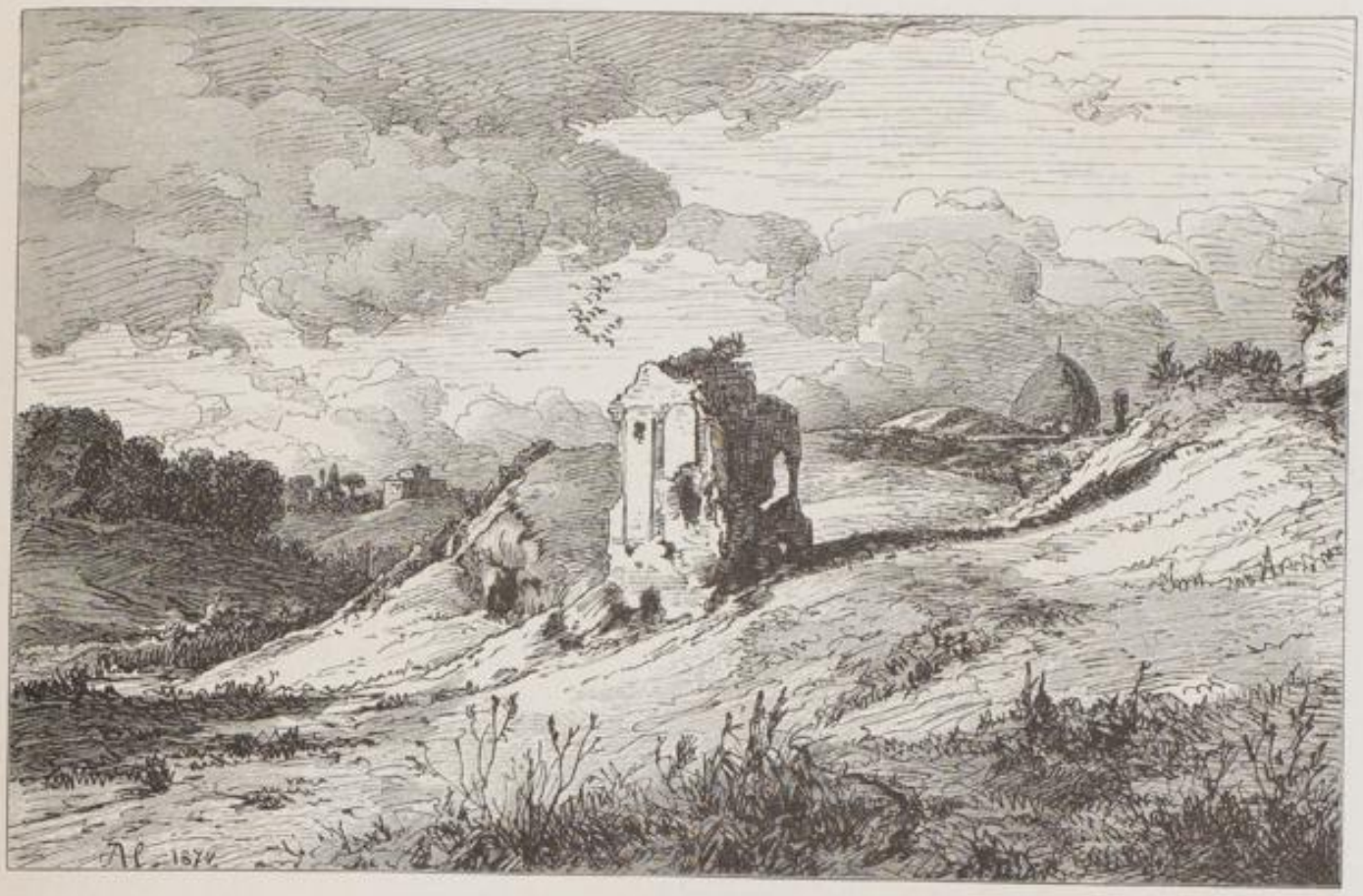
der Büsche und Bäume öffnet sich uns die Aussicht auf ganz Latium, sie reicht weiter als das römische Reich vor den Samniterkriegen; ja, ist der Tag klar, so sieht man in den Strahlen der Abendbeleuchtung als Duftgebilde die Sardische Insel und Corsica. Im Goldschimmer glänzt das Mittelmeer herüber, und in schönen, sanften Linien schwingt sich seine Küste über das circeische Vorgebirge in den Süden hinein. Tausend Namen können wir nennen, die in den Büchern der alten Geschichte verzeichnet stehen, und würden bei näherem Schauen immer noch mehr entdecken. Doch blicken wir in die nächsten Thalgebilde hinab, so bezaubern uns die Seen von Nemi und Albano.

Wie Augen der Venus blicken sie zu dem blauen Himmel empor, und liebliches Myrthengebüsch säumt sie ein. Dieß ist heiliges Land, und dort erkennt man deutlich noch die Stätte, wo das ehrwürdige Alba longa lag. In langer Straße erstreckte es sich zwischen Berg und See, längs ihrer ist nach dem Seeufer zu der Fels von Menschenhänden weggearbeitet. Da herum lag auch irgendwo der Hain der Quellen- und Bundesgöttin des lateinischen Bundes, der lucus Ferentinae. Es ist Frau Venus, die hier wohnt und der See ist ihr Spiegel, in dem sie zur Zeit des Vollmondes sich beschaut.

„Ueppig schloß sich der Hain um die epheuumsponnene Grotte,
Und dicht rauschte das Laub um den lebendigen Quell.
Hier war das rankige Haus des Sylvanus, wo von der Hitze
Flötengetön, so süß! lockte die Heerde zum Trank." (Propertius).

In dieses rankige, schattenkühle Haus treten wir, wenn wir den Waldweg hinunter nach Nemi wandeln. Die wilde, frische Flora der Berge hat den buntesten Blumenzauber an diesen Hängen geschaffen. Mit Ausnahme der purpurblüthigen Cyclamen begegnen wir zwar fast nur Blumenkindern der deutschen Erde, aber diese scheinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



SEGGIOLA DEL DIAVOLO IN DER ROEMISCHEN CAMPAGNA.

an keine Jahreszeit sich zu binden, und die günstigen Bodenbedingungen im Verein mit dem südlichen Himmel lassen sie in größerer Vollkommenheit, reicher und üppiger erscheinen. Den Wald bildet zumeist die eßbare Kastanie in Gesellschaft von Eichen und Buchen, den Untergrund füllen riesige Farrenkräuter, besonders der breitschirmige Adlerfarren, über diese hinaus ragen die hochgeschwungenen Ranken der Brombeer- und Himbeersträucher, vermischt mit wilden Rosen. Dazwischen blühen blaue Glockenblumen, Bergprimel, weiße und rothe Scabiosen, Convallarien, Galien, röthliche Zeitlosen und dunkelblaue Gentiane, Fingerkräuter und Erdbeeren in Menge. Den Schatten sucht sich der großblättrige Epheu, der Quelle leises Gerieſel das sanfte, schwellende Moos. Der bunte Specht, der verzauberte Königssohn, haust mit Vorliebe in diesen Wäldern. Die kräutersuchende Circe erblickte ihn hier, und verschmäheter Liebe wegen nahm sie die Verwandlung vor.

„Er, ganz zornig darob, daß er plötzlich, ein neues Geflügel,
Latiums Wälder besuch', anhackt er mit hornigem Schnabel
Waldbäum': Wunden erbost schlägt er in die ragenden Aeste." (Ovid.)

Aber auch die Sänger wohnen in diesen geborgenen Orten, und Sprosser, Amsel, Drossel und Nachtigal durchtönen mit süßem Liede die Einsamkeit der sagenreichen Berge.

Tritt man aus dem Walde heraus, so steht man am Abhange dicht über dem See von Nemi. Welch entzückendes Bild! In nächster Nähe die Dächer und das Kirchlein des verwinkelten und verwetterten Seestädtchens, wo die Reben von Haus zu Haus klettern, darunter, die blumige Gartenterrasse hinab, die stille träumende Wasserfläche, zugedeckt von den dunkelgrünen Schatten der waldigen Hügel ringsum, über dieser aber schwebend im sonnigen Glanze die gerade Doppellinie der flachen Campagna und des Meeres, wie eine Fata-Morgana über dem dunklen Vorgrunde. Altersgraue Thürme und Castelle tauchen auf aus der schweigenden Wälder Grün.

Was ist's, das unsere Seele so gewaltig zwingt zu diesem Nemisee? Auf seiner Fläche schwimmt nicht der verderbliche Lotos, keine Sirene singt an seinem Ufer, und doch will sein Bild nicht mehr aus unserer Seele

schwinden, und ewig zieht es das Herz wieder zu ihm zurück. Wie ein Räthsel liegt er da in der schattigen Tiefe, wie ein sehnsüchtiger Traum der Venus, und wir suchen und sinnen und können den Klang nicht finden, der ein Echo fände an seinem Gestade. Wie schön auch immer Julius Mosens Seelied sei: „Der See ruht tief im blauen Traum, von Wasserlilien zugedeckt —“ den Nemisee besingt er nicht, auch in Lenau's Schilfliedern klingt kein verwandter Ton. In Tönen ist es Schubert gelungen, und wer die Landschaftsstimmung dieses geheimnißvollen Gewässers nachfühlen will, der singe das schöne, ernste und doch vom Nymphenzauber durchhauchte Lied:

„Mir ist so wohl, so weh
Am stillen Erlasee. —
Heilig Schweigen in Fichtenzweigen,
Regungslos der blaue Schooß,
Nur der Wolken Schatten zieh'n
Uebern glatten Spiegel hin.“ (Mayerhofer.)

Die Landschaft stimmt trübe, und ein Gefühl wie Heimweh überkommt uns. So ging es ja auch dem Scheffel'schen Trompeter, den er hier unter einem trübsinnigen Ahorn trübsinnige Weisen summen läßt. Aber zur rechten Zeit noch erinnert er sich der „allerfeinsten Schenke“ und des „preiswürdigen Getränkes“ in derselben, und so kommt er zu einem guten deutschen Abschlusse, er wird vernünftig und singt in toller Jugendlaune:

„Der Ahorn und der Spielmann
Sind zwei verrückte Leut',
Sonst gingen Beid' hinüber
Und tränken sich gescheidt.“

Das thun wir. So ein bischen nordische Trübsinnsschwärmerei hält auch gar nicht lang vor in diesem heitern Sonnenlande, kommt aber gar noch dazu der auf vulkanischem Boden gewachsene Feuerwein von Genzano und Marino, so mag wohl des Daseins Jubel von der Terrasse der Osteria in hundert frohen Liedern erklingen, und fragt dann auch Niemand mehr, ob sie passen oder nicht.

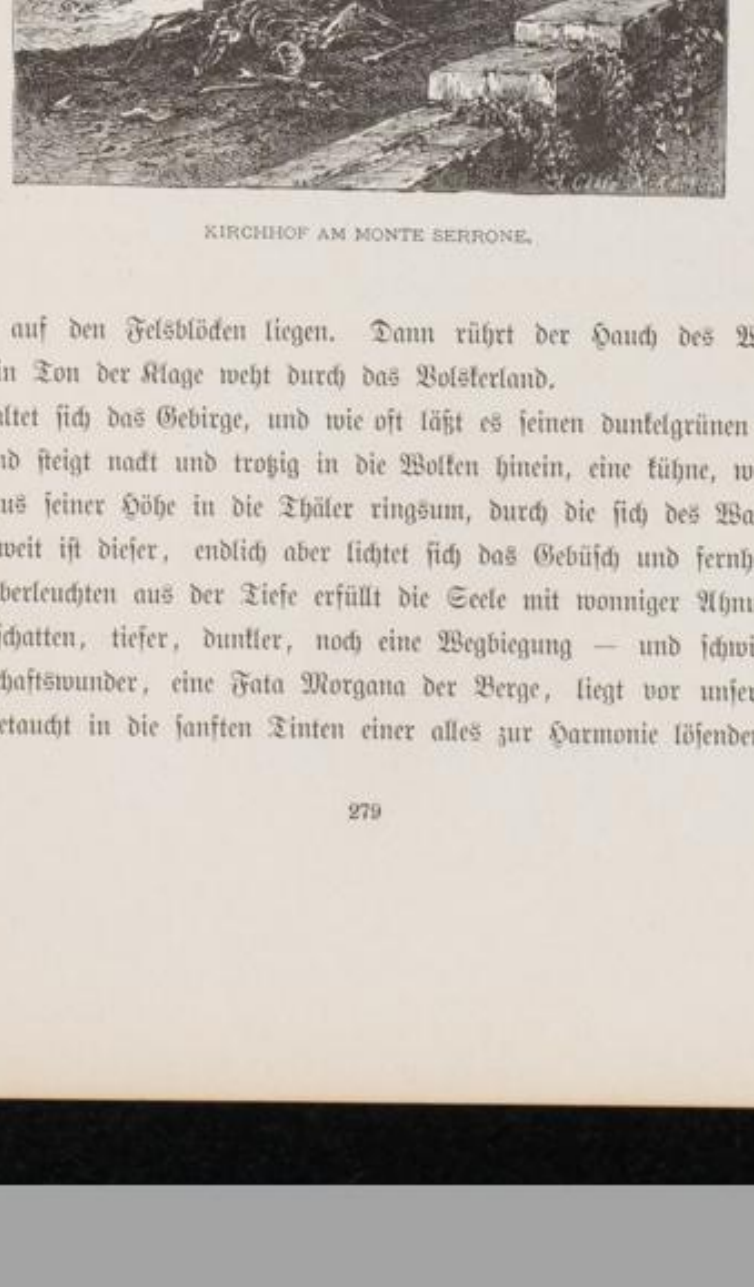
Hier hört nun die Idylle der Albanerberge auf, am jenseitigen Seeufer liegt das Gebiet des Fürsten Orsini, geht die breite Via appia nuova nach dem freundlichen Genzano und Albano. Diese ganze Straße entlang verlieren wir den Blick auf das Meer nicht mehr, das sich von dem Ausläufer der Campagna an wie ein Goldgebirge dem Himmel entgegenhebt. Die Häuser und Gärten zur Rechten und Linken gehören dem römischen Luxus, und ist uns die Gelegenheit gewogen, so sehen wir die Nobili der ewigen Stadt in stattlichen Carrossen vorüberrollen, und wie in der Hadriansvilla bei den Trümmern alter Zeiten erklärt der Führer und spricht: „Das sind die Ghigi, die Piombino, die Barbarini und Doria, Altieri, Rospigliosi, die Massimo, Cesarini, Fiani und andere!“ Alle haben hier einen Sommersitz, auf dem sie nicht zum Vergnügen, sondern der Gesundheit wegen wohnen. Die Kneipe und Osteria wurden verdrängt durch stolze Hôtels, welche unter französischer und englischer Firma allen möglichen Comfort verheißen. Die schönen Frauen von Albano und ihre lieblichen Trachten sind bereits sehr selten geworden. Die letzteren verdrängte der buntgedruckte Kattun, über die ersteren geht die Sage, daß die modernen Quiriten in dieser Gegend jetzt gesetzlich erlaubten Frauenraub noch immer begehen.

Albano liegt nicht an der Eisenbahn und der Weg bis zur Station ist ein ziemlich weiter. Wir nehmen ihn, um unser Ziel zu erreichen — die wenig verlockenden pontinischen Sümpfe. Die Reise geht dann vorbei an Civita Lavigna, einst Lanuvium — als flüchtiger Schatten erscheint Velletri, uns winkend und lockend durch herrlichen Wein, gewachsen auf den lieblichen Hängen des Artemisioberges, sowie auch durch seine prächtigen Aussichtspunkte — — Valmontone — mit dem feudalen verlebten Antlitze — endlich Segni.

Der Zug hält am Fuße von ziemlich steilen Bergen. Das sind die Volskerberge, rauhe, sonnendurchglühte und sonnenverbrannte Kalkfelsen. In ihnen liegt Segni, einst als Signia, gleichzeitig mit Cora und Norba, zu einer römischen Bundesfestung oder latinischen Colonie gegen die streitbaren Volsker gemacht, aber ohne Bürgerrecht. Zu ihm steigen wir hinauf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie von Raubgesindel zu Räuberhöhlen scheint das Land ringsum angelegt: dürrer Busch und Trümmerblöcke, düstrer Wald und zerrissene Schluchten, alles wüst, wirr, unwirthbar und öde. In diesen Bergen herrscht der Luxus nicht, da herrscht die Armuth, der Mangel. Die freudigen Farben der Gewande, das Roth, das Grün und klare Blau blieben in der Ebene zurück, der Stamm dieser Berge kleidet sich in Dunkelbraun und Schwarzblau, ernste Farben, die sich aber malerischer erweisen als die heiteren oder grellen der vielbeliebten Kostümbilder. Das mittelalterliche Baronalschloß steht verlassen. Das Spinnengeschlecht, das einst hier hauste, ist fortgezogen und ließ auf dem dürren Bergrücken nichts als die ausgesaugten Körper dieser volskischen Fliegen zurück, die Wohnungen von Segni. Hier hält uns nichts, obgleich von der Höhe der Cyklopenmauern, auf denen in Vorzeiten die Arx stand, derselbe klassische Blick über die durchwanderten Gegenden uns fesseln möchte.



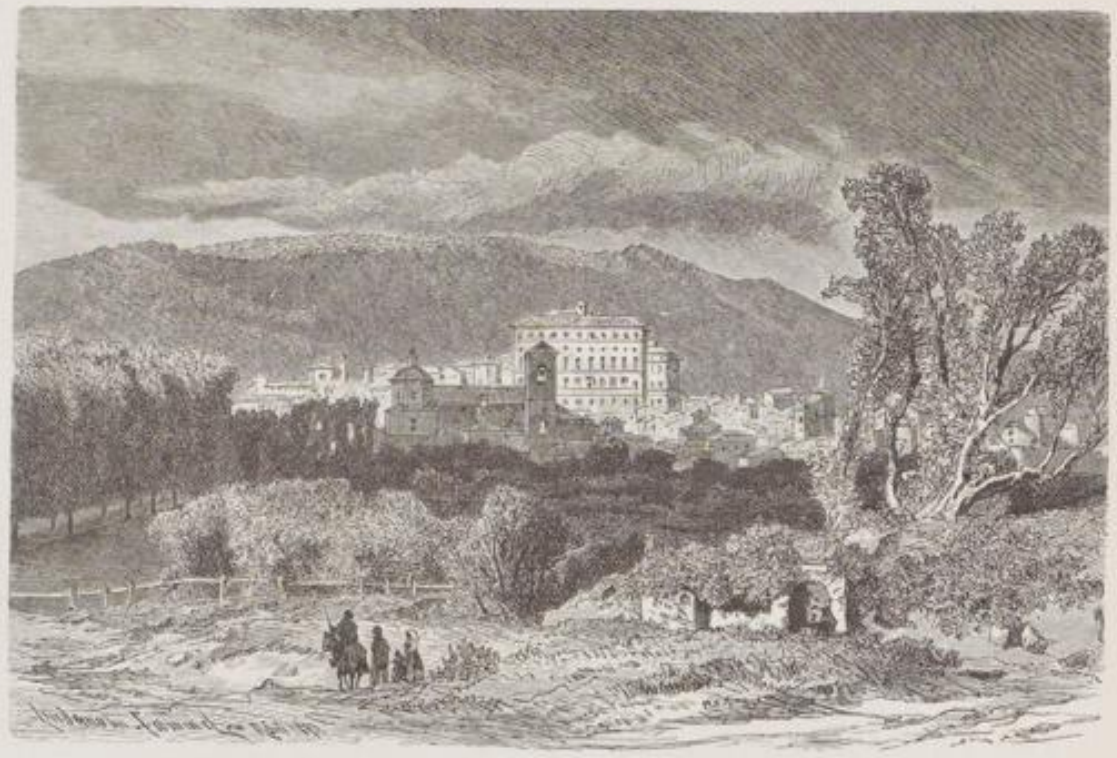
KIRCHHOF AM MONTE SERRONE.

Hinter Segni, von woher der duftige Meerwind weht, beginnt der Wald, der Urwald. Wir wissen und ahnen, daß hinter diesem Walde die weite, gewaltige Fläche der eigentlichen pontinischen Sümpfe zum Meere sich dehnt und daß wir dieses selbst in erhabener Schöne und Größe erblicken werden, und möchten unsern Fuß beflügeln. Aber neue Reize entfaltet diese stille, jungfräuliche Natur, es sind nicht die weichen Reize einer auf Rosen ruhenden Venus, nein, das ist die unnahbare, düstere Schönheit der nordischen Walkyre, die schlummernd ruht auf des Südens Moos. Die funkelnden Schlangen, die auf den Felsblöcken liegen. Dann rührt der Hauch des Westwindes die Wipfel der Waldungen dieser Berge sind so unendlich herrlich, so tief, fast schauerlich, so einsam und geheimnißvoll, ernst und räthselhaft, daß wir den Ton in unsrer Brust nicht finden können, der in ihnen das Echo haben würde. Der deutsche Wald behält allüberall auf den Bergen und in den Thälern seine gemüthvolle Lieblichkeit. Die heimischen Wälder bevölkern wir mit Märchengestalten, die fast immer lachenden Mundes über die wilden Blumen hüpfen; hier wandelt die alte düstere Sage, wandelt die Hexe dieser Küste, die unheimliche Circe, und sammelt wunderbare Kräuter und hält Zwiesprach mit den Pinien und Buchen, und ein Ton der Klage weht durch das Volskerland.

Immer wilder gestaltet sich das Gebirge, und wie oft läßt es seinen dunkelgrünen Schmuck im Thale zurück, streift ab jedes Gewand, und steigt nackt und trotzig in die Wolken hinein, eine kühne, wettergefestete Titanengestalt. Und Blöcke schleuderte es aus seiner Höhe in die Thäler ringsum, durch die sich des Wanderers Weg nur mühsam zu winden vermag. Gar weit ist dieser, endlich aber lichtet sich das Gebüsch und fernher schimmernder Sonnenglanz und flimmerndes Silberleuchten aus der Tiefe erfüllt die Seele mit wonniger Ahnung.

Noch einmal Waldschatten, tiefer, dunkler, noch eine Wegbiegung — und schwimmend im bezauberndsten Lichte, ein goldenes Landschaftswunder, eine Fata Morgana der Berge, liegt vor unsern geblendeten Augen die flache pontinische Ebene, getaucht in die sanften Tinten einer alles zur Harmonie lösenden Sommersonne; darüber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



VELLETRI

baut sich wie eine silberne Mauer das Meer, spannt sich von Süd nach Nord im verklärten Blau der alte Himmel Roms. Unsre Seele taucht unter in diesem fluthenden Schönheitsmeere, wir fühlen uns verwirrt, ergriffen auf das mächtigste durch die Fülle der Erscheinungen. Wir fühlen uns klein und arm, und doch groß und reich, und unendlich beglückt! Erst ganz allmälig und fast mit Schmerz entschließen wir uns, das Bild unsrem Verständnisse näher zu führen, allmälig erst wagen wir, es in seine Theile zu zerlegen.

Ja, das sind die pontinischen Sümpfe, und das gefürchtete Land will uns, aus luftiger Höhe gesehen, gar nicht schreckhaft erscheinen.

Sanfte Hügel wechseln mit braungrünen Wiesenflächen; den weißen Dünen stemmt sich schon von Ostia her über Nettuno, Cisterna, bis Terracina der dichte schwarze Buschwald entgegen. In dem Dunkel erglänzen viele Hirtenhäuser und Meiereien, oder flimmert der Spiegel eines von Büffeln bewohnten Teiches. Bäche irren nach der Meeresküste, von dem Sumpfe aber sieht man weit und breit nichts, der versteckt sich unter der grünen Pflanzendecke. Die Landschaft hat nichts Schreckenvolles, und doch wohnt in ihr der Tod. Er steigt unter den glühenden Strahlen der Sommersonne, nach kurzem erquickendem Lenze, aus der Untiefe heraus und mähet längs der Küste bis an den Fuß des Gebirges das Leben. Wem er begegnet in dieser Ebene bis Terracina, den grüßt er mit dem Gruße der Unterwelt. Die Via Appia von Tres Tabernä, die Linea Pia, die sich nach Terracina zieht, geht mitten durch sein Reich.

Wir stehen auf den Cyklopenmauern der antiken Norba. Zu unsern Füßen liegt das unter dem Epheu begrabene, zauberhafte Ninfa, zur Linken die Burg von Sermoneta. An der amphitheatralisch ausgeschweiften Meeresküste ragen wie einsame Strandwächter die Wartthürme, die das Mittelalter gegen die Sarazenen erbauete. Weiße lateinische Segel durchschneiden die Fluth, und dahinter in lichterfüllter Ferne schauen die dunkelblauen Ponzainseln aus den Wellen. Jener graue Thurm dort ist der Thurm von Astura, in welchem das gramvolle Schicksal des deutschen Conradin und seiner Freunde so schmählich sich erfüllte. Das schöngezackte Cap da drüben, gegen das die weißmähnigen Rosse Neptuns in breiten Zügen heranbrausen, umflattert mit den weißen Möven noch immer die heitere Sage des Weines; nach ihm spähete Odysseus und schauete

„auf schroffiger Jähe des Abhangs,
Eingehegt die Insel in endlos wogender Meerfluth;
Aber nah an der Veste gestreckt, und Rauch in der Mitte
Schaut' ich fern mit den Augen, durch dichtes Gestäud' und durch Waldung."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VALMONTONE.

Die Fußstapfen der Geschichte gehen von Nord nach Süd, einer Geschichte, die reicher ist an Ruhm und an Unglück, als die einer andern Erde.

Aus den wilden sonnenverbrannten Hirten der Saturnischen Zeit, aus dem trotzigen Räubervolke dieser weidenreichen Ebenen erwuchs ein Heldenstamm, dessen Adler die Welt mit ihren Schwingen deckten. Dieses kühne Geschlecht stieg hinab in die Urnen, die Urnen versanken, wildes Riedgras und Gestrüpp erwuchs aus ihnen und an die Stelle des kühn sich wehrenden Adlers trat der leidende Menschensohn am Kreuze, vor dem heute scheue, wildblickende Nomaden den zerrissenen Hut abziehen, und keine Ahnung haben von dem Ruhm ihrer Vorfahren. Wo die Schwerter rosten, da wächst das Kreuz hervor, und wo die Legionen auf Schlachtrossen mit freudigem Römermuthe den Boden stampften, da lagert heute verdrossen und tückisch im Sumpfe der ungezähmte Büffel.

Einer Gräberstraße der alten Geschichte ist unsre Wanderung zu vergleichen. Mag die Natur auch mit allen Reizen des Frühlings, mit aller Farbengluth des Sommers die schlummernde Erde überkleiden: die alten Grabsteine leuchten hindurch, und der trübe Gedanke an die Hinfälligkeit des Schönen, des Großen verläßt uns inmitten des höchsten Entzückens über die der Gegenwart gebliebenen Reize nicht. Dem Tode gesäet! Stygisches Wasser hat dich besprengt! Ergo bibamus! Ein volles Glas deinen tausend Wonnen, du heiliges Land, und auf ein neues Heldengeschlecht!

„Siehe, wie des Pilgers Füße
Von der heut'gen Wallfahrt stauben,
Mädchen, einen Tropfen Wein!
Flöße du durch deine Küsse
Meinem Geiste neuen Glauben
An das schöne Leben ein!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SUBIACO

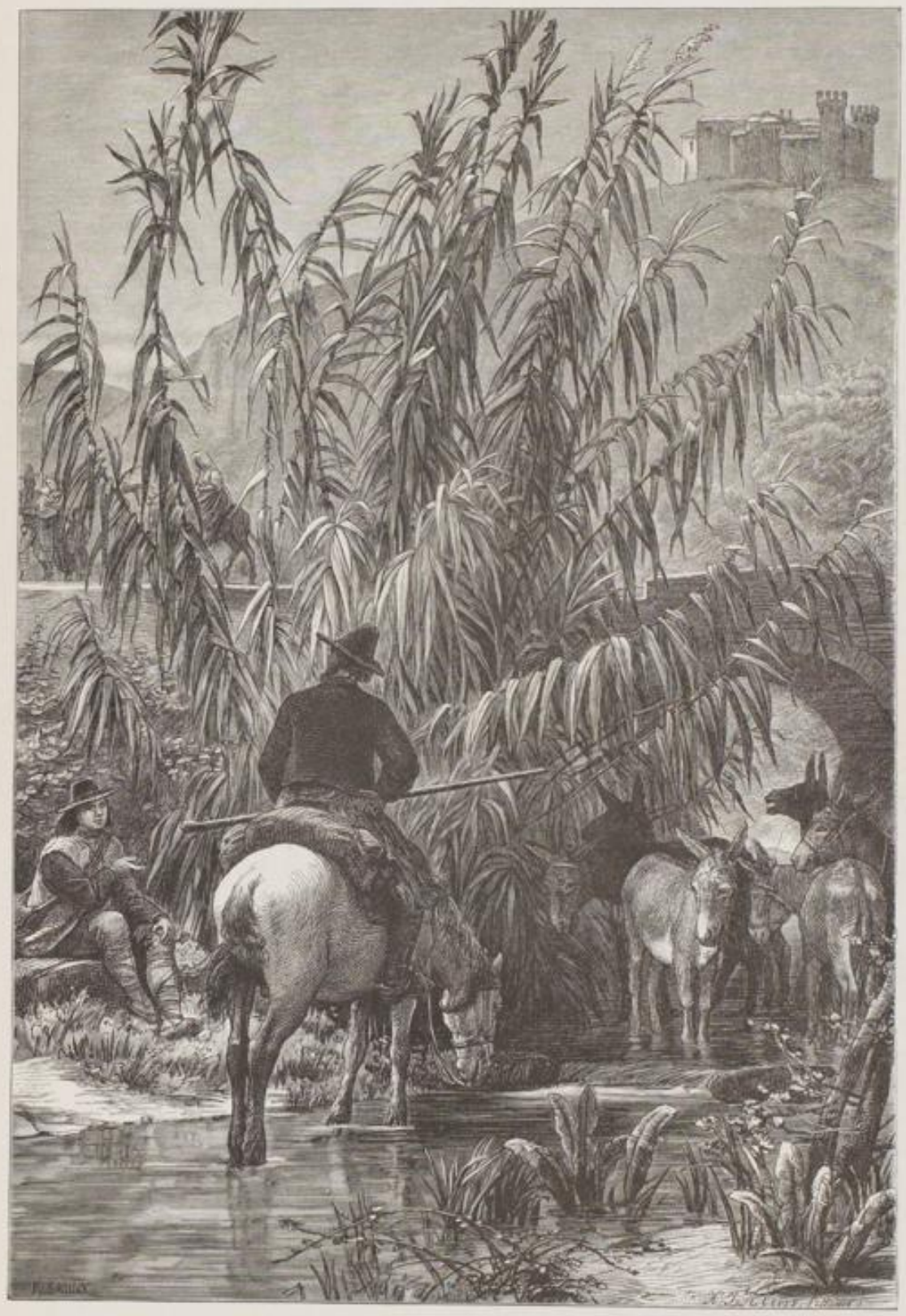
Mönchsklöster und Malerparadiese in den Bergen.

„Und wie einst in Delphi's Hainen,
Wie an Isis Tempelthor,
Tönend noch in Baum und Steinen,
Flüsternd noch in Laub und Rohr,
Ringt die Natur nach lebendigem Wort,
Möchte mit uns auch wieder wie dort
Leben und reden, und jauchzen und weinen."

(S. Lingg.)

Von dem mächtigen, römischen Webstuhle ausgehend, schlingt sich ein geweiheter Faden durch die Thäler und über die Höhen der Sabiner- und Simbrivinischen Berge nach dem öden Hernikerwald bis in die Ausläufer der Gebirge Samniums hinein; gleich dunkeln Perlen sind auf ihn gereiht Klöster und Abteien, die die wilde Fluth des Mittelalters einst an diese Küsten warf, in deren verwitterter Hülle aber die Sonne der frohen Gegenwart sich nur noch trüb spiegelt. Zwischen den dunkeln Perlen des Fadens aber glänzen und leuchten in Gold und Grün die Edelsteine der Landschaft, die sonnigen, frohen Flecken und Oertchen, deren Reiz und Werth das Alter nur erhöht, und in deren tausend schimmernden Facetten sich so gern die Maleraugen spiegeln und aller derer, die noch Liebe für landschaftliche Schönheit im stillen Busen tragen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



MITTAG IM POUSSIN-THAL.

Wir wollen von Subiaco nach Monte Cassino pilgern, und, des Pilgerstabes ledig, den geflügelten Touristenstab in der Hand, schweifen im Fluge durch die Malerparadiese.

Der Süden sendet uns seine warmen, duftigen Grüße: Wolken und Vögel locken uns nach dem Süden. Dem ernsten Rom schicken wir den ernsten Anio zu und eilen, bis wo der heitere, grüne Liris aus lachenden Fluren uns entgegenspringt. Am Anio steht das ehrwürdige Subiaco, in des Liris Fluren finden wir das altehrbare Monte Cassino. In Subiaco umweht uns noch Rom's Kirchenluft, auf Monte Cassino athmen wir schon Parthenope's beseligende Nähe. Am Wege dahin aber blühen uns tausend schöne Blumen. —

Subiaco und Monte Cassino sind die ältesten Städte gelehrten Mönchswesens in Italien. Sie waren einst die heiligen Schränke, in welche fromme Einfalt das christliche Kreuz rettend flüchtete und mit Liebe und Eifer bewahrte. Blutdampf und Feuer wallten über die classische Erde, in wildem Würgen und Ringen vollzog sich die große Wanderung der Völker. Scepter zerbrachen, Throne stürzten, und der Kreuzesstamm wankte und zitterte; auch er schien fallen zu wollen in den großen Sumpf der Geschichte, um zertreten zu werden von den Eisenhufen der Vandalenrosse — — da lud ihn ein frommer Jüngling sich auf die Schultern, ihn zu tragen weitab von dem Schlachtgetümmel der gefährdeten Ebenen in die Sicherheit der Berge, ihn zu pflanzen auf die stillen Höhen, in die Thäler, wo noch der Friede weilte, wo ein armes Hirtenvolk unverdorbenen Sinnes in sehnendem Hoffen das bunte, knechtende Heidenthum hatte untergehen sehen.

Ihm wurde mit dem Kreuze dieser Hoffnung schöne Erfüllung gebracht, an ihm durfte es die gebeugten Sklavennacken aufrichten. Benedict von Nursia, der hochsinnige Patriciersohn, war der Apostel dieser Berge. Er ließ der römischen Welt ihren Haß und rettete die Liebe in die Waldeinsamkeit. — Wohl hatte die römische Sonne in leuchtender Pracht auch in den Simbrivinischen Bergen geglänzt: ihr üppigster Sohn, der gewaltige Nero, hatte hier Seen hoch über dem Anio gedämmt, hatte darunter Bäder und Marmorvillen gebaut, und die Fackel der Bacchanalien durch diese abgelegenen Wälder getragen — und Sublacum oder Sublaqueum, „unter den Seen", nannte sich die Stadt, die im Gefolge aus den Abfällen seiner Prachtbauten erwuchs. Aber zur Zeit Benedicts, als der von Rom herüberwandelte, waren die Seedämme längst zerrissen, die Marmorsäulen gestürzt, und, da kein Kaiser mehr hier zu wohnen kam, die Stadt in Armuth und Verfall gerathen. Eine arme Acker- und Hirtenbevölkerung fristete hier ein elendes Leben. Sie hatte die goldenen olympischen Götter in Staub sich verwandeln sehen, hatte gesehen, wie der Glanz in den lichtvollen Tempeln erlosch — — da leuchtete ihr aus einer dunkeln Höhle der Berge am Anio das neue, ewige Licht, da ward erfüllet des Propheten Wort: „Den Völkern, so im Finstern saßen, strahlet es helle!"

CHARAKTERKOPF AUS DEN SABINER BERGEN.

„Sacra speco" nennt man noch heute die Höhle, vor welcher sich in der Folgezeit ein großartiges Kloster erhob. Sie liegt in der damals fast unzugänglichen Schlucht, durch welche ein Wildbach dem Anio zustürzt, zwischen den steilen Bergen Monte Calvo und Monte Taleo. In ihr bildete sich der Jüngling Benedict zum Lehrer, der bald Tausenden ein hohes Vorbild wurde. Hier erwarb er sich seine ersten Jünger und weihete er die erste kleine Gemeine durch den Geist des christlichen Gesetzes.

In diesem Geiste bauete er seine Klöster inmitten der Gebirgswüste und langhin an den Ufern des Anio. Der Segen der Arbeit, die kein Sklavenwerk mehr war, brachte goldene Früchte; das Leben kehrte auch in die verlassene Stadt zurück, und bald flossen den jungen Stiftungen Reichthümer von allen Seiten zu.

Benedict konnte die volle Blüthe seines Werkes hier nicht sehen; noch als es in der Knospe stand, zwang ihn die zwischen den Reichthümern eingeschlichene Habsucht und der Haß, der ihm aus der Welt nachgefolgt war, seine Klöster am Anio zu verlassen — und hinter ihm schlug die Fluth zusammen. Die Wellen der Geschichte bedeckten alsbald das Land, und verschlangen das Andenken an jene Zeit der Liebe und des kindlichen Vertrauens, untergruben den Grund fast all der alten Klostergebäude — nur der Haß und die Armuth retteten sich an's Ufer.

So ist heute Subiaco eine arme Stadt, und die zwei Klöster, welche einzig noch einige Alterthümer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DAS CERVARAFEST DER DEUTSCHEN KUENSTLER IN ROM (1. MAI 1869).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

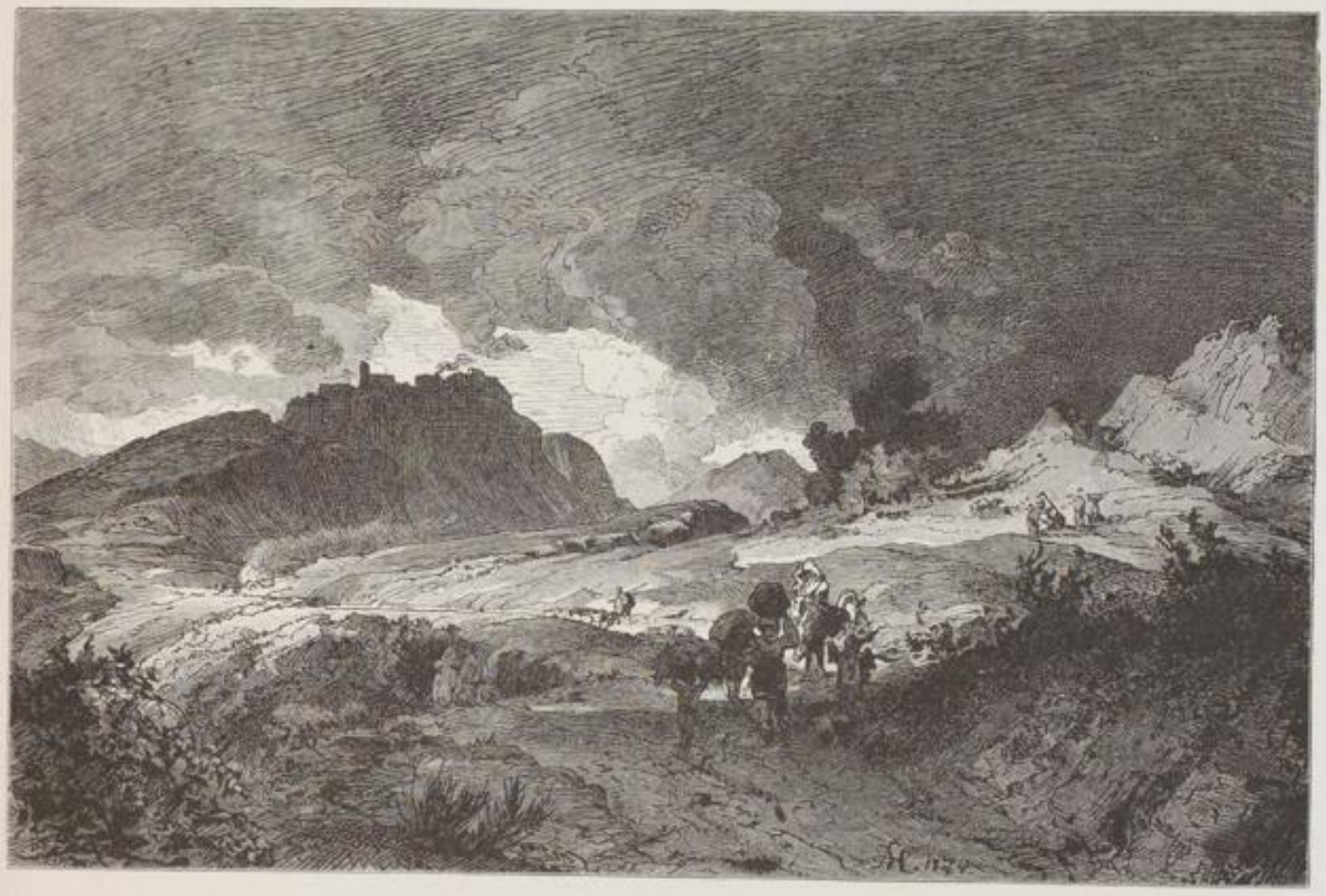
Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und antike Erinnerungen hüten, fristen ihr Leben nur knapp aus dem ihnen bewilligten Regierungssold. — Die alte Waldeinsamkeit liegt wieder über der Landschaft, sie lagert vor den Pforten der Klöster und den Thoren der Stadt.

„Wir betreten den heiligen Eichenhain Benedicts, dessen uralte Bäume noch immer wie zum Gruße geneigt stehen. Eine schöne Hirtensage erzählt, daß sie sich demüthig beugten, als Benedict an ihnen vorbeiwandelte, seitdem aber in dieser Stellung verblieben sind. Wohl mag den frommen katholischen Wanderer, der voll Glauben diesem Ort nahet, ein heiliger Schauer überrieseln — den protestantischen umweht der süße Schatten verklungener Romantik, und Eichendorff's und Uhland's dichterische Gestalten wachen auf.

Das rauscht so uralt in den Bäumen, so ascetisch, so fremd, wie aus einer andern Welt. Nichts rührt



CIVITELLA.

sich, nur die räthselhaften Eidechsen huschen durch das gefallene Laub. Nur ganz gedämpft klingt das Rauschen des Anio herauf, als ob Friedensboten zu Thale wallten. Welche Einsamkeit.

Wir lehnen uns über das Geländer des Brückchens: in mächtigen Bogen und Pfeilern steigt es aus der Tiefe heraus höher und höher, und, wie ein Wunderbaum aus dem Felsen gewachsen, hebt sich das Kloster am Berge empor in die wunderlich gestalteten Blöcke hinein. Ja, ein Wunderbaum mit tausend Wunderblüthen.

Wir treten durch das Thor, wir irren durch die verschlungenen Gänge treppauf und treppab: ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" tritt uns verkörpert vor die Augen.

Geblendet von all' der bunten, goldenen Pracht an Wänden, in Bildern, auf Statuen, verwirrt durch Säulen und Säulchen, Marmorgänge, durch all' den flimmernden Sonnenglast, der das Alles in üppiger Gluth durchhaucht und belebt, schließen wir wohl die Augen, fürchtend, den lieblichen Traum zu zerstören. Und wäre nicht der schwarzgekleidete Mönch, der uns Bilder zeigt, Namen nennt und Erklärungen gibt und uns fortwährend an das Büßerleben des Vaters der Benedictiner erinnert, wir meinten wohl, daß hinter diesen Säulen die verzauberte Tochter irgend eines morgenländischen Herrschers hervortreten müßte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ganz unbeschreiblich befangend ist dieser Anblick und es fällt dem Beschauer schwer, sich des Gesammteindrucks zu entschlagen, um auf Einzelnes seine Aufmerksamkeit zu richten. Da merkt man denn allerdings, daß man an einem christlichen Orte sich befindet: alle Heiligen leben auf an den Wänden ringsum. Von den Wölbungen blicken sie nieder; wo nur immer eine Fläche sich darbietet, zeigt sich ein frommes Gesicht. Wer mag die Namen alle behalten oder nennen, die Frauen und Männer, die einmal im Geruche der Heiligkeit standen — an die Heiligkeit des Stifters reichte keines. So concentrirt sich denn das Hauptinteresse hier auf das, was von Benedict übriggeblieben, und das sind in erster Linie jene zwei Höhlen: die eine, die dem frommen Jüngling Zuflucht vor der Welt gewährte, in ihr erblicken wir heute, schwach angedämmert von dem Lämpchen eines schmuckreichen Altars, seine Statue, das Bild des Jünglings, wie er mit verklärten Zügen im Gebet kniet; die andere, wo er zuerst den Hirten und nach ihnen noch lange Zeit dem zuströmenden Volke aus der Umgegend predigte." *)

Auch die berühmte Rosenhecke, in welcher er, wie der große Gregor erzählt: „Voluptatem traxit in dolorem," indem er sich in die Dornen warf, und als Sieger aus dem Kampf mit dem Fleische hervorging, ist, von der Tradition getreulich gepflegt, noch heute grünend vorhanden. Aus seinem Blute wuchsen die Rosen, die später in den Klostergärten nur selten noch gedeihen wollten.

Ein andres Kloster liegt über diesem ersten. Es erhielt seinen Namen von Scolastica, der frommen, ja heiligen Schwester Benedict's. Hier wohnt nicht die anmuthige Heiterkeit der frommen Einfalt, durch seine Kreuzgänge weht dumpfe, ascetische Luft. Verfall an allen Mauern. Manches Alterthum der Vorzeit und des verschnörkelten Mittelalters mag hier den Beschauer und den Forscher fesseln. Der Deutsche erfreut sich an einer alten, über vierhundert Jahre alten Arbeit seiner Landsleute. Das sind die köstlichen Drucke der beiden Mainzer, Conrad Schweinheym und Arnold Pannartz, welche in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts über die Alpen gewandert waren, um die schwarze Kunst Guttenbergs an der Urstätte gelehrten Mönchthums einzuführen. Sie druckten mit Fleiß und aller Kunst, siedelten auch später die Buchdruckerkunst „als eine deutsche Geistescolonie" nach Rom in den Palast der Massimi über. —

Die Landschaft um Subiaco, den Anio entlang, ist reich, ist unerschöpflich wie alle Flußlandschaften Italiens. Sonnige, gegenwartfrohe Heiterkeit mischt sich mit tiefem, rückblickendem Ernst der Geschichte zu dem Ausdrucke ruhiger Milde, wie das Gesicht eines Mannes, der unter vielen Stürmen sich beugen mußte, sich aber nun auf eigener Scholle in Frieden eingerichtet und ruhig denkt und dichtet:

„Ich habe mich neben die Welt gesetzt
In meine Rosenlaube;
Da bin ich in heiligem Frieden ergetzt
Bei Pfirsich und bei Traube.
Und scheint mir Mond und Sonne herein, —
Soll's ihnen unverboten sein."

(L. Scheffer.)

Und auch wenn die Maler kommen, soll's ihnen, wenigstens den edlen Jüngern unter ihnen, unverboten sein. O, Subiaco kennen sie lange, lange schon, und wer gekommen, mag schwer scheiden, sich schwer scheiden von dem Herzen der Natur, das in diesen stillen, wellendurchrauschten Thälern so fühlbar schlägt. Bücher werden hier keine mehr gedruckt, dafür aber gemalt der Frühling in den Sommer hinein, der Sommer in den Herbst in tausend guten und schlechten Bildern. Wenn die Bäume noch ihre Dryaden und Hamadryaden hätten, so würden diese schon lange vor lauter Koketterie nicht mehr wissen, wie sie ihre Wipfel halten sollten — so viele Male sind sie schon abkonterfeit worden.

Ganz dasselbe Schicksal widerfährt den verräucherten, vom Winde ganz schief geblasenen Hütten und Ställen der Stadt, die gebrochen und lebensmüde den steilen Schloßberg hinansteigt. Sie wimmelt von Motiven in Braun und Grau, und der Begriff Horizontal und Vertical ist ihrer Architektur schon seit Jahrhunderten abhanden gekommen.

*) Aus des Verf. „Wandertage in Italien". Stuttgart 1874.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber je schiefer — je besser; je mißfarbiger — desto schöner. Gewiß scheint, daß die Herren Maler mehr Fleiß an ein solches sublacensisches Pfefferkuchenhaus verschwenden, als der Architekt zum Bauen des gesammten städtischen Schwalbennistwerkes brauchte. Aus Staub und tiefem Koth des allertrübseligsten Straßengewinkels, im Kampf mit Mensch und borstigem Gethier dieser Berge feiert die Kunst ihre Auferstehung, ihre Triumphe. Mit reichgefüllten Mappen wandern die für Bergstadtmotive begeisterten Jünger, sobald das erste dürre Blatt auf ihren Malerschirm oder -Hut gefallen, nach Rom, um einen trüben Winter lang für die Augen der Fremden den Sonnenschein der heiligen Thäler auf die Leinwand zu zaubern.

Doch auch viele ernste, große Talente saßen in dem fernen Subiaco, und Heil allen denen, die mit Ernst und Würde kamen, die die volle olympische Begeisterung des geweiheten Künstlers in diese große Landschaft trugen. Ihnen soll die Gegend am Anio immer und zu allen Zeiten die geheimsten Schleier lüften.

DIE MAMMELLEN BEI CIVITELLA.

Aus diesem Klosterthale führt ein Malerpfad in das Gebirge hinein, auf das Gebirge hinauf nach Civitella, dem uralten Geierhorste in den Sabinerbergen. Das geht durch Distel und Dorn, über Stein und Strauch, an Wald und Wurzeln vorbei, aber jauchzen mag das Herz ob der jungfräulichen Schönheit, die es hier überall feenhaft zur lieblichsten Waldmärchenträumerei verlockt. Hier ist nicht das Italien, das wir in lyrischer Stimmung ersinnen, das Italien der Goldorangen und der sanftsäuselnden Myrthe, der Paläste, deren Dach die schlanke Götterbildung der Marmorsäule stützt — hier ist das ernste, epische Italien, wie es dem Manne der Geschichte vorschwebt, wenn sich sein Geist in die graue Vorzeit zurückversetzt, in die Zeit, als man anfing das erste Eisen in das den Göttern geraubte Feuer zu legen, als Männer in den Gebirgen hausten und Burgen thürmten in titanischem Trotze, deren Reste noch heute als vom Volke scheu angestaunte Cyklopenmauern überall im Brombeergebüsch und unter dem dunkeln Epheugerank zerstreut liegen. Hier, meint man, müsse sich die Geschichte, müde des wilden Würfelspiels in der großen, völkerdurchstürmten Ebene dort unten, die sich vom Fuße der Berge bis zum Vorgebirge der Circe zieht, zurückgezogen und zum uralten Einsiedler gemacht haben. Glaubt man doch, man müsse den Alten der Berge hier überall begegnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber nur armes Gebirgsvolk kommt uns entgegen. Ernste, finstere, oder müde und sterbekranke Gesichter begegnen uns, Leute in der dürftigen Tracht der Berge. Das epische, strenge Italien bietet den Kindern, die hier seinen Hüften entspringen, Steine statt des Brodes. Die Sehnsucht, die Hoffnung, aber auch die Unzufriedenheit starben schon längst in diesen armen Herzen. „Wie ein versteinerter Sonnenschein" lagert der Fluch der Bedürfnißlosigkeit auf dem ganzen sabinischen Gebirge.

So öffnet sich jauchzend unser Herz beim Anblick der überwältigenden Natur, es zieht sich zusammen, sobald es sieht, wie armselig der Mensch in sie hineingestellt ist. Dieser Landschaft freut sich nur der fremde Wanderer, der nach Tagen wieder in die Ebenen zieht, wo die üppigen Kornfelder an Flußufern wallen, wo der freudespendende Weinstock in die Ulmen hineinrankt, freut sich der Künstler, der bei den weichen, zauberischen Tinten, mit denen des Südens Licht die großen Bergformen umschmeichelt, nicht der harten Scholle gedenkt, über welche der Rücken des Großvaters und Vaters des gegenwärtigen Besitzers sich in erfolgloser Arbeit durch manches Jahr gebeugt.

Civitella — ist dieser Felsengipfel ewig bewohnt gewesen seit der Zeit, wo die Titanenhände jene Mauern

MAEDCHEN UND KNABE AUS DEN SABINER-BERGEN.

vor seinen Thoren thürmten? Dann verstehe man die Heimathliebe des jetzigen Geschlechtes, das trotz Hunger und Darbniß, trotz Herbststürmen und Winterkälte hungernd und frierend hier oben weiterhockt. Das sind ganz eigene Philosophen.

Civitella ist wie Subiaco eines jener Malerparadiese, und unterhalb Civitella erschaut man das berühmteste derselben — evviva! — sieht man das hochgefeierte Olevano! Dieses in Sicht, mag man es auf dem steilen Civitellaberge nicht gar zu lang aushalten, wenn man auch nirgends bequemer seine leichten Gedankenschwalben mit Grüßen und Wünschen ausschicken kann nach dem trotzigen Rojate, den sanften Mammellen, nach dem schönformigen Monte Acuto, dem weißleuchtenden, fröhlichen Anagni, Gavignano, Pagliano, dem düstern Segni der dämmernden Volskerberge, auf den Monte Fortino und die Berge von Scrime. Immer neue Nesterchen entdeckt man in den Falten der Berge, und könnten wir nur so hoch schweben wie die Thurmfalken über uns, wir würden die ganze stolze Ebene und in der Ebene die ewige Stadt erblicken — —.

Aber der Blick steigt nieder, und eine schöngewundene Straße, über welche Eichen und Kastanien schatten, lockt uns hinab nach Olevano. Dort ragen wie Wächter der Landschaft, zwischen die weißen Felsblöcke gewurzelt, mit diesen verwachsen, die uralten hundert Eichbäume der Serpentara, die Bäume der Erkenntniß landschaftlicher Kunst seit einem Jahrhundert.

Hier malten die Meister der Landschaft gegen Ende des vorigen Säculums, hier sitzen heute die Schüler-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schüler der Schüler jener, hier werden sie sitzen und werden der großen Natur die Ewigkeit ablauschen, und werden zu wachsen versuchen mit den Eichen, die jedes Jahr wieder unter den alten Bäumen aufgehen und Kraft saugen aus dem Wurzelmark des Vaterstammes.

Aber auch ein Poetenwinkel ist dieses Olevano, und mancher Dichter saß an der Wirthstafel der guten Casa Baldi mitten unter den Malern, ein Saul unter den Propheten, und hat dann den Preis olevanesischer Landschaft hinausgesungen in alle Welt.

Die Casa Baldi steht auf einem sonnigen Olivenhügel vor der Stadt, sie ist ein europäischer Taubenschlag für allerhand Kunstvolk, das am Tage durch die wilden Schluchten, durch die Bäume der Hänge streift, oder auf den Felsen sitzt und hinausschaut in die weite Landschaft, und dichtet und malt; Abends aber von der Terrasse aus

GENAZZANO.

mit heiterm Scherz beim fröhlichen Wein die Sonne in die purpurnen Berge sinken sieht. In diesem Wirthshause dichtete J. V. Scheffel seinen farbenprächtigen „Abschied von Olevano", und W. Waiblinger, der weniger gekannte, sang hier schon 1827 seine begeisterten Strophen. Noch mehr als in diesen leuchtet in seinen Briefen aus Olevano die glühende Liebe, die er für diesen seligen Winkel der Erde hegte. Er kehrte immer wieder nach hier zurück. Frei und glücklich sehnte er sich zu sein, um ewig hier weilen zu können, und singt dann:

„Dann wohl blieb ich dir treu, wie seinen Felsen,
Seinen Lüften der Adler! meine Freuden
Baut' ich kühn mir in's Urgebirg, des Aethers
Frischem Reiche vertraut' ich mich, der Menschheit
Nur aus neblichter Wolkenferne sichtbar,
Ihren giftigen Pfeilen nicht erreichbar,
Felsenland der Sabiner, und des alten
Volks der Herniker, dir, mein heimlich Tempe,
Mein Olevano, treu!"

(W. Waiblinger.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und so Mancher, der einmal dort geweilt und glücklich war, singt es ihm nach; aber nicht Allen wurden die leichten Flügel der Maler, die dem ubi bene so unabhängig folgen können.

Das Volk der Stadt, oder besser des mittelalterlichen Trümmerhaufens, ist ein starkes schönes Geschlecht, und zeichnen sich seine Frauen und Mädchen ganz besonders durch Schlankheit der Formen und majestätische Haltung aus. Gewiß hat Jeder schon auf dieser oder jener Ausstellung olevaneser Mädchen im Bilde gesehen, wie sie, das gewaltige zweihenkelige Kupfergefäß auf dem Haupte, zur Quelle des Thales steigen, wie sie am Wegebrunnen, den der Waldepheu halb überdeckt, in süßem Halbdunkel Zwiesprach halten, oder vom Felshang hinausblicken in das sonnige Land. Vielen lieben Bildern begegnen wir zwischen diesen Hütten, auf diesen Pfaden und es ist rührend zu sehen, wie sich der Armuth soviel Schönheit gesellt hat; wie sie unter der schweren Arbeit sich erhalten konnte. Denn Olevano ist arm und der harte Boden fordert harte Arbeit, diese Arbeit aber liegt den Frauen ob. So ist hier nicht eitel Frohsinn und Lust und Geschrei des Singetanzes zu finden; die Städte, welche zu malen Anakreon seinem Maler aufgibt:

„Höre, bester aller Maler,
Was dich heißt die Muse machen!
Male mir einmal die Städte,
Wo man hört nur Scherz und Lachen" —

diese Städte liegen nicht in diesen Bergen. Das beste an diesen ist die Luft, die über die Stadt hinstreicht, die in den Gassen ist auch ungenießbar. Dann mag Olevano's Name von den Olivenbäumen der Berge herstammen, aus olibano d. i. Weihrauch, oder olive d. i. gut riechen, kommt er gewiß nicht.

Hundert Pfade führen von hier aus in alle Welt, ob man nun nach dem nahen reizenden Genazzano und dem stolzgethürmten Palestrina, nach Tivoli oder Anagni wandre, ob man hinab in die veilchenfarbige Ebene ziehe zur Küste des dampfenden Meeres, oder zurück und weiter hinein in die in einander hineingeschobenen Berge und Gebirge nach dem cyklopenmauergegürteten Alatri und dem einsamsten Waldkloster der Hernikerberge, der Certosa von Trisulti, oder bis zum Lago di Fucino — überall wandelt man in einer Natur, deren Reize in den tausend wechselnden Lichtern der Tages- und Jahreszeiten, deren Formenwechsel unendlich sind.

Um jene Certosa vor Allen, jenes blühende Waldparadies, drängen sich nicht blos Landschafts-, sondern auch Naturwunder. In jenen Bergen, unterhalb des von Gott und allen Heiligen verlassenen Städtchens Collepardo, dort wo die kecke Cosa schäumend über die Steine springt, liegt die berühmte Grotte. Sie ist von noch unergründeter Tiefe und ihre gewaltigen Stalactitenformen sind die wunderlichsten, die man sehen kann. Dort findet sich auch der Pozzo di Santullo, der „Brunnen Italiens", dieses Wunder der Berge, ein kreisrunder natürlicher Schacht mit jähen, unzugänglichen Wänden, in dessen schwindelnder Tiefe ein lieblicher Wald grünt, in welchem die Vögel ihr Wesen treiben.

Oben aber, auf der Höhe, inmitten eines uralten Eichenwaldes, liegt das Kloster, in welchem eine Familie der Benediktiner, die strengen Karthäuser, als Wohlthäter des Gebirges in frommer Beschaulichkeit wohnt. Ueberraschend und herzerhebend klingt der Schall des Klosterglöckchens aus dem Walde in's Thal hinein und man meint wohl, dem Rufe des Friedens zu folgen, steigt man seinem Klange nach die steilen Pfade hinan. Man träumt, daß das bewegteste Herz hier zur Ruhe kommen müsse, daß man hier das Ruder, mit dem man die stürmischen Wellen des Lebens da draußen durchschnitten, sinken lassen dürfe — und in Wahrheit, ein stillerer Ort, eine größere Weltabgeschiedenheit wird nicht mehr gefunden. Das Branden der Völkerwogen dringt nicht hier herauf, die Vögel singen von den Waldbäumen in den rosenduftigen Klostergarten hinein, Stimmen des Gebetes flüstern in den Hallen, und dann läutet das Glöckchen den Abend ein, oder kündet thaufrischen Morgen — das ist Alles.

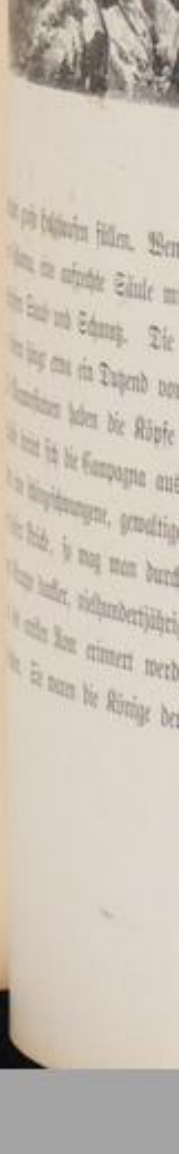
Auch hier möchte man weilen, auch hier meint man, ewig weilen zu können und doch, winken die purpurnen Berge der Ferne, ziehen die Wolken im schnellen Fluge über die Felsenstirnen dahin in die ungemessene Weite, dann hebt man die Flügel, erst wie ein Vogel im Bauer, dann, dem Käfig entflogen, zu raschem Fluge über Thal und Hügel. Und da sind wir in Genazzano.

Lieblich gestaltet sich die Gegend, ausgezeichnet durch dichten schattigen Baumwuchs. Wohlbebaute Felder sind es, durch welche unsere Straße führt, und Rebe, Korn und Oelbaum zeugen in ihrer üppigen Fülle von dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

OLEVANO.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reichthum des Bodens und seiner Bewohner. Ein überraschendes Bild, wenn plötzlich die altersgraue Stadt, auf sanftansteigendem Hügel gelegen, hinter den freudiggrünen Wipfeln der Eichen und Kastanien erscheint.

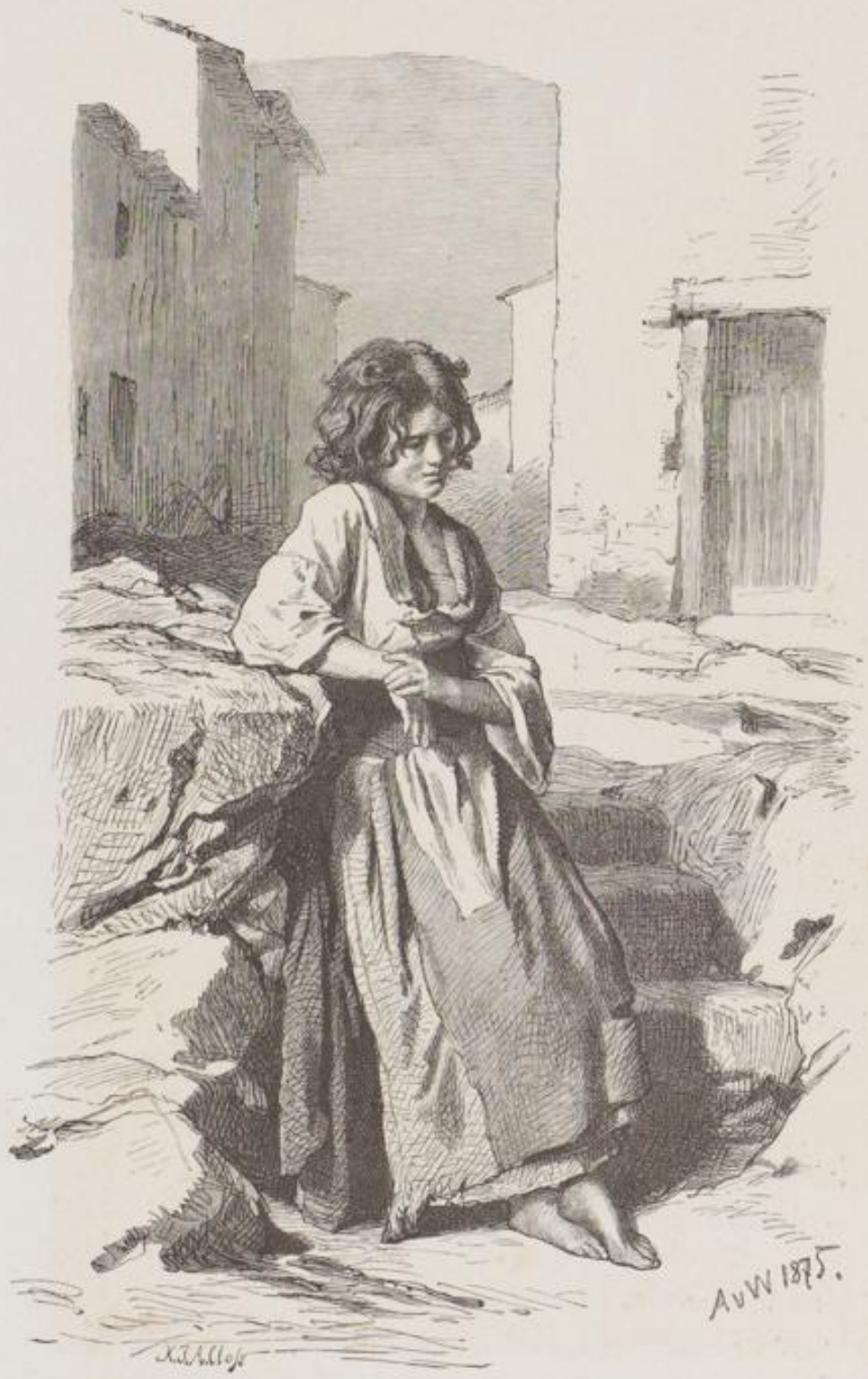
Auch Genazzano ist nur mittelalterliche Stadt, hat sich aber, gleich Anagni, diesen Charakter treulich bewahrt. Es stehen noch die alten Festungsmauern, das hohe starke Thor mit den Zinnen darauf, und an den meisten Häusern zeigen sich noch Spuren der Gothik. Die Straßen sind eng und steil und führen alle nach dem Palaste der Colonna, denen die Stadt einst gehörte. Auf den hohen Mauern, die dieses stolze alte Schloß einfassen, hat eine blühende Blumenwelt ihr Reich entfaltet, und wirft ihre Ranken über die grauen Steine weit herab. Im Innern jedoch ist Alles Verfall. Das Schloß ist eine Getreideniederlage geworden. Hühner und Pferde tummeln sich auf dem Hofe,

DIE SERPENTARA BEI OLEVANO.

welchen große Holzhaufen füllen. Wenige Zimmer nur sind noch im wohnlichen Zustande, und das vornehme Wappen der Colonna, eine aufrechte Säule mit darüberschwebender Krone, nimmt sich gar merkwürdig aus unter dem aufgehäuften Staub und Schmutz. Die hohen Prunksäle sind zu Ställen geworden, einer dient als Oelniederlage, und in diesem hängt etwa ein Dutzend von Familienporträts, in Fetzen zerrissen und vom Gewebe der Spinne überzogen. Die Marmorstatuen haben die Köpfe verloren und dienen den zahlreichen Tauben als Niederlassung. Hinter dem Schlosse breitet sich die Campagna aus; sie ist durch eine tiefe Schlucht von jenem getrennt, über die Schlucht aber führt eine schöngeschwungene, gewaltige Brücke, und eröffnet einen Weg in die lachenden Fruchtgelände. Steht man auf dieser Brücke, so mag man durch sie, durch die Trümmer einer ganz römischen Wasserleitung, welche sich in einer Gruppe dunkler, vielhundertjähriger Eichen verläuft, und durch den klassischen Ausdruck der Landschaft an die Zeit des antiken Rom erinnert werden. Doch waren es nur die mächtigen Colonnesen, welche hier bauten und herrschten. Sie waren die Könige der Campagna. In der Vorhalle des obern Geschosses findet man in Bild und

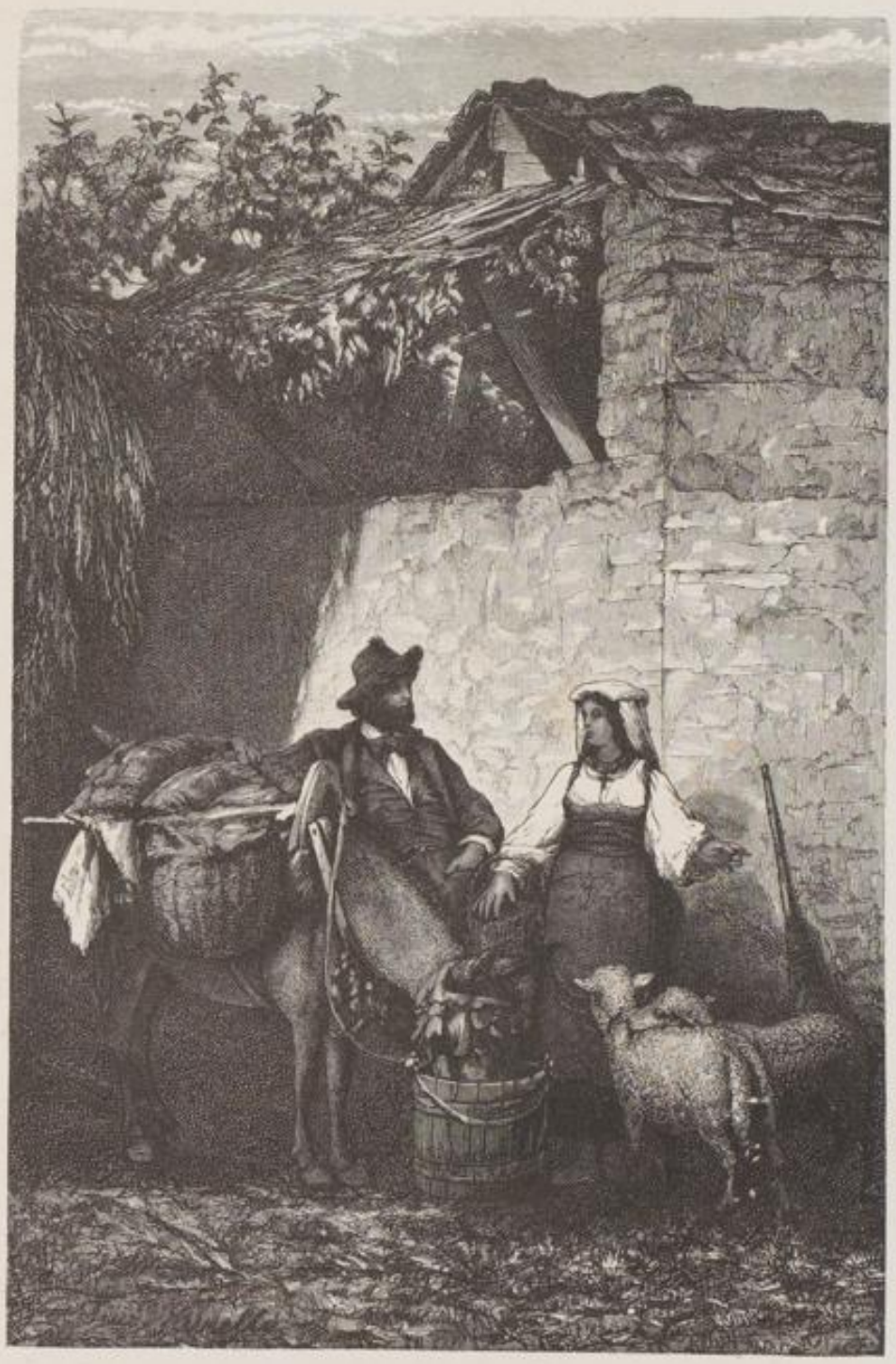
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schrift, alle Wände bedeckend, die Ortschaften dargestellt, denen sie Gebieter waren. Es braucht wohl eine Viertelstunde, die Namen allein zu verzeichnen, denn weit in die Abruzzen hinein, bis in das Napoletanische erstreckt sich ihr Reich. Heute ist dieß nicht mehr, Blatt um Blatt pflückte die Zeit von dem mächtigen Baume, und was geblieben, ist nur ein schwacher Abglanz jener Herrlichkeit. Die Landschaft jedoch strahlt in ewigjunger Schöne, und die Sonne Italiens schickt alljährlich noch denselben Frühling in diese quellendurchflossenen Thäler, der einst dem Mittelalter lächelte. Hier gedeiht noch immer in reicher Fülle die purpurne Traube, deren Saft dereinst die alten Ritter erfreute. Hier blüht die Rose in voller Lieblichkeit unter den Lorbeerbäumen und Cypressen. So scheint Genazzano ein Vorposten des napoletanischen Paradieses zu sein. Auch der Blick in die stille Gebirgslandschaft nach Anagni hin, in das historische Saccothal hinab, gibt ein Vorgefühl campanischer Freuden. Ueber Strauchwerk, Weingelände und schöne Baumgruppen hinweg erheben sich die Augen zu den Bergen zur Linken, welche die stolze, kühne Pyramide des Monte Serrone überragt. Er bildet den dunkelbraunen Vordergrund, den erhabenen Anführer aller der Bergzüge, welche sich in der Gegend des Fucinersee's im weichsten Blau des Horizontes verlieren. Düstere trotzige Castelle und graue Städte krönen die Spitzen der meisten Hügel, oder steigen in das grüne Thal hinab, welches von Rom kommend in Campanien mündet. Da zogen sie, die Hohenstaufenheere, jauchzende Deutsche, die so gern sich unter die Fahnen reiheten, die sie nach Wälschland, jenes uralte Wandersehnsuchtsziel deutschen Gemüthes, geleiten sollten. Dort auf den grünen Gefilden tummelte der heitere Franzose, der Spanier sein Schlachtroß. Franken zogen vorbei, Gothen und Vandalen — — heute ist es still geworden, und der Friede liegt als schlummernder Schäfer über dem Lande. Vom Mariencultus ist die Luft gleichsam erfüllt, und wie Ave-Maria-Läuten klingt es und zittert es durch die weiche reine Luft. Wir sind an einer der Hauptstätten des Madonnendienstes. Hier steht ihr wunderthätiges Bild, das einst durch ein Wunder des katholischen Himmels von Engelhänden aus Albanien hoch durch die Luft, über Land und Meer, nach Genazzano getragen wurde. Eine Kirche wurde ihm gebaut, und bald erscholl sein Ruf in alle Thale, auf alle Berge Latiums und Campaniens. Wo tief im Gebirg ein armer Hirte wohnt, wo



MAEDCHEN AUS OLEVANO.

fern auf Neapels Bergen ein Herz sich härmt, die fiebergelbe Armuth der pontinischen Sümpfe, das Marsenvolk Avezzano's — alle, alle kamen sie wenigstens einmal in ihrem Leben nach diesem römischen Mekka, Orakel zu erflehen und Sünde und Buße zu legen zu den Füßen der Madonna „vom guten Rath". In bunten Schaaren ziehen sie herbei: wankende Greise im weißen Haare, trotzige, hohe Männer, banditenhafte Recken, Weiber und Jungfrauen in dem bunten heimischen Schmuck ihrer Berge, blumengeschmückte, schwarzlockige Buben und selbst ganz unmündige Kindlein, sie kommen ihre kleine Opferspende zu bringen der Himmelskönigin, die ihnen ja aus Armuth, Kummer und Herzenspein helfen kann, wenn sie will. Tausende von dunklen Augen flammen ihr entgegen, und leidenschaftlich wilde Melodien und Gebete erschallen. Zweimal im Jahre finden diese Wallfahrten statt: einmal in den ersten Tagen des Lenzes vor der Aussaat, dann zur Zeit der Weinernte im köstlichen Monat September und wer sich des italischen Volkes erfreuen will, der komme dann, und mische sich unter die Pilgerschaaren, unter denen hohe, klassische Schönheiten keine Seltenheit sind.



RÖMISCHE LANDLEUTE.

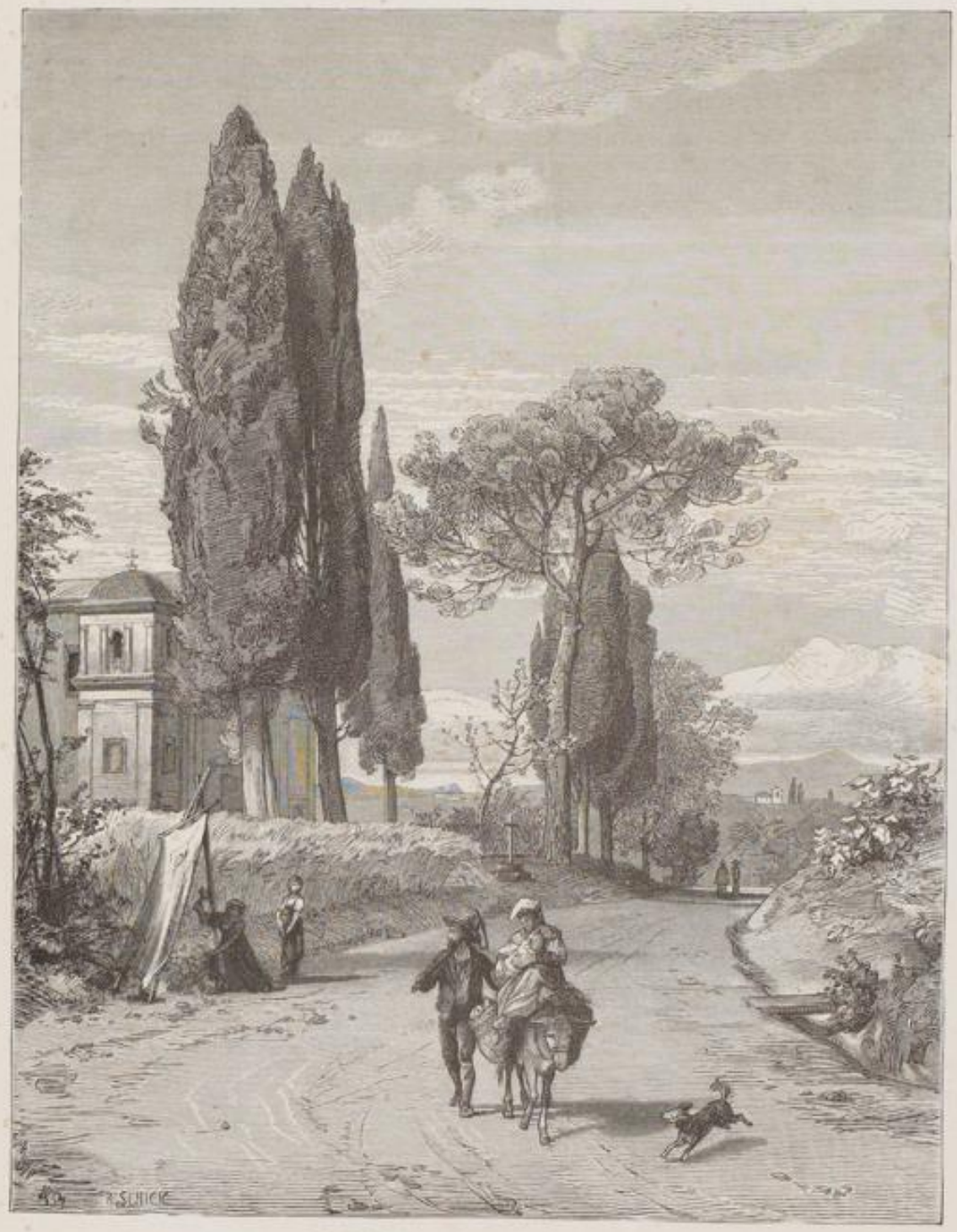
Das Land ringsum erschöpft sich in der kräftigsten Vegetation. Die Bäume aber, die ihm entsprießen, sind nicht blos kraftvoll und üppig, sondern auch malerisch schön und in Gruppen geordnet, die in ihren Formen, wie in der Mischung der verschiedenen Laubfarben durch überraschende Contraste das Auge immer wieder entzücken. Unter ihnen hin führt die belebte Straße. Bald sind es himmelhohe uralte Cypressen, die, antiken Säulen gleichend, aus dem heitern Kastaniengebüsch aufsteigen; bald sind es graue, breite, dickstämmige Pinien, deren Linien angenehm contrastiren mit der schlanken, verticalen Pappel im lichten Laube; bald sind es Ulmen, in lustigster Weise von den bacchischen Ranken erklettert, denen wir längs der Via Prænestina begegnen. Der Nußbaum aber gedeiht hier wie nirgends. Ueber Cave hinaus wandelt man lange Zeit durch einen Hohlweg, der von Busch und Kraut, von dem Gewirr grüner Ranken fast zugeschüttet wird. Links im Grunde geht ein Bach und von der einen Schluchtwand rechts rieseln unaufhörlich kleine Wasserstrahlen, silbern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ROEMISCHES BETTELKIND.

blitzend durch die großen dunklen Blätter des Waldepheus. In Steinbehältern sammelt sich das Wasser, und an diesen stehen die buntgekleideten Frauen waschend und schwatzend; der Knecht, der Hirt hält seine Thiere an, um sie zu tränken, und das schlanke Weib reicht dem vorüberreitenden Campagnabauern den hohen Kupferkrug zum Munde hinan. Lauter bunte liebe Bilder. Bald zeigen sich lustwandelnde Soldaten, Frauen mit Grasbündeln und Fruchtkörben auf dem Kopfe, den Säugling an der Brust; bedächtig wandelt einher der schwarzröckige Priester, die Nonne mit den niedergeschlagenen Augen; geputzte Kinder haschen sich unter dem Schatten der Allee, ein uniformirtes Institut zieht plaudernd vorüber; Engländer, Deutsche, Franzosen traben auf Eseln und Pferden die Straße entlang: auf der Höhe erscheint, Haus über Haus gethürmt, das sonnige Palestrina, die berühmte Fortunastadt. Fünf Zeitalter lassen sich an ihrem Mauerwerk erkennen: das vorgeschichtliche, das der römischen Republik, der Kaiserzeit, des Mittelalters, und über den Ruinen siedelte die Neuzeit sich an mit Gärten und lachenden Villen, mit Sommerhäusern des römischen Bürgers und Adels, mit Hotels und andrer moderner Zuthat. Die Stätte, auf der das moderne Palestrina steht, nahm einst in ihrem ganzen Umfange der Fortunatempel ein. Sie ist mit ungeheuer vielem Blute gedüngt worden; denn Nachbarstadt Roms, blühend und mächtig, in trotziger Selbstständigkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



STRASSE VON CAVI NACH GENAZZANO.

lebend, erregte sie je und je den Neid der Weltherrscherin. — Das gräßlichste Loos aber ward ihr durch Sulla bereitet. Der jüngere Marius warf sich nach Ermordung der Senatoren zu Rom mit seinen flüchtigen Haufen in die Stadt, und Sulla ließ den tüchtigen Quintus Ofella zur Belagerung zurück. Viele Heere kamen dem hartbedrängten Präneste zu Hülfe, keinem aber gelang es, sie zu entsetzen. Auch das letzte, das sogar Rom bedrohte, und auf welches Marius seine ganze Hoffnung gesetzt, wurde am collinischen Thore geschlagen. Die Köpfe der Anführer flogen über die Mauern Präneste's: da erkannten die Führer, der Consul Gajus Marius und der Sohn des Pontius, daß es zu Ende ging, und gaben sich heldenmüthig selbst den Tod.

Des zürnenden Sulla entzügeltes Heer ergoß sich durch die Thore in die Stadt. Kaum daß man die Frauen und Kindlein absonderte, wurde alles Leben im blutigsten Morden durch lange Tage hindurch ausgerottet. Und da es nichts mehr zu morden, nichts mehr zu plündern gab, warf man das Feuer in die Stadt, und hinterließ als Denkmal sullanischer Rache auf dem Hügel einen qualmenden Trümmerhaufen, der mit seinem düstern Rauche weithin die Campagna deckte, und den übrigen Neubürgerstädten ihr gleiches Schicksal verkündete. Norba, die Stadt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am Sumpfe, sah ihn, die schreckliche Kunde drang herüber, und die Bürger, dem blutigen Opferpriester vorgreifend, zündeten ihre Stadt an, tödteten ihre Frauen und Kinder und schließlich sich selbst.

Wohl mochte dem Sulla später der Dämon des bösen Gewissens gar arg zusetzen, denn wie zur Sühne baute er die Stadt wieder auf und errichtete in glänzender Pracht den Fortunatempel, der lange Zeit das berühmteste Heiligthum latinischer Erde blieb. Dadurch erwuchs der Stadt bedeutender Wohlstand, und dieß geschah in erhöhtem Grade, da auch viele Kaiser ihr ihre Gunst zuwandten. Augustus liebte Präneste; Tiber und Nero, auch Domitian wohnten hier, und ganz in der Nähe bauete Hadrian sich eine reizende Villa. Was diese Kaiser und außer diesen noch viele römische Große nach diesem Berge zog: Luft, Licht und frisches Bergwasser, zeichnet noch heute die Stadt aus. Nirgends athmet man das Lebenselement reiner, nirgends scheint die Sonne freundlicher, als in dem heitern Palestrina. Von seinen Fenstern aber hat man eine entzückende Aussicht. Die Höhe Palestrina's beherrscht die ganze Campagna, von den Gestaden des Liris an bis nach der Stadt Rom und darüber hinaus. Hier erblickt man auch zum erstenmale wieder das Meer, und die fernen Ponzainseln tauchen aus seiner glänzenden Fluth.

Die feierliche, erhabene Sonntagsstimmung der alten Sage und Geschichte ist über die dunkle Ebene da unten ausgegossen, denn wohin das Auge auch schaue: nach dem ernsten Soracte, über die silberne Kette des römischen Apennin, auf die Berge der Sabina, das lateinische Gebirge — überall trifft es in Berg und Thal, bis zur Meeresküste auf Stätten, die der Geschichte aller Zeiten angehören. Diese Landschaft ist eine große amphitheatralische Weltbühne, und wir suchen die handelnden Völker und ihre Grenzen und Gebiete auf, wie sie das wachsende Rom vorfand: Herniker, Latiner, Aequer, Umbrier, Albaner, Volsker und wie viele andere.

Wie das schimmert und glänzt in dem Lichte der glücklichsten Sonne. Nur Freude, stille Freude athmet diese Welt; Himmel und Erde haben längst vergessen, daß sie einst Zeugen schrecklicher Tage waren, wo Blut, Feuer und Rauchdampf das Land erfüllte. Aus dem Blute erwuchsen die glühenden Rosen, aus den Thränen der Wein, der die Lieder weckt. Was aber von Ruinen übrig blieb, das nahm der hoffnungsgrüne Epheu unter seine bergende Hut.

Jetzt schauen wir nach Westen. Ein purpurner Nebel deckt die Fläche, aber aus ihm heraus strebt, deutlich dem freudigen Auge erkennbar, der Dom von St. Peter. Sei uns gegrüßt! Dort also liegt die theure Roma. Und dann erkennt man die lichten Straßen, die alle nach ihren Thoren führen, und die alte Sehnsucht überkommt uns. Genau über der Kuppel geht die Sonne unter und ein niegeahnter Farbenzauber legt sich in wallenden Schleiern über das Land. Der Purpurnebel über Rom aber steigt auf, und strahlend erglänzen die sieben Hügel unter dem Kusse der scheidenden Sonne. In der Ebene brennen große Feuer, und wallende Rauchsäulen wie von Opfern der Ceres ziehen zu dem klaren Abendhimmel empor. Wie furchtbar großartig muß sich von hier aus der neronische Brand dargestellt haben; welcher wüste Schleier deckte damals das Land zu. Die Abendröthe aber verklärt Alles. Die christlichen Glocken der siegreichen Kirche ertönen im Ave-Maria, die alte Fortuna, die sich noch irgendwo in dem Gemäuer verbirgt, hört es und verhüllt sich auf's Neue das matronenhafte Haupt.

Viele Alterthümer, die einst ihrem Götterhause angehörten, werden von Zeit zu Zeit noch gefunden. Es sind das kleine Terracottastatuen von Menschen und Thieren, Bronzekästchen von feiner Arbeit, Kalendertafeln und Metallspiegel; Köpfe von Marmorfiguren u. a. Neben dem Dome, ganz vermauert und von modernem Kalk übertüncht, kaum mehr aus dem Mauerwerk hervorragend, stehen vier corinthische Halbsäulen, daran schließt sich eine sehr zerstörte Arkade, unter welche die moderne Fortuna, das italienische Lotto, die Bottega aufgeschlagen hat. Auch in den Gärten, wo der Granatbaum und die Akazia blühen, liegen zwischen den Blumen noch mancherlei bunte Trümmer zerstreut. Das Schönste aber ist die Riesenmosaik in dem Palaste der Barberini, der wie eine Fürstenkrone über der Stadt thront.

Ueber einen ganz wüsten Trümmerberg, von welchem einst Schenkelmauern bis zu den Befestigungen der untern Stadt herabstiegen, klettert man zu dem höchsten Gipfel des pränestinischen Berges. Da oben stand eine der ältesten Burgen Latiums, deren Bau die Sage dem räthselhaften Caeculus zuschreibt. Dieser, von Vulcan mit einer Sklavin erzeugt, wurde als Kind von den vestalischen Jungfrauen bei einem Feuer gefunden. Er wuchs auf wie die Marssöhne Romulus und Remus bei den Heerden der Campagna und wird ein König der Hirten. Wildes Räubergesindel versammelt er um sich und baut seine Burgveste auf dieser Höhe, von Zeit zu Zeit seine Abkunft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AM BRUNNEN VON OLEVANO.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER ITALIENISCHE FAMILIENSCHIRM.

bethätigend durch Feuer, vom Himmel gefallen. Im sechsten Jahrhunderte siedelte sich ein Kloster neben den Trümmern der Burg an. Das Mittelalter richtete diese selbst wieder auf, und die Colonna hausten in ihr.

Der wilde Anagnese Bonifacius VIII., in der Vertilgung dieses Geschlechtes begriffen, zertrümmerte das Castrum Montis Penestrini durch Hülfe des verrätherischen Guido da Montefeltro. Noch einmal erbaut, ist es doch heute Ruine geworden, die den grünen Mantel der Berge: Epheu und Waldrebe, goldblüthigen Ginster und wilde Rosen um ihre Schultern geschlagen hat. Das elende Dorf, das hier zwischen den Steinen liegt, fristet ein armseliges Dasein. Es heißt nach dem alten Kloster S. Pietro und bietet seinen hagern, hungernden Einwohnern Steine für Brod. Der Blick erweitert sich hier; zu dem von der untern Stadt aus Geschauten fügt sich die Landschaft nach Nordost. Das ist eine graue, baum- und pflanzenlose Gebirgswüste, in die wir schauen, die sich über das freudenlose Rocca di Cavi und Capranica in das ferne Aniothal bei Subiaco hineinzieht. —

Ein letztes Kloster, ein letztes Paradies, lockt uns! Dort unten irrt in lieblichen Windungen ein glänzender

Fluß durch's Gefilde, das ist der Garigliano, der Liris; da hinten heben sich die schneebedeckten Berge des Abruzzenlandes in den blaueren Himmel hinein, und dieß mächtige Gebäude hier, zu dem wir unter einem Gewölbe immergrüner Eichen hinandringen — es ist das Kloster Monte Cassino, und die Stadt, die sich zu seinen Füßen in die Schlucht hineindrängt, ist San Germano, die oskische, später Volsker-, Samniter- und Römerstadt.

Hier herrschte noch der heidnische Apollodienst und auf diesem Berge umkränzte man der Venus Tempelsäulen noch mit Rosen, als der alternde Benedict, durch die Bosheit seiner Feinde vertrieben, von Subiaco herüberwanderte, dem gefährdeten Christenthum auch hier ein sicheres Heim zu bauen.

Das Kloster erhob sich, treue Jünger sammelten sich um den Meister, Scharen Andächtiger belebten die Pfade der Gebirge. Verlassen stand alsobald des Apollo Tempel und die Rosen der Venus müßten welken. Auch hier herrschte der Friede, während die Welt von Waffen klirrte. Vandalen, Gothen, Griechen rangen in blutigen Kämpfen um die am Boden liegenden Kronen, und bis an den Fuß des Klosterberges brandeten die Wogen: denn da unten am Volturno wurde die Entscheidungsschlacht zwischen Tejas und Narses geschlagen.

Während dieses Getümmels flüchteten sich Noth und Kummer, Hunger und Krankheit zu den frommen Vätern, aber auch die Künste und die Wissenschaften kamen, baten und fanden ein Asyl, und wohnten mit den Brüdern in den einfachen Zellen, wurden gepflegt und geliebt, aufbehalten für die Zukunft in treuer Behütung. Und in diesen Ehren stehet das Kloster noch heute, deßhalb ist ihm seine Würde auch unter den letzten italischen Stürmen des Einigungsfrühlings erhalten geblieben, deßhalb steigen Katholiken wie Protestanten mit gleicher Ehrfurcht zu ihm hinan, sich der reichen Schätze freuend, die Mönchsfleiß in den Archiven hier aufgespeichert hat. Zwar von dem alten Kloster, wie es dem Bauplane Benedicts entsprang, sind nur wenige Mauerreste geblieben, denn auch ihm ward das Schicksal, welches das wilde Mittelalter über alle Lande brachte, nicht erspart: mehr als einmal wurde die Fackel des Krieges in seine stillen Höfe geschleudert. Was geblieben, ist ein weites stadtähnliches Gebäude des letzten Jahrhunderts, das dem fröhlichen Lichte und der gesunden Luft von außen überall freien Eintritt gewährt. Tritt man aber vor das Thor, so ist man wieder inmitten der Gebirgswildniß, in deren verdämmernden Weiten sich irrend der kleine Menschenblick verliert. Wie im Traum sieht man die moderne Zeit auf Eisenschienen da unten durchs Thal wallen, wie im Traum klingt der Ton der Dampfpfeife herauf, gleitet ein Zug südwärtssehnender Menschen dem fernen Neapel zu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SCHLACHTFELD BEI TAGLIACOZZO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Campanische Landschaft.

Von den Abruzzen nach dem Vesuv.

In drei breiten, gewaltigen Parallelzügen, durch titanische Urmächte allseitig zerspalten, geklüftet durch jäh abfallende Thäler, geröllerfüllte Wasserrinnen und schroffe Schluchten, gürtet der Apennin die Landbreite Mittelitaliens von Nordwest nach Südost. Er führt hier den Namen der Abruzzen. Ist das Land hier an sich schon bedeutend erhöht, so gestalten die auf demselben hoch übereinander gegipfelten Bergzüge sich zu einem rechten stolzen Hochgebirgsland, und die zwischen den drei Gürteln eingezwängten beiden Thäler sind Hochgebirgsthäler, deren strengen Charakter nur die kräftige Sonne Italiens zu mildern weiß. In dem einen ist ihr dies glänzend gelungen, das ist das überaus liebliche Thal des Liris, dessen hellgrünes frisches Wasser von der Quelle bis zur Mündung ein reges Leben in Feld und Wald geweckt hat und erhält. An den Lirisufern wohnen schöne, fröhliche Menschen, und die Behäbigkeit breitet sich um die Hütten her. Das andere ist das Thal des Imele und Salto, zumeist öde und steinig. In diesem birgt sich das Seebecken des einst gewaltigen Lago Fucino oder wie er noch heißt: See von Celano, welches die beste Ortschaft an seinen Gestaden ist. Der Fucinus lagert in der Mitte der Abruzzen, an der Westseite der mittlern Kette, welche am schönen Velino, desselben, der bei Terni die weltbekannten prächtigen Fälle bildet, beim umbrischen Rieti beginnt, und im Monte Velino, einem fast achttausend Fuß hohen Berge, ihren Gipfelpunkt erreicht.

Der See selbst liegt zweitausendsechsundvierzig Fuß über dem Meere.

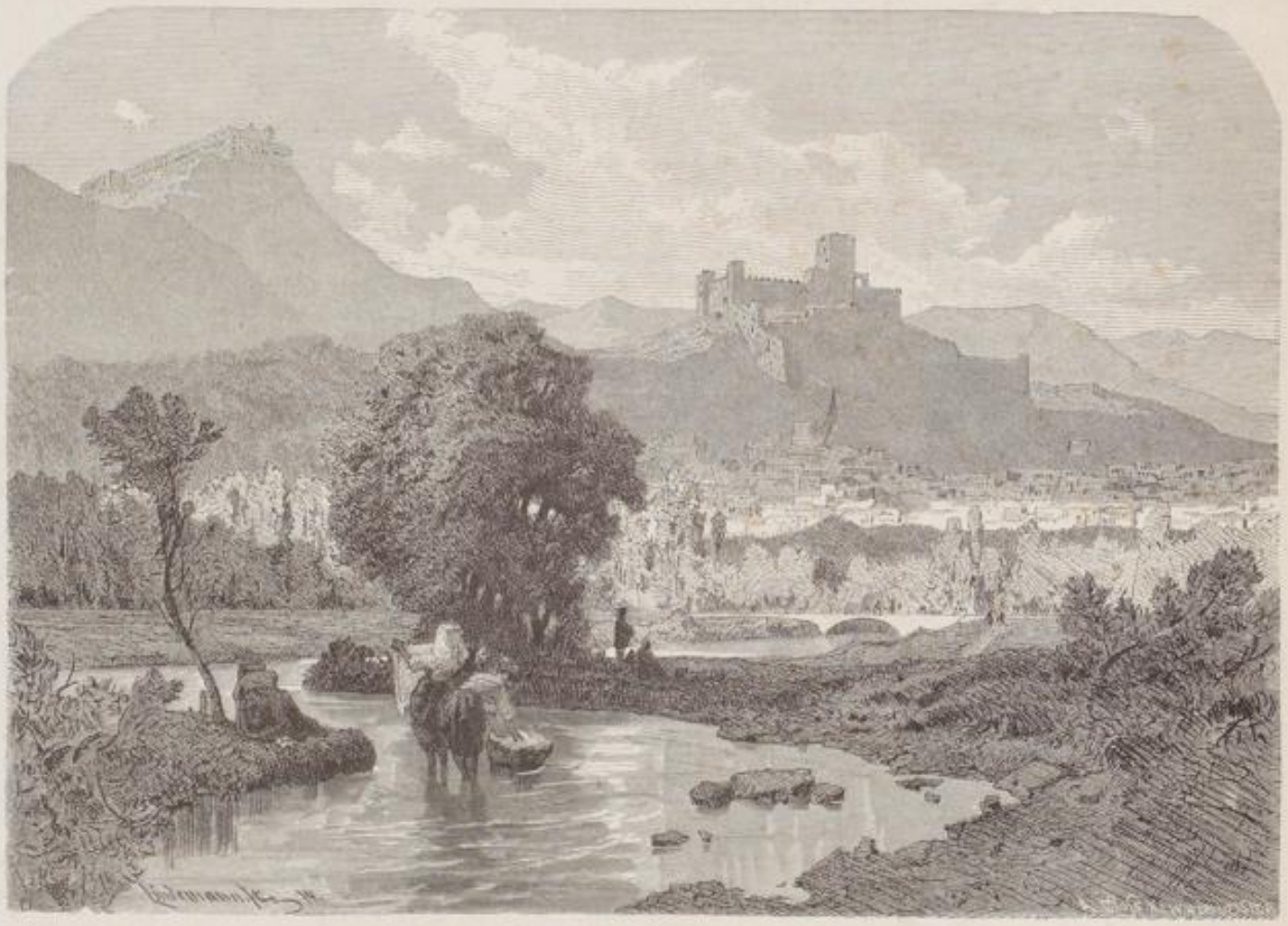
Breite, wohlerhaltene Straßen durchziehen, die natürlichen Durchbrüche und Senkungen in günstiger Weise benutzend, das Gebirge nach allen Seiten, und vermitteln den Verkehr mit Umbrien, der römischen Tiefebene und der Campagna felice, während das Thal des Pescaraflusses nach der Küste der Adria leitet.

Nach Westen zu fällt das Hochland durch den römischen Subapennin allmälig nach dem tyrrhenischen Meere ab, und zwischen dem hochländischen Lago Fucino und den flachen pontinischen Sümpfen, bis Cap Circello, haben wir das herrliche Kalkgebirge des Sabinerlandes, das sich durch seine Erhebungsformen sowohl als durch seine Bestandtheile wesentlich streng von den Abruzzen scheidet. Hier formte Vulkan mit mächtiger und geschickter Hand und die Formen wechseln in bunter Mannigfaltigkeit. Die höchsten Erhebungen dieses Gebirges, das von dem in den vulkanischen Tuff hineingebauten düstern Valmontone bis in's Napoletanische zieht, sind der „Berg der drei Grenzen“ und der „Eselsrücken“, Schiena d'Asino.

Eine Wanderung von dem Fucinersee durch die Sabinerberge nach der lateinischen Meeresküste bietet das Großartigste von Italiens Schönheit. Weite, stille, erhabene Landschaften, sonnenleuchtende Fernsichten, die sich im lichten Purpur verlieren, öffnen sich dem trunkenen Auge und der Maler zieht diese Gebirgspfade mit hohem Entzücken. Aber sie sind, sobald man die breiten Heerstraßen verläßt, unendlich beschwerlich und bieten dem an üppigen Hoteltafeln verwöhnten Wanderer nichts, was ihn erfreuen oder ihm nur genügen könnte. Wer von der blüthenreichen napoletanischen Erde durch das glückliche Liristhal, das Thal von Roveto kommt, und vorüberzieht an dem malerischen Arce und den dunkeln Bergstädten Civitella, Canistro, Capistrello, wird allmälig an den gänzlichen Mangel des Comforts gewöhnt; wer die Wanderung von römischer Seite unternimmt, mag sich von Anbeginn auf mancherlei Ungemach gefaßt machen. Fröhlicher jedoch ist es, vom See hinabzusteigen in die Ebene, das schönformige Sabinerland und das großartige Latium immer zu Füßen ausgebreitet. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In einem tiefen Thalkessel ruhte der einst so blaue Fucinersee, umstanden rings von übereinandergethürmten, goldbraunen Bergen, die, höher und höher ansteigend, vom silbernen Dufte des Horizontes verschleiert werden. Ein wunderbarer Friede ist über die Landschaft ausgegossen, und die zahlreichen kleinen, weißen Ortschaften, die sich um die grünen Ufer reihen, liegen in tiefer Ruhe, vom Hauche der alten Sage umweht, wie aus der Welt verloren, und beschauen sich nicht mehr in den sinkenden Wassern. Jetzt sind die meisten weit in das Land hineingerückt, und wo vor Jahren noch des avezzaner und celaner Fischers Boot schaukelte, wo die Wogen spielten, gewehet vom Winde der Berge, da blühen heute kleine Gärten, schießt junger Wald hervor und erntet der braune Sohn marsischer Erde des römischen Fürsten Korn. Denn der See ist heute zur Mythe, ist ein Kornfeld geworden, abgerungen



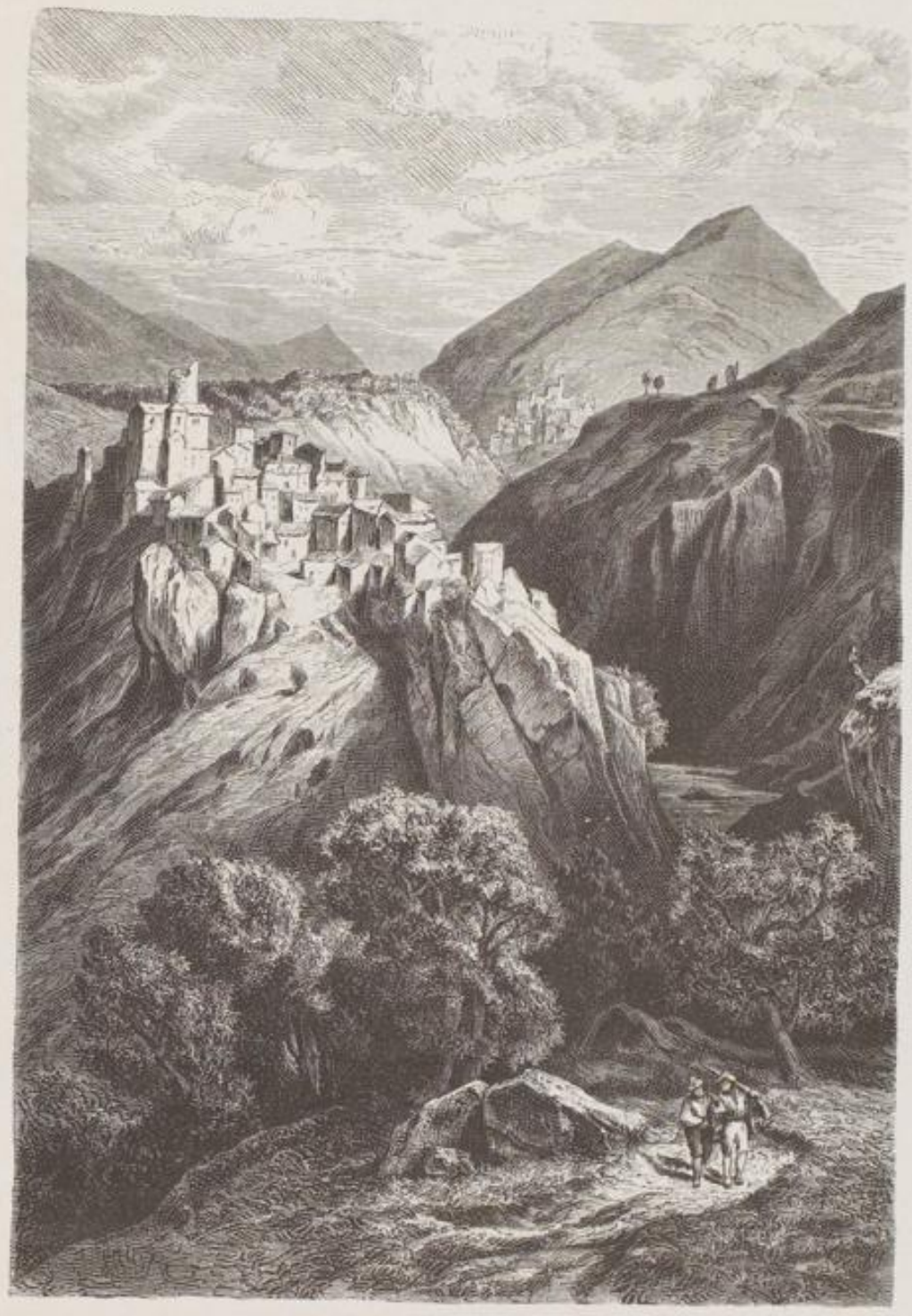
SAN GERMANO UND MONTE CASSINO.

nach tausendjährigen Versuchen und Kämpfen dem feuchten Reiche Neptuns. Dieses Feld aber ward ein gar großes; war doch der See drei Meilen lang und stellenweise bis zwei Meilen breit. Ein kleines Fürstenthum lag in seinem Schlamme verborgen, und die Neuzeit, der ja kein Berg zu tief, keine Landenge zu breit ist, hob dasselbe aus den Fluthen empor, um der Ceres ihre bäuerlichen Tempel darauf zu bauen.

Schon im Alterthume ging man mit dem Gedanken um, den See trocken zu legen. Er verwüstete, sobald der Schnee der Berge schmolz, oder in der Regenzeit, wo ihm die wilden Wasser allseitig mit Macht zustürzten, ringsum das Land, und verschlang auch wirklich mehrere reiche Städte, die sich durch Cyklopenmauern, welche sie dammartig gegen seine Ufer errichtet, zu schützen gemeint hatten. Man erblickte sie, als vor hundert Jahren in einem trockenen Sommer der See seinen geheimnißvollen Grund entschleierte: alte trotzige Marsenstädte. Marruvium ist eine davon und Archippe. Damals fand man auch viele Marmorstatuen in dem Schlamme.

Der See hatte keinen Abfluß, und so kam schon Julius Cäsar die Idee, einen Emissar zu bauen, Claudius aber führte sie aus, und weihete die Eröffnung durch unzählige Menschenopfer in einem zu Ehren des Tages

abgehaltenen blutigen Seetreffen ein. Der See aber trotzte weiter. Hadrian machte einen neuen Versuch, auch dieser mißlang. Dem römischen Kaiser folgte ein deutscher: Friedrich II., nachdem er eine blühende Ortschaft am See, das den Welfen zugefallene Celano, hatte zerstören lassen, gab später Befehl zu Kanalarbeiten, ebenso die französischen und spanischen Könige — aber der See wuchs drohender und drohender, und wie oft waren Avezzano, Trasacco, Venere, Manaforno, Vico, S. Venenziano, Luco, Ortucchio, Pescina, S. Benedetto (Marruvium), alles Ortschaften an seinen Ufern, in Gefahr, verschwemmt zu werden. Noch in diesem Jahrhunderte erneuerte man die Arbeiten am alten Emissar. Was aber nicht Kaisern und Königen gelungen war, gelang dem kleinen römischen Fürst-Bankier Torlonia. Er spendete seine Millionen, das Ausland, England und Schweiz gab sein Genie her: und so fließt jetzt das Seewasser in einem schöngebauten, zwei Stunden langen Kanal durch den Monte Salviano ruhig nach dem Liris ab, dort aber zu Frühjahrszeiten noch wie im Trotze die Ufer oft gewaltig schädigend. Heute sitzen die Seeanwohner auf dem Trockenen, und dem Wasserüberfluß folgt Wassermangel, ja in Avezzano mußten die Brunnen vertieft werden, weil das Wasser zurückging.



CAPISTRELLO IM LIRISTHAL.

Avezzano, ein betriebsames Städtchen, liegt mitten in einer Sandwüste, und hat dem dürren Boden nur mit Mühe die freundlichen Gärten abgerungen, von denen es grün umgeben ist. Es steht noch unter dem Banne des Mittelalters und wie ein Wächter jener Zeit der Nacht erhebt sich an seinem Eingange breit und übermüthig aus dem flachen Sandboden das alte Baronalschloß der Orsini. Die Einwohner, abstammend von den Marsen, sabellischen Stammes, sind freundlich und von hoher, schöner Gestalt. Es geht aber das Gerücht, daß sie noch heute nicht ihre trotzige, blutigwilde Vergangenheit vergessen haben, und daß das Messer noch immer ihr liebster Gefährte sei.

Hier war der marsischen Kriege Herd und Vorort, hier sammelten sich in wilden Schaaren, gegen Rom zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

streiten, die rauhen Bundesgenossen der unzugänglichen Berge, eine antike Eidgenossenschaft an dem italischen See, die Marruciner, Aequer, Peligner, Vestiner und Frentaner, und wie oft ward ihren Waffen der Sieg gegen die übermüthigen römischen Rüstungen.

Hier stand Alba, einst Alba Marsorum, dann Gebirgswarte und Zwinguri der Römer, welche darin eine stehende Besatzung unterhielten. Das war die marsische Legion, die Cicero's glänzendes Lob und die Prämie des römischen Senats erhielt. Die Lage dieser Grenzfestung war eine überaus günstige, wie ein eherner Keil war sie in das Gebirge getrieben, und sperrte Samnium und Etrurien. Sie lag zwischen drei Hügeln, welche sämmtlich gewaltige Castelle trugen. Diese Reste der alten Stadt, wie ihrer einstigen Befestigungen findet man noch heute auf zweien der Hügel. Zwischen dem Gestrüpp ragt das altersgraue Cyklopenwerk terrassenförmig hervor, und kleine Strecken wohlgepflasterter Straßen ziehen sich unter dem Flugsand des Seelandes hin. Später saßen hinter diesen Mauern, von deren Gipfelpunkt man einer schönen, sonnigheitern Aussicht auf das weite Thal und in die braunen Berge genießt, manche Römerfeinde als Gefangene.

Syphax saß hier, der massäsylische König, den die schöne Sophonisbe zum erneuten Römerfeind gemacht, aufbewahrt zur Zierde eines scipionischen Triumphzugs; ferner der grausame Perseus, der letzte König von Macedonien, mit seinen Söhnen Philipp und Alexander, der Allobrogenkönig Bituitus und viele andre, die sich dem römischen Joche nicht willig beugten.

Das jetzige unscheinbare Städtchen liegt auf dem Colle d'Alba, und birgt in seinen engen Sträßchen und Gärten, in seiner Kirche noch manches hochwichtige Alterthum an schönen, corinthischen Marmorsäulen, Simsen und Inschriften. Auch die Reste eines Theaters und Amphitheaters sind vorhanden.

Andere Ortschaften haben den alten Namen der Ureinwohner bewahrt: so gibt es noch heute ein Magliano de' Marsi, Gioja de' Marsi u. a. Luco hieß früher Lucus Ancitiae, und hatte seinen Namen von dem Hain der uralten Heilgöttin, der Bona Dea des Marsenvolkes. Ihre Schwester ist Circe, die drüben am Vorgebirge wohnt; und goldene, mythologische Zauberfäden spinnen sich vom Lago Fucino zur Meeresküste, herüber und hinüber. Die Gebirge um den See, noch heute an giftigen Schlangen und wunderbaren Heilkräutern reich, luden zu diesem geheimnißvollen Gottesdienste gleichsam ein, und lange rühmten sich die Marser ihrer Kräuter und Carmina zur Beschwörung der Schlangen und Heilung ihres Bisses. Virgil singt von solchem marsischen Priester der Ancitia, der vom Fucinus kommt:

„Auch vom marrubischen Stamm ist angekommen ein Priester,
Ueber dem Helm bekränzt mit dem Zweig des glücklichen Oelbaums,
Von dem König Archippus gesandt, der tapfre Umbro,
Der dem Vipergeschlecht und pesthauchathmenden Hydern
Schlaf mit Gesang und berührender Hand zu bereiten vermochte,
Auch zu stillen die Wuth, und durch Kunst die Bisse zu lindern."

(Virg. Aen. VII, 750 ff.)

Wie in Alba, hat sich auch in der Umgebung des heutigen Luco mancherlei vorgeschichtliches und römisches Mauerwerk, sogar Tempelüberreste und das Fundament eines Amphitheaters erhalten. Doch näher als alte Mythe, die noch heute das Schilf des Sees und das Heidekraut der Berge durchflüstert, liegt uns die Geschichte eines Kaiserhauses, dessen alte Wunderpracht, wie die des macedonischen Königsgeschlechtes, auf diesen Gestaden erblich und versank.

Im Nordwesten von Avezzano, vier Wegstunden weiter in das unwirthliche Land hinein, finden wir Tagliacozzo. Hier endete im Augustmonate des Jahres 1268 das tapfere schöne Geschlecht der Hohenstaufen, in den Staub geworfen durch französische Waffen, die ein haßerfüllter Papst gegen Deutschland geweiht; zertreten in seiner letzten hoffnungsvollen Knospe durch einen französischen Fürsten. Auf dieser nur durch italische Lieblichkeit ausgezeichneten, herrlichen Bühne, an den pappelumrauschten Ufern der Flüsse Imele und Salto, auf der Hochebene über dem See siegte der unnahbare, harte Carl von Anjou über den kühnen, aber jugendlich unerfahrenen Conradin. Dieser floh, von wenig Getreuen begleitet über die Berge des Sabinerlandes nach Rom, von da nach Astura. Das ist der einsame Thurm, der sich noch heute dort unten am lateinischen Ufer, trauer- und klagvoll, mitten aus den blauen Fluthen erhebt, die

dem geängstigten Jüngling rettungverheißend entgegenschwollen. Die gelben Wellen des Salto rauschen und flüstern und können erzählen von jenem heißen Sommertage, an welchem sie die Blüthe deutscher und italischer Ritterschaft über ihren Ufern gegen die zerlumpten, provençalischen Truppen streiten, siegen und doch endlich fallen sahen.

Unter jenen Hügeln leuchteten die Wachtfeuer des siegreichen, französischen Carl, Lärm trunkener Soldaten und Jubel des Sieges erschollen, und der finstere Mann, den auch der Sieg nicht aus seiner Düsterheit weckte, saß im Königszelt und dictirte dem Schreiber die frohe Botschaft für den in Rom ängstlich harrenden Papst Clemens IV.

Das sind Orte der Trauer für das deutsche Gemüth, das sich den goldenen Hohenstaufenträumen so gern

ALBA.

hingibt, das in diesem so rasch verblühenden Geschlechte seine ächten blonden Nationalhelden verehrt. Das ist die Luft, „die die Könige tödtete".

Ein Saumpfad, nur mit Esel und Maulthier passirbar, zieht sich von Canistro über die Zoglietta, die Serra di S. Antonio, das wasserreiche Thal der Geanara über Filettino nach Trevi und Guercino. Das ist ein einsamer beschwerlicher Ritt, und nur wenige Menschen hausen in diesen Bergen, deren steiniger Boden sich streng dem Ackerbau und Weinbau verschließt. Dürftige Oelbäume kümmern um die vereinzelten Hütten, hartes Gras und Kraut wächst auf den kleinen Triften an den Abhängen der Berge und in den Quellthälern, zu welchen herauf die Schafe der Campagna klettern, um den hier jederzeit kühlen Sommer zu verbringen. In dem grünen Thälchen von Trevi beginnt der Anio seinen stolzen Lauf, der uns, wollten wir ihn begleiten, in die prächtigen Gauen und zu den stillen Bergklöstern von Subiaco, zu den zauberischen Fällen von Tivoli bis nach der heiligen Roma geleiten würde.

Wir aber ziehen für's erste nach dem altehrwürdigen Alatri.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine herrliche Landschaft sind wir durchwandert, und blickten wir manchmal zurück von der Höhe, so zeigt sich zwischen den fernen silbernen Bergen, sobald sie sich öffnen, eine von warmem Sonnenlichte tief gesättigte goldene Ebene, wie im Aether schwebend, das ist die römische Tiefebene. Bald aber schieben sich schwarze, waldige, vielgestaltige Höhen vor, oder die Straße führt am Bergabhang hin durch einen uralten, dichten Wald von Kastanien und Eichen, zwischen deren Stämmen unzählige Felsblöcke, überwuchert vom Farrenkraute, verstreut liegen. Dann verschwindet alle Vegetation, und spitzes, in tausend Kämmen und Verwerfungen geformtes, nacktes, blaugraues Gestein dringt bis dicht an den Weg heran. Arme Hirten am Wege, dürftige Bauern im Maisfelde, oder ein flüchtiger Reiter im dunkeln Mantel, die Flinte quer über dem Sattel, große, weißzottige Wolfshunde, die knurrend und scheu in die Klüfte flüchten — diese bilden die einzige Staffage der öden Gebirgslandschaft. Nach und nach wird das Thal breiter, reiche Olivenpflanzungen, Weingärten tauchen auf, von weißleuchtenden Mauern eingefaßt. Alte Wartthürme, von Epheu und Waldrebe umschlungen, stehen hinter hohen Ahornbäumen. Züge von buntgekleidetem Landvolk wandern die Straße dahin oder steigen auf den grünumbuschten Bergpfaden zur Höhe. Flinke zweirädrige Wagen rollen vorüber. Eine freundliche Wohlhäbigkeit und Sauberkeit lacht von Berg und Auen. Ein breiter steiler Berg erhebt sich mitten aus den blühenden Gärten heraus; auf seinem Rücken trägt er eine durch altes hohes Mauerwerk dicht zusammengedrängte Stadt, von nettem gastlichem Aussehen. Das ist Alatri, eine der von dem sagenhaften Saturnus noch gefügten Städte, und die Mauern sind die hochberühmten Cyklopenmauern, besser erhalten als irgend welche italischer Erde.

Die Ortschaften hier verbergen sich als „Städte auf den Bergen" durchaus nicht. Weithin glänzen sie über die Ebene, Freund und Feind von allen Seiten sichtbar. Wegen ihrer hohen Lage sind sie, weniger noch als manche Inseln, nur in flüchtiger, dürftiger Weise von der Cultur berührt worden, deren Boden mehr das Flachland an Flüssen und Eisenstraßen ist. Es mag jene Eigenthümlichkeit, die uns auch sonst noch durch ganz Italien aufstößt, aus jenen unruhigen Zeiten stammen, wo noch „das Reich mit sich selbst uneins" war, wo Stadt gegen Stadt, Gemeinde gegen Gemeinde stritt und Bündnisse schloß, wo das bedürfnißlose Leben nur unter dem Schutze der Mauern einer Akropolis oder eines festen Schlosses gedeihen konnte. Eng drängten sich die Häuser an die schützenden Mauern hinan, waren auf möglichst kleinen Raum angewiesen, und gestatteten so den Erbauern nur schmale Straßen. Diese Zeiten sind wohl vorüber, aber der ursprüngliche Wohnsitz ist bis auf diese Tage geblieben. Wie die Schwalbe immer wieder unter das Gesims baut, das einst der Wohnsitz des Stammpaares war, so errichtet noch heute der lateinische Bürger seine neuen Häuser auf jenen Urstätten, die seine Vorfahren im grauen Alterthume inne hatten.

Es ist dies ein fast rührender Zug, denn mitten in diesen Steinen, auf abgesperrten, alles Wassers ermangelnden Höhen kämpft das oft blutarme Leben mit allem Mangel, mit Kälte, Durst und Hunger. Da unten liegen die grünen, üppigen Thäler, wo Wein und Korn in Fülle reifen, gehen die wasserreichen Flüsse und Bäche im Sonnenglanze: man schaut aus seinem dürren Adlerneste neidlos, hungernd und frierend hinunter, und friert und hungert ruhig weiter. Wer jemals das armselige Civitella ob Olevano, S. Pietro auf dem Berge hinter dem fröhlichen Palestrina, Collepardo tief in den Hernikerbergen besuchte, der fragt sich verwundert: Aber was thun die Leute hier oben? wovon leben sie? Denn da ist nichts, auch gar nichts, was der Boden böte, da sind Steine für Brod, da grünet kein Reis, kein Vogel singt in diesen Einöden, und in S. Pietro verschließt die Mutter Erde ihren Schooß, wenn sie ihre gestorbenen Kinder aufnehmen soll. Der Boden ist zu hart zu einem Grab. In Alatri ist es besser, da blühen die Gärten um den Berg herum, und treten die Blüthenbäume bis an die Cyklopenmauern, bis an die Straßen der Stadt heran. Und ist es auch mühselig zu beschaffen, so gibt es doch Korn und Wein in Fülle, und köstliches Obst und helles Wasser bilden die Labe des Sommers. Wo aber die Natur sich freundlich gegen die Menschen erweist, so danken es ihr diese durch Heiterkeit und Frohsinn. Welch lebensfrohes Volk sind diese Alatriner und welch schönes Volk. Alle, Männer wie Weiber, sind lang und schlank gewachsen, breitschultrig die Männer, vollbusig die Frauen und Mädchen, dazu mit großen blitzenden Sonnenaugen. Die Männer tragen die rothe Weste, kurze schwarze Beinkleider, und den mit vielen künstlichen Blumen und bunten Bändern geschmückten Hut, der auf dem Kopfe sitzt, als ob ihn der Wind der Berge schief gewehet hätte. Auch die Frauen lieben die grellen Farben, rothe oder blaue Röcke, schwarze Mieder mit breiten schleifenbesetzten Achselbändern, gegen welche die stets sauberen Hemdärmel angenehm absetzen. Stirn und Wange schirmt die spitzenverzierte Magnuse, durch welche das ächt römische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

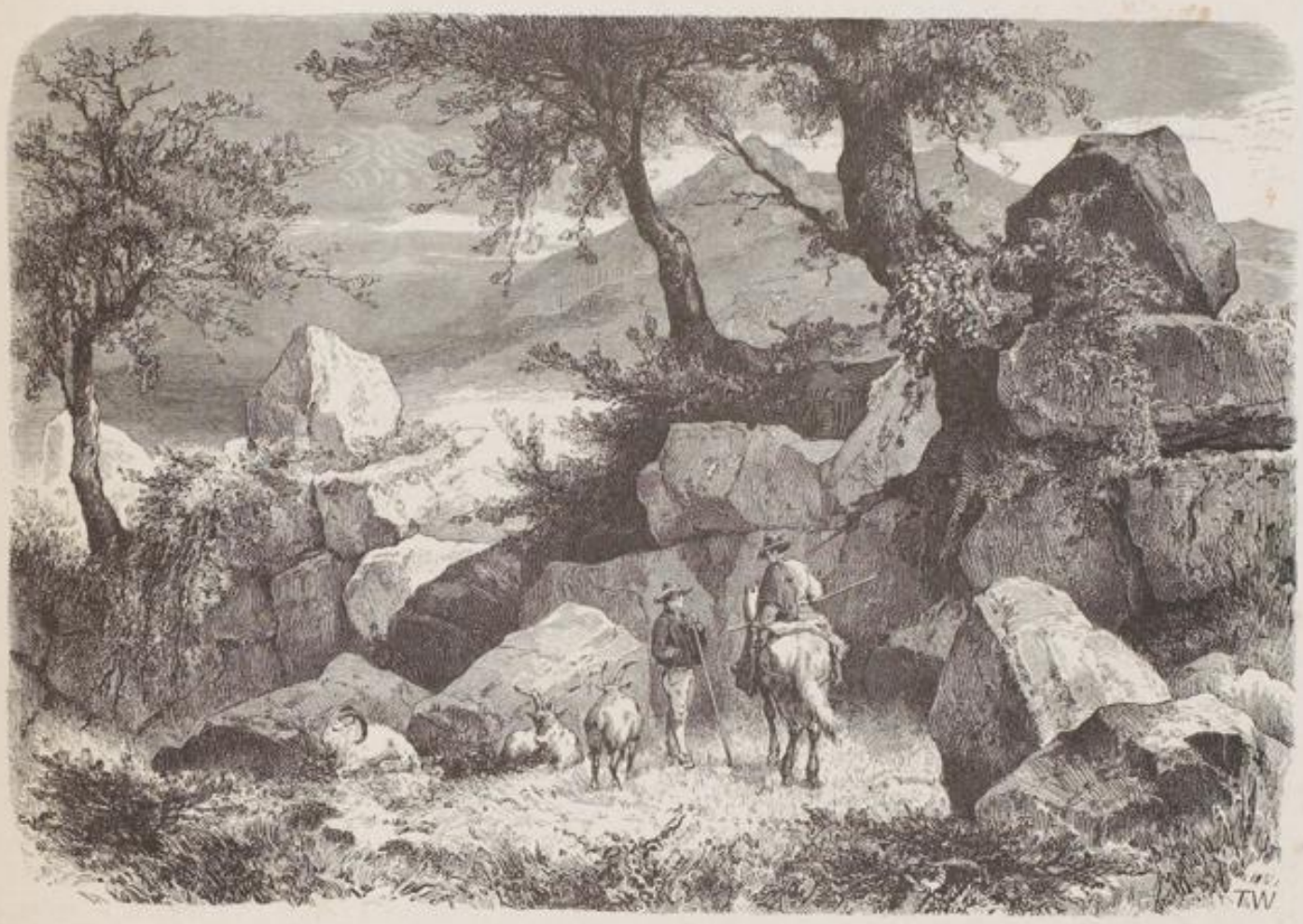
LIRISFALL BEI ISOLA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Profil so scharf hervorgehoben wird. Wandeln sie dahin, vom Brunnen kehrend, die große schöngeformte, kupferne Vase auf dem Haupte, einen Arm in die Hüfte gestützt, den andern in schöner Rundung zu dem Gefäße erhoben, oder beide über der vollen Brust verschränkt, langsamen, wiegenden Ganges, so scheinen sie zur Königsburg zu wandeln, selbst Töchter eines antiken Königs zu sein. Kein Scherz berührt sie, sie schauen nicht rechts, nicht links und ginge der Liebste selbst vorüber. Bei allem Frohsinn dieses Bergvölkchens ist ein gewisser Trotz, der zwischen den schöngezogenen schwarzen Augenbrauen in kleiner Falte schlummert, nicht zu verkennen. Ihre frische Kraft berechtigt sie dazu, sind sie doch aus den Eichen der Berge gewachsen, mehr aber noch ihre blutige Vergangenheit, welcher deutsche, französische, spanische, aller Völker Waffen den eisernen Stempel aufprägten. Was die Stadt im Alterthum unter den Bürgerkriegen des Marius und Sulla litt, mag verschmerzt sein, folgte doch eine lange Pause der Ruhe;



CYKLOPENMAUERN BEI ALBA FUCESE.

von dem aber, was ihr seit der ersten Zeit der Hohenstaufen bis zur französischen Revolution geschehen, sind viele Spuren geblieben.

Heute führt Niemand mehr Krieg um Alatri. Die alte Porta Bellona hat schon lange keine Thorflügel mehr und heißt jetzt Porta S. Pietro. Nur Maler und Poeten steigen dann und wann hier herauf, gehen den Spuren des Mittelalters und Alterthums nach und sitzen dann an schönen, stillen Nachmittagen auf den Cyklopenmauern, die allen Unbilden der Zeit getrotzt, und schauen hinein in das schweigende Land. Tagelang könnte man hier oben sitzen und träumen, denn was man schaut ist gar zu herrlich. Welcher Frieden ringsum! Die Rosen blühen die Mauern herauf, der Sommerwind flüstert in den Ranken des Epheu's und süßer Duft weht von den Hängen der Berge. Die Cicaden zirpen ihr sonnenfrohes Lied in den Weingärten, und die Schwalben schwingen die blitzenden Flügel um das ernste Gestein, aufkreischend in übermüthiger Lust. Da löst sich die Seele vom Körper und fliegt auf den Schwingen des Traumes glückselig über das Land hin, dem entfliehenden Tage nach, in den reinen Aether hinein, und taucht in dem abendlichen Purpur unter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Viele dunkle und heitere Bergstädte erscheinen ausgesäet über das Land und über die Gebirgsketten. Lange strahlende Blitze gehen von ihnen aus, wenn die Sonne die Fenster ihrer Häuser trifft. Wir erblicken aber nach Osten die reizenden Orte Veroli, Bauco, Rivi, Torrice, Posfi, Arnara und das über alle liebliche Frosinone; die Spitzen der Berge sind nicht zu zählen. Alle diese Städte, diese Berge, die Flüsse und Auen sind in die alte Geschichte verwebt, meist mit blutrothen Farben, und der Geist dieser Geschichte ist es, der uns auch hier umweht, und uns weit, weit zurückführt in die Jugendzeit der Welt, in die Urnebel des Alterthums. Diese Mauern, deren colossale Fügungen wir nicht mehr verstehen, baute die Mythe, bauten Titanen, die es einst wagten, den trotzigen Fuß auf die Schwelle der goldenen Götterburg zu setzen, nach deren Plan sie dann ihr irdisches Werk baueten. Das Volk schreibt den Bau dem alten Saturnus zu, der außer Alatri in dieser Runde noch Anagni, Arpino, Aquino und Atina gründete. Die Sichel und das Winzermesser waren sein Attribut und so schritt er an der Hand seiner freundlichen Gattin Ops in jenen goldenen Zeiten segnend über die Fluren und an den Weinbergen hin. Noch heute blühen in Korn und Wein seine göttlichen Segnungen.

Genießt man auf den hohen Mauern Alatri's den vollen Eindruck der alten götterbeherrschten Zeit, so tritt uns in Anagni das verkörperte, papstdienende Mittelalter entgegen. Auch diese Stadt, die einst eine bedeutende Rolle spielte, liegt auf einem Berge. An ihr vorbei führt die Via latina, auf der die römischen Truppen nach dem Volturnus zogen. Es durchschneidet dieselbe eine großartige, stilvolle Landschaft, das Thal des Sacco, in welchem nach der Meerseite zu die Volskerberge lagern. Hier zeigt sich die Färbung der römischen Campagna ganz besonders wirkungsvoll. Die Fläche, abwechselnd bebaut oder wüst, wechselt in allen Abstufungen vom lichten Sonnengelb bis zum tiefsten Erdbraun. Sie steigt ganz allmälig zu den Bergen an, und verwandelt in der Höhe ihre dunkleren Töne in reines, leuchtendes Silbergrau. Darüber strahlt der klarste Himmel, ein Himmel der Götter, die ihren Blick noch nicht von ihrem alten Reiche gewendet haben. Aber arm und machtlos wie sie ist das Leben in der Ebene, besonders nach dem Volskergebirge hin. Da liegen trübselige, trümmerhafte Städtchen und Dörfer in den sonnedurchglühten Kalksteinen drin, sterbenden Bettlern gleich. So erscheinen uns Supino, Patrica, Morolo, Scurcola und andere; doch man nennt kaum ihre Namen.

Das Volk dieser Felsennester ist so unendlich arm, und schaut mit stummem Neide herüber nach den Hernikerbergen, wo Alatri, Anagni, Ferentino, Veroli und Frosinone liegen im grünen Kranze der Reben und des Oelbaums. Von bunten Blumen noch außerdem durchwebt ist die Rankenkrone, welche Anagni's Hügel trägt. Um diese liebe Stadt blühen alle Fruchtbäume, schlingen sich in dichtem, zauberhaftem Gewirr duftspendende Laubgewinde. Einen wirklichen Wall hat die Vegetation um die Stadt hergebaut, und geleitet von Duft und Vogelsang, von schwirrenden Bienen und Blätterrauschen treten wir an das Thor. Die grüne Welt ist der Schleier, wir heben ihn, und meinen, einem jungen blühenden Blut in's Gesicht zu schauen, und erblicken eine ernste, würdevolle Matrone in mittelalterlicher Tracht. Wenn man, die Brust voll Sonnenstrahlen, durch das ferentinische Thor in die Stadt tritt, kann man sich diesem Eindrucke nicht verschließen. Die Straßen sind eng, aber sauber, und besetzt mit zahlreichen, schönen alten Palästen, deren Glanz schon lange dahin, die aber in dem dunkeln, fast braunen Gewande und den zahlreichen Marmorspuren ehrwürdiger Gothik an Fenstern und Thüren ein fast ehrwürdiges Aussehen haben. Sie stehen zum großen Theil leer, denn die mächtigen Familien jener Zeiten sind fast alle ausgestorben. „Le dodici stelle di Anagni," wie die zwölf vornehmsten hießen, sind erblichen, und die heutige Stadt hat keine große Bedeutung mehr. Dennoch ist sie eine der interessantesten Stätten Latiums, sowohl durch ihre Lage, als durch ihre Vergangenheit.

Diese Lage ist geradezu entzückend und gewährt einen Ueberblick des ganzen Latium. Bis in das römische Gebiet hinein, über die blühende palestrinische Ebene hinweg, schweift das trunkene Auge. Diese Landschaft zu schildern, vermag die Feder nicht, auch dem kühnsten Maler mag es schwerlich gelingen. Denn hat er alle die edlen Linien, die in sanftester, feinster Vermittelung, wie die Farben, ineinanderspielen, hat er alle die weichen und doch entschiedenen Formen ganz getreu wiedergegeben, so, mag ihm auch der Ton, die Stimmung im Ganzen gelingen, ist er doch nie im Stande, jenen unendlich feinen Luftton, jenen Duft wiederzugeben, der wie ein Hauch odysseischer uralter Heldensage träumerisch, schwermüthig über den Bergen, wie auf der stillen Ebene schwebt. Es ist ein eigenes Empfinden, das uns erfaßt bei dem Anblick vieler italischer Landschaften, Worte stehen ihm schlecht zu Gesicht; hier aber erfährt dasselbe seine höchste Steigerung. Erschautest Du einmal im Glanze der Sommersonne dieses Bild: es wird Dein für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das ganze Leben. Gregorovius sagt: „Dieser Blick ist so schön, daß er auch denjenigen hinreißt, welcher ganz Italien von den Alpen bis an das afrikanische und jonische Meer gesehen hat.“ Und wahrlich, er hat recht!

Anagni blüht und erfreut des Wanderers Herz durch eine gewisse, fast griechische Heiterkeit seiner Bewohner. In Ueberfülle der Gesundheit und frischer Kraft leben sie hier oben und erfreuen sich, wenn auch unbewußt, der Schönheit ihres Landes. Kinder spielen überall in der Sonne, Singen und Lachen erklingt, mit treuherzigem Gruße wird dem Fremden begegnet, der sich nirgends wohler fühlen mag, als auf dieser Höhe. Anagni ist ein in's Italienische übersetztes Nürnberg. Die ganze Stadt bildet einen einzigen reizenden Spaziergang.

Nur selten aber verirrt sich der Reisende hierher, noch seltener werden Maler gesehen, sicher aber ist, daß sie beide mit hohem Vergnügen und manchem Genusse auf dieser Höhe weilen würden. Abseits der großen Völkerwanderungsstraße, tief in den Bergen drin, versteckt sich noch so Manches, was unsre Aufmerksamkeit verdient.

Weitaus sichtbar aber und hineinschauend in alle Thäler erhebt sich in plötzlichem Aufsteigen aus dem

CECCANO.

Hügellande des Litorale, zwischen den zwei Meeren gegen die Wolken gethürmt, die majestätische Alpensäule des Gran Sasso d'Italia.

Um diesen Berg herum stauen sich die von allen Seiten herandrängenden Züge der Apenninen, welche hier den trotzigen Namen der Abruzzen tragen, hier ist der Knotenpunkt des vom Norden bis in den fernsten Süden hineingeschlungenen Gebirgsbandes, wie der Knotenpunkt der Halbinsel überhaupt. Hier vollzieht sich die Scheidung in einen Norden und einen Süden, und man erkennt sie gar bald an Licht und Wärme, an Thieren und Pflanzen, sie zeigt sich in den Sitten der Einwohner, an ihrer Sprache, in allen Einrichtungen.

Nach Norden ziehen, den Alpen zu, der römische, hetrurische und ligurische Apennin, zur Seite ihnen die toscanischen und umbrischen Ketten.

Nach Süden verlaufen die Abruzzen in die sanften campanischen Höhen oder ziehen weiter in's Land hinein auf verschiedenen Wegen als apulischer und calabrischer Apennin bis hinab zu der blauen Fluth des Faro di Messina, in welcher sie untertauchen, um auf der trinacrischen Insel, diese von Ost nach West durchlaufend, ihre Wanderung fortzusetzen und erst bei Trapani zu enden.

Wie Pyramiden ragen die drei höchsten Gipfel des Gran Sasso in den Aether hinein. Deren vornehmste ist der Monte Corno, ihm zunächst der Monte Brancastello, dann der Monte di Fano Trojano. Einem Titanenzeltlager gleichen die andern über- und nebeneinander gegipfelten Berghäupter, und drüben auf der Majella steht der Feind, dessen Haupt, der erhabene Monte Amaro, dem Monte Corno die Ehre, der höchste der Halbinsel zu sein,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gern streitig machen möchte. Unter seiner Hoheit stehen der Morrone, diesem gesellen sich der Monte Alto, die Scalata und der Rocca di Lipareto.

Von der Pyramide des Gran Sasso aus (sie ist so selten erstiegen worden) erblickt man „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit", und wie der leicht begeisterte Wanderer auf dem Oelberge über dem lachenden Sorrent in freudiges Staunen ausbricht, sieht er durch das Laubwerk der Feigen und Oliven zur Rechten und Linken je einen Golf in lieblicher Bläue auftauchen, so fassen ihn hier die Schauer des Erhabenen, wenn seine Seele die Schwingen entfalten darf über zwei unendlichen Meeren, welche sich nach Ost und West in den niedersteigenden Himmel heben. — Dort auf den blauen Wogen des tyrrhenischen Meeres glänzen die Segel der Schiffe campanischer und sicilischer, gallischer und iberischer Küsten; griechische Segel und die des Orient gleiten über die Adria. Durch die Berge zu Füßen winden sich schöne grüne Thäler nach allen Seiten und führen wasserreiche Flüsse und Menschenstraßen zu den Küsten oder in des Landes Innere hinein.

Dort unten, allüberall, wo heute die weißen Städte schimmern, lagen einst die finstern Burgen der selbst einem Rom Trotz bietenden Samniter-Eidgenossenschaft. Zu unsern Füßen breiten sich, soweit unser Auge reicht, die Ländergebiete der Marsen, der Picenter, der Hirpiner aus. In nächster Nähe der Wolkenburg hausten die Vestiner, Prätuttier, die Marruciner, und an der Majella dort die Peligner. Die alten, wie Bovianum, einst mächtigen Städte liegen irgendwo in der grünen Wildniß da unten als grasbedeckte Trümmerhaufen, die capitolinische Wölfin fraß ihre Einwohner, und Sulla, der Wölfin Sohn, schwang die Brandfackel durch die Waldstädte, nicht ruhend, bis das Land eine Einöde wurde, und nur noch Füchse und Eulen in den Ruinen wohnten.

Ueber die so blühenden Gefilde aber legte die Geschichte den Trauerflor, unter dem hervor nur wenige glückliche Städte schimmern; denn Samnium hat sich nie wieder ganz vom Boden gehoben, seine Söhne sind, wie die der Magna Grăcia, die Stiefkinder Italiens.

Jene Städte sind aber Teramo, Ascoli, Chieti, Ortona, Lanciano und Vasto an den steilaufsteigenden, aber lieblichen Küsten der Adria; und in das Land hinein liegen Aquila, es scheint einen Pfeilschuß weit, Popoli, Solmona Castell die Sangro und Isernia; über diese führt die Gebirgsstraße nach dem Süden, nach der Küste des andern Meeres, dessen Wogen die glühende Natur in dem Vesuv und noch weiter hinab in dem Aetna ragende Leuchtthürme gesetzt hat.

Schon jetzt, wenn wir über diese Höhen ziehen, weht unsre Wangen der weiche Hauch des Südens an und stürzt sich die Tramontana vom Norden her auf das Land — hier an der Felsenstirn des Gran Sasso bricht sie ihre Adlerflügel, und wir träumen, wenn sich unser Blick über den fernsten, im lichten Purpur verschleierten Bergzügen verloren hat, von den Inseln der Seligen, von dem Lande gesteigerter Lust, von Reben und Rosen, und alte deutsche Sehnsuchtslieder hallen von den steilen Wänden der Abruzzen wieder:

„Am starren Felsen bricht sich der Nord,
Sanft wehen Lüftchen im Thale fort;
Durch die Wälder schimmert der Mond einher,
Und ferne rauschet und brauset das Meer —
Ach in die Ferne sehnt sich mein Herz!"

Und so steigt man gern zu den Menschenstraßen nieder, zu den Menschen und erfragt mit klopfendem Herzen den Weg nach Süden. Wir können nicht irren:

„Dort das Gebirg der Abruzzen und hier die pontinischen Sümpfe
Führen vom Lande der Kunst nach der Natur Paradies."

(Platen.)

Wir entfliehen dem Ernste Roms, der uns so manchesmal die Seele befangen, wir eilen von geschwärzten Sarkophagen zu blühenden Rosenlauben, lassen hinter uns die Todtengesänge der Priester; dem Geklimper der Guitarren, dem bacchischen Schalle des Tamburins und heitern Liebesgesängen eines frohen Volkes nachgehend.

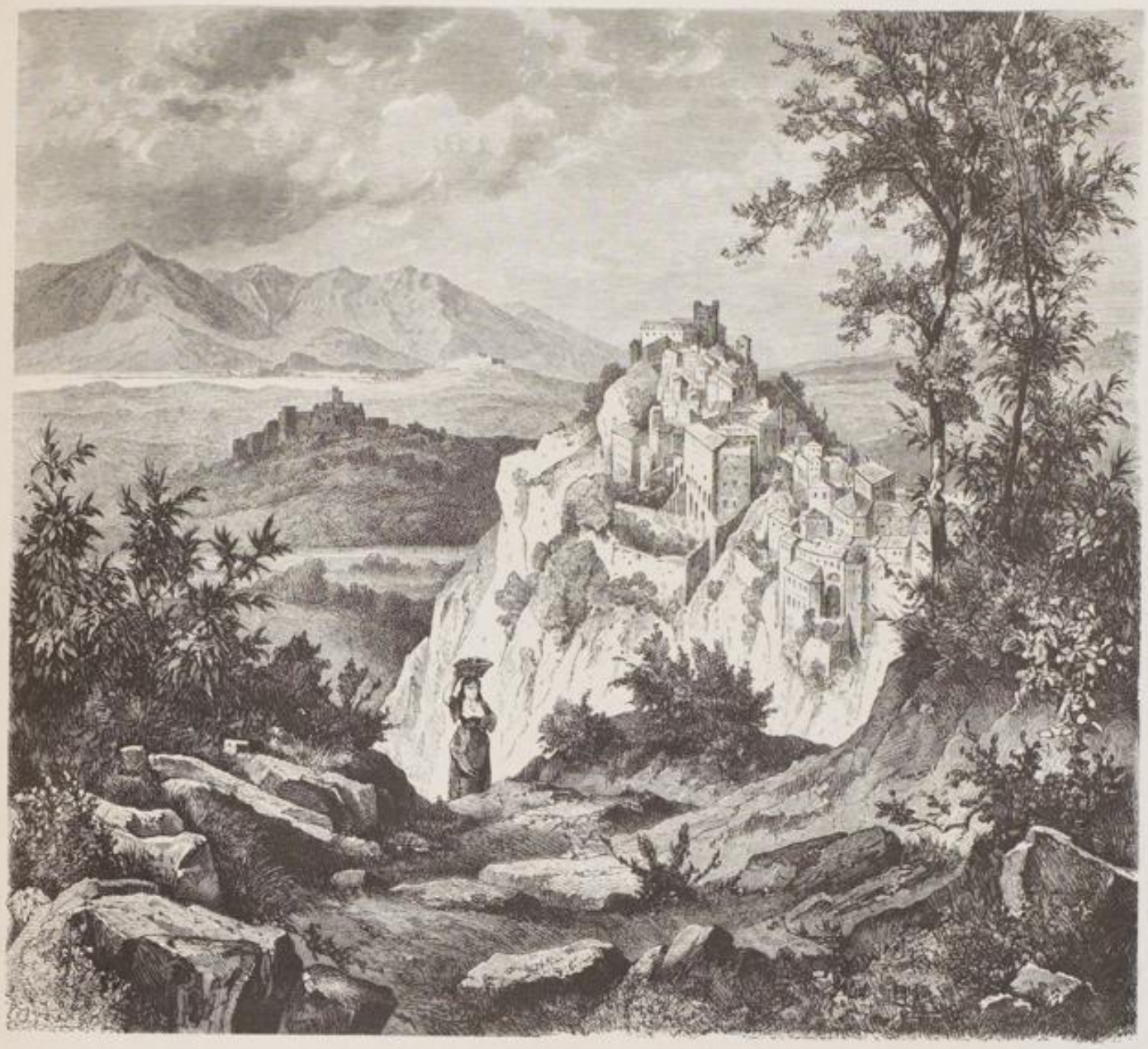
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

OLIVENHAIN BEI VENAFRO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ARPINO.

Der Uebergang ist kein plötzlicher. Manchen Tag noch stäuben die Füße des Wanderers, ehe er sie alle abgeschritten, die Thäler und die Höhen bis zum Strande Parthenope's. Leichter ist es, und ganz plötzlich vollzieht sich der Uebergang, wenn man auf den Flügeln des Dampfes von Rom an den pontinischen Sümpfen vorbei sich nach der ersehnten Neapolis tragen läßt. In Nacht und Nebel steigt man auf, hüllt sich zu kurzem Schlafe in seine Toga, während der wilde Renner durch die öde Ebene braust — und öffnet die Augen, wenn die Morgensonne den Gipfel des Vesuv röthet und die Höhen Neapels mit Rosen überstreut.

Wir gehen am Stabe.

Diese freundliche Stadt ist Aquila. Sie liegt inmitten der gewaltigen Arena, welche die umstehenden Gebirge einschließen, auf einem luftigen Berge, der seine Seiten mit freundlichem Grün und Gärten bedeckte. Schmuck und glänzend wie ein Gebirgsmädchen am Feste steht sie da oben. Sie hat ihr bestes Gewand angezogen, denn sie hat das Abruzzenland zu repräsentiren, und das gelingt ihr vortrefflich. Der alten Zeiten, ja auch des Mittelalters und des deutschen Scepters hat sie vollständig vergessen, und wäre nicht der Name und des Kaisers Adler geblieben, der noch hie und da mit lahmen Flügeln versteint an den Mauern hängt — Niemand würde ahnen, daß Aquila durch einen deutschen Herrscher gebaut wurde. Unser Friedrich II. ist der Stadt Gründer. Damals wurden neunundneunzig Gemeinden zu einem Grenzwall gegen Rom hin in Einem Ring vereinigt. Neunundneunzig Brunnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rauschten vor der Stadt und die Glocken läuteten von neunundneunzig Kirchen, in welche sich die siebenzigtausend Einwohner vertheilten.

Das klingt wie ein Märchen — und wirklich: heute ist es zur Sage geworden. Wenige Brünnlein fließen noch, wenige dünne Glockenstimmchen laden eine durch mittelalterliche Fehden, durch Erdbeben und Armuth decimirte Bevölkerung zum alten Dienste.

Ein Hohenstaufe bauete die Stadt — ein Hohenstaufe, Manfred, zerstörte sie; ein Franzose erhob sie aus

ABRUZZENKNABE.

dem Schutte — Erdbeben um Erdbeben warf sie wieder dahin. So sind heute die Häuser, obschon mancher stattliche Palast darunter ist, zumeist gebrochen oder ängstlich geflickt, und die Bewohner gehen durch die Straßen und schauen einander in's Gesicht, als ob sie sich fragen möchten: „Weißt du keine Arbeit für mich?“ Aber schön sind diese Leute, Männer sowohl wie Frauen, schön und gesund, geschickt, einen guten Theil des vaterländischen Schicksals auf die breiten Schultern zu nehmen. Da muß aber das Erdbeben erst noch einige Kirchen einstürzen lassen, denn Aquila ist, wie es einst für den Papst entschieden Partei nahm, noch heute eine gar fromme Stadt. Wegen der vielen Kirchen, unter denen St. Maria in Collemaggio, del Soccorso, S. Bernardino di Siena, S. Domenico und

etwa noch vier, fünf andere die interessantesten sind, wegen dieser Kirchen haben die Industriegebäude keinen Raum bekommen. Wäre nicht ein wenig Handel mit den Produkten der Gärten und Viehtriften, „so gäb' es nirgend einen Halt".

Eine kurze Wanderung führt uns aus der armen Gegenwart in das blühende Alterthum hinein, von dem noch ein Schatten in den Ruinen draußen auf einem verbrannten Hügel liegt. In dem Thale fließt der Aternus und dies hier war Amiternum, des Sabinervolkes schöne Mutterstadt, heute heilig erklärt als San Vittorino. Wie arm muß dieser Heilige sein, oder was für ein Ascet, denn die wenigen Häuslein, die seinen Namen tragen, bestehen

ABRUZZENMAEDCHEN.

aus Lehm und Brocken des Alterthums, und auf den schmalen Straßen liegt der Dünger fußhoch. In dem Dünger liegt eine kopflose, kolossale Minerva, an deren Gewandfalten sich des Dorfes Sauen reiben; im Thale stehen die Grundpfeiler des Amphitheaters, dessen Arena jetzt der Pflug durchschneidet; an den Häusern, in den Häusern kleben unzählige Bruchstücke von alten Inschriften, Friesen, Capitälen, Pilastern und Reliefen — das ist der Schatten des schönen Amiternum, der Stadt, die Sallustius seine Vaterstadt nannte. Nur einmal im Jahr legt sie den alten Purpur an, das ist im März, im Lenzbeginn, wenn die rothen Mandeln blühen, mit denen die Berge bedeckt sind — der fällt ihr aber bald wieder von den Schultern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So ist Alles beschaffen, was hier in den Abruzzen aus der Römerzeit einer wilderen Natur zur Zerstörung überlassen blieb. Nur die Namen klingen fort und die nachkommenden Völker, wie von einem Fluche geschreckt, der auf den blutgedüngten Stätten des Alterthums zu ruhen scheint, baueten nicht gern in die Ruinen hinein, sondern suchten entfernte Stätten.

So ist auch Popoli, das an dem Ufer des Pescara blühende Städtchen, wie Aquila von Amiternum, von dem einst mauerstarken Corfinium eine Stunde weit entfernt. Auf Corfinium, die Peligner-stadt, baueten einst die Völker des Bundesgenossenkrieges als auf die feste Burg des Bundes, hier sollte Neu-Rom entstehen und in diesem Glauben taufte man es mit Blut: Italica. Der Völker Asche ist in alle Winde verweht und auf dem verwitterten Marmor der stolzen Italica wächst der Mais des Abruzzenbauers, der nicht weiß, welche Bedeutung die grauen Mauern hatten, die ihm hier und da noch hindernd aus dem Boden entgegenragen.

Aber Popoli blüht. Belebte Straßen von allen Seiten begegnen sich in ihm und an den antiken Ruinen braust die Zeit auf Flügeln des Dampfes vorüber. Schaut man von Popoli aus südwärts, so blickt man in eine große schöne Gigantenlandschaft hinein. Berg thürmt sich über Berg in reichem Wechsel der Formen und der Farben. Und ziehen die schwarzen Wolken um die ferneren Gipfel, und streut die Sonne ihr Gold mitten hinein, so ist Alles Leben und Bewegung wie in einer Cyklopenwanderung. Das ist die gewaltige Majella, ein Gebirgsstock von fünfzig Miglien im Umfange. Ueber ihn und an seinen trotzigen Wänden hin läuft die Straße nach dem Süden.

Solmona ist die nächste Stadt von Popoli aus. Immer freundlicher gestaltet sich die Landschaft, und ganz offenbar waltet hier derselbe Athem noch, der jenseits des Gebirges die Citronen blühen läßt und der Myrthe auf den Bergen die Knospen öffnet. Der klare Gizio ergießt seine nährenden Adern durch das weite Thal, und so weit das Auge blickt reift Korn und Wein, reift Obst und des Oelbaums schwellende Beere der Sonne entgegen. Hier klingt zur Zeit des Lenzes und zur Erntezeit das Land von den Gesängen eines in Freude pflanzenden und erntenden Volkes.

Den Ruhm der Fruchtbarkeit hat sich das alte Sulmo bewahrt und noch heute mag man ob seinen Auen singen, wie Ovid einst von ihnen sang:

„Reich ist die Flur an Ceres Frucht, viel reicher an Trauben:
Palla's Beere gedeiht schön auf dem leichteren Land.
Bäche durchgleiten das Gras, das sich beugt und wieder emporhebt,
Um dem befeuchteten Grund schattigen Rasen zu leih'n."

Theurer als jener Ruhm ist ihm jedoch der, Ovid's Geburtsstadt zu sein. Das weiß jeder Bürger und jeder meint sich ein Nachkomme jener illustren Ritterfamilie. Ja, in Sulmo wurde der Sänger der Liebe am 20. März 43 v. Chr. geboren; und blieb von der Villa, wo seine Wiege stand, auch kein Stein erhalten, sein Geist webt noch überall. Auch das letzte arme Priesterlein der Stadt nimmt mit Stolz seinen Publius Ovidius Naso vom Bücherbrette und blättert, schlägt nach und beweist die Echtheit von dessen sulmonischer Geburt aus des Dichters eigenen Schriften.

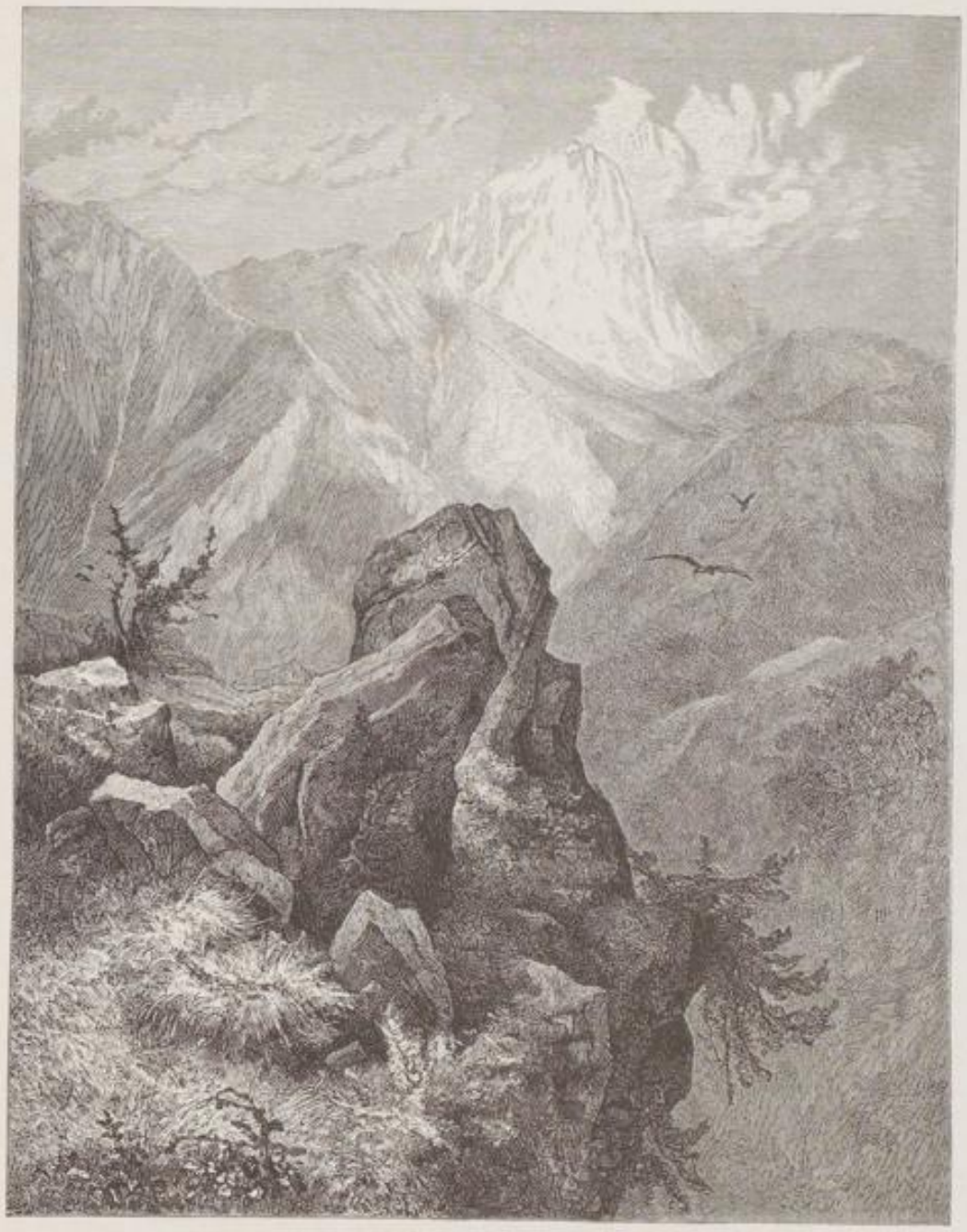
Ovid's Landsleute zeichnen sich schon im Alterthum durch große Kraft und Freiheitsliebe, aber ebenso durch stille Sitten und freudige Genügsamkeit aus. Schweres hatten sie zu erdulden und mit Feuer und Schwert wütheten unter ihnen Sulla, Mark Anton und fremde Barbarenscharen; auch die Hohenstaufen warfen den Brand in die Stadt, und was das Feuer übrig gelassen, verwüsteten die Erdbeben. So mag man sich heute immerhin wundern, eine geordnete, wohlgebaute Stadt zu finden, deren Mauern allerdings fast nur moderne Gebäude umschließen. Was von Gothik übrig blieb, findet sich fast nur an einigen Kirchen.

Seit Eröffnung neuer Verkehrsstraßen hat der dumpfe Hauch des Mittelalters, der durch alle diese Gebirgsstädte wehete, einem frischeren Winde Platz geben müssen, der Bann ist gebrochen, und wenn die Luft von Rom her sich nicht ändert, wird in diesen Thälern eine schöne Zukunft erblühen, wird sich aus diesem tüchtigen Menschenschlage die verweichlichte Bevölkerung der Städte in den üppigen Ebenen regeneriren können.

Grüngoldig dringen Feld und Wiese bis dicht an den Mauerring der Stadt hinan, herrliche Baumgruppen stehen an den Bächen, und die Rebe rankt in ihre sonnigen Gipfel. Ja, schön bist du, „des Peligner-Gebiets sulmonisches Drittel", schön und besingenswerth. Hier wohnt Italiens Kraft!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei dem lieblichen, echt italischen Pettorano verläßt man die lebensfrohe Ebene und tritt in der Majella stille Gebirgswelt ein. Immer bergauf steigt die weißblendende Straße, immer weiter in die Felsen hinein. Diese sind kahl und leuchten wie Gold, wenn die Sonne auf ihnen liegt, denn der Wälder grünes Kleid ist ihnen schon lang abhanden gekommen. Das Kleid der Armuth deckt die starren Glieder: Heide, Melisse, Enzian, Waldrebe und Quendel, in welchem die Bienen Sulmona's und Pettorano's gar geschäftig summen. Auch die Vogelwelt ist arm, nur die Falken sieht man ohn' Unterlaß über den Bergeshäuptern kreisen, den öden Weg kreuzt die scheue Heidelerche. Im Winter aber zeigt sich an den Hängen Bär und Wolf und der Hirt vertauscht dann den leichten Stab mit der langen Büchse, wie sie den Räubern eigen, die sich von Zeit zu Zeit noch dem vierfüßigen Raubgesindel gesellen.



GRAN SASSO D'ITALIA.

Hier trifft man noch die echten rechten Hirten alter Zeiten, und seit mehr als tausend Jahren mag sich an ihren Sitten und Gebräuchen nichts geändert haben, denn auch ihr Christuscultus ist nichts als schwach übertünchtes Heidenthum. — Schöne, wettertrotzige Männer sind diese samnitischen Abruzzenhirten, schön und stark, aber unendlich gutmüthig. Unter des Rohres leichtgefügtem Dach verbringen sie den Sommer, den großen, zottigen Abruzzenwolfshund als treuesten Gefährten zur Seite, die Lithographie des heiligen Pamphilius als Hausgott an den Fels geklebt, als Freudenbringer das Pansinstrument, die kreischende Zampogna an dem Eingange der Hütte aufgehängt. Die Weiber schaffen in den Thälern, der älteste Sohn ist beim Vater und hütet der Lämmer. Aus dem bischen Armuth erbaut sich Mann und Frau ein Schwalbennest am Bache, wo die Andern wohnen, und die Freuden der großen Welt da draußen blicken nicht in seine Fenster.

Aus solcher Armuth, aus lauter Armuth ist das elende Dörfchen Rocca Valloscura in einer engen Thalschlucht zusammengeflickt. Da grünt kein Feld, da blüht kein Garten, nur ein paar alte Bäume bilden eine Art Regendach über den Nestern dieser Paradiesvögel. Wie aber sind diese Nester beschaffen! Der Maler nimmt wohl

erfreut sein Skizzenbuch heraus, der Dichter heimelt sich rasch ein kleines Idyll zusammen — jeder andere Mensch zieht eiligst daran vorüber.

Und höher steigt die Straße. Da auf einmal, wenn man aus der letzten Schlucht heraustritt, öffnet sich den erstaunten Blicken das überraschende, herrliche Schauspiel einer weiten, endlosen Hochebene, eben wie ein Tanzsaal, wie eine gewaltige Tenne. Und die entzückendste Luft weht von den sie umfassenden Hochgebirgen herab. Doch die Einsamkeit der Steppe umgibt den Wanderer. Nur ganz am Ende erst zeigt sich ein mit Menschenwerk gekrönter Berg — eine Stadt. Diese ist Roccarasa, der höchstgelegene Ort Mittel- und Unteritaliens, und die Ebene führt den Namen Piano di Cinquemiglia, nach ihrer großartigen Ausdehnung also benannt. Sie bildet Ein riesiges Getreidefeld, auf dem nach vollbrachter Ernte ungezählte Heerden von Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen weiden.

Wie klar und durchsichtig ist hier die Luft, aber auch im August ist ihr Wehen schon fühlbar kühl, und im Winter gar häuft die brausende Tramontana den Schnee so hoch, daß die Straße für lange Zeit gesperrt bleibt.

Zweimal erlagen im Mittelalter einige Fähnlein deutscher und venetianischer Truppen diesem Ungestüm des ganz unitalischen Himmels.

Was man hier von Leuten begegnet, ist ernst wie die Landschaft, die sie erzeugte, und ernst ist auch die Kleidung des gemeinen Mannes. Zeigen sich in den römischen und napoletanischen Bergen, wie nördlich vom Kloster Monte Cassino in Atina, S. Donato und Elia, die brennenden Farben noch in den Kleidern der Frauen, tragen die Männer der Umgebung Solmona's wenigstens noch scharlachfarbene Westen, so ist von hier ab Alles dunkel. Dunkelblau oder dunkelbraun sind die Stoffe, in welche sich Männer wie Frauen vom Kopf bis zu den Füßen kleiden. Die leichte Sandale des Ciocciarenlandes taugt hier nicht mehr, der rauhe Fels verlangt derbe Schuhe von härtestem Leder. So ist auch der Gang hier ein schwerer, tappender, und der schwebende Wandel muß in Rom und Neapel gesucht werden, wie auch der leichte bewegliche Sinn.

Hinter Roccarasa, das gar freundlich aus seinen Felsen herausgrüßt, beginnt ein prächtiger Eichenwald, durch welchen die Straße sanft nach Castell di Sangro abfällt. Luft und Sonne, Meer und Himmel kann man in Italien überall so schön haben, aber zu den Seltenheiten gehört ein Wald, ja schon ein Wäldchen. Wo man Wald findet, wirkt er aber auch doppelt schön, denn Licht und Farben des südlichen Himmels weben viel mächtiger in den Zweigen, und die Wärme destillirt den Duft aus den Blättern viel kräftiger, viel berauschender als daheim. Kommt dazu noch heimischer Vögel frischer Gesang oder der Häher übermüthig Gekreisch, flattern die lieben, bekannten weißen und blauen Falter über fremde, schöne Blumen, o so weiß das Herz, noch dazu, wenn es zufällig ein deutsches ist, vor Lust gar nicht, was anzufangen. Dann kommen die lieben Märchen aus dem moosigen Hintergrunde und von den düstern, flechtenüberwachsenen Felsenblöcken wehen die sonnengewebten Schleier der Waldfei.

Dem Volke hier jedoch ist Alles todt, da regt sich nichts in Bach und Quelle, keine freundliche Sage verwebt sich mit dem Epheu der Halde, von den schwarzen Ruinen unter den Wurzeln wissen sie nichts zu erzählen. Die alten Helden, die alten Leiden, die antiken Götter sind gründlich schlafen gegangen.

Vor Castell di Sangro hört die Waldträumerei auf. Dafür begrüßt uns ein schwellender Fluß, der Sangro, und an seinem Ufer hat sich die Miserie unter dem Namen jener Stadt angebaut. Hier gibt's wenig zu schaffen, und die Langeweile lagert am Rande der Straßen und schaut aus den niedrigen Fenstern heraus, in welche noch hier und da kleine, feine Marmorsäulchen, Reste des anständigeren Mittelalters, vermauert sind. Jetzt verwendet hier Niemand mehr Marmor zum Bauen, jetzt reicht das Geld kaum für trockenes Maisbrod.

Weiter!

Wer noch einen Gruß nach der Adria, nach Lanciano zu senden hat, der trage ihn dem rauschenden Sangro auf. Dieser Fluß muß sich sein Leben unendlich sauer werden lassen, wie ein echter Abruzzensohn. Sein Weg ist weit, gekrümmt, zerrissen, gequetscht, ein verirrter, elender Weg. Er ist in Gioja, in der „Freude" geboren, dort oben am Monte Turchio, am südwestlichen Ufer des Lago Fucino, drängt sich nach Osten in mäandrischen Windungen, durch nie abreißende Bergketten, durch einsame Thäler, und immer verlassener schleicht er müde, um darin unterzugehen, in die Sümpfe der adriatischen Küste.

Ei, wenn so ein Fluß nach dem Süden uns tragen wollte und wir münden könnten, dem Elend entsprungen, in der Freude! — Die Bergstraße nimmt kein Ende. Die Falken dort oben jauchzen vor Freude über die Ausschau

nach dem duftigen Süden — unser Blick wird gehemmt durch unzähliger Berge lange Reihen, deren kahle Seiten wenig Trost geben wollen. Wo irgend sich eine Gelegenheit zu menschlicher Ansiedlung gab, steht heute ein schwarzes zerfallenes und unheimliches Räubernest, aus dessen Thür- und Fensteröffnungen der bleiche Hunger schaut, wo alle Instrumente längst verrosteten außer der Flinte.

Rionero ist eine solche Räuberburg, die wie aus geraubtem Material auf scheuer Flucht zusammengebaut sich schief gegen den Nordwind anstemmt. Scheues Volk auch huscht um die Hausecken und ängstlich und hastig blitzen die Augen der vorüberlaufenden dünn und dürftig gekleideten Mädchen und Frauen. Drunten im Waldthale läuft der flüchtige Rio und eilt der hurtigen Vandra nach, die sich zusammen dem Volturno in die Arme stürzen.

Jetzt ist Gelegenheit zu Grüßen! Die gehen in napoletanisches Gebiet, unter Capua's Mauern dahin. Bald liegt auch hinter uns das Samniterland, denn wer möchte jetzt noch rasten in Isernia, in Venafro oder

BAUERN AUS SORA POLENTA BEREITEND.

Teano; wer sich lagern vor der Schwelle des Hauses, nach dem er so lange sehnend über die Alpen gezogen, Flüsse gekreuzt, apenninisches Gebirgsland durchwandert oder den Staub alter Heerstraßen geathmet?

Zwar Isernia ladet vor Allen noch zu freundlichem Bleiben ein. Eine echt italienische Stadt ist dies alte Aesernia, und liegt dazu in herrlicher Landschaft. An seiner Seite mündet ein tiefes Thal, in welches sich wiederum aus den Bergen des Hintergrundes heraus unzählige kleine Seitenthäler öffnen. An der Thalseite steigt eine hohe Mauer auf, und über diese schauen in malerischer Mischung mittelalterliche Häuser, Villen und Paläste im italienischen Verandenstil. Dächer und Säulen und Fenster sind aber überhangen, umkleidet und durchkrochen von den Ranken des Weinstocks. Auch bilden seine Reben zierliche Lauben, unter denen buntgekleidete Frauengestalten stehen und spinnen oder in die Berge schauen. Rothblühende Oleander und junge Rosen grüßen den Wanderer — unter dem blauen Himmel fliegen Scharen weißer Tauben — — das ist so recht Italien, das Land des Friedens und der Freude.

Aber man sehe das Bild nur von außen an; flüchtig eile man vorüber, so bleibt es eine schöne Erinnerung. Die bittere Enttäuschung geht drinnen in der Stadt auf den Zehen und die Gasthofbetten sind nicht mit Illusion gefüllt. Der Schinken auch dieser Stadt ist vortrefflich, aber dafür herrscht auch sein Erzeuger ganz unbeschränkt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vor der Stadt mag man sich des Lebens wieder freuen, denn von allen Seiten quillt das silberne Gebirgswasser als Bach, als Fluß hervor. Da ist die Lorda, die hinter dem Monte Secco entspringt, da bewässert der Cavaliere die wohlangebaute Ebene von S. Vito, und zu Hülfe eilen ihnen viele muntere Quellen. So weit der Mensch nun das Wasser beherrscht, grünt es und blüht es unter dieser italischen Sonne wie nirgends, wo es aber wie in den nun folgenden Ebenen mit Macht sich von den baumlosen Bergen stürzt, mit todtem Geröll die Flächen bedeckend, die Felder verschüttend, da wächst die Distel, und auch des Frühlings freundlichste Sonne weckt nur unnützes Kraut zwischen den Steinen.

Die Stürzung aller Wälder ist Italiens Fluch geworden, und nicht blos Italiens, sondern Spaniens, Griechenlands, Palästina's und vieler andrer. Was die Väter verschuldet, büßen heute die Kinder bei jedem Gewitter.

Wie trauernd in ihrer frierenden Nacktheit steht die herrliche Gebirgswelt, mit Bedauern blicken wir nach den kleiderlosen Riesen, die Bergspitze an Bergspitze auftauchen aus dem wogenden Nebel. Da der Monte Secco, der Coll'Alto und dort der erhabene Monte Miletto, der als ragendes Haupt den gewaltigen Matese, diesen breitlagernden Bergstock, krönt. Sie alle blicken in die Thäler der Armuth, der sie nur Steine im Lenz und Schneewolken im Winter zusenden können.

Auch Venafro, das zur Kaiserzeit blühende, fette Venafrum, die Stadt des Oelbaums, was ist sie heute andres als ein Armenhaus. Welch Leben herrschte hier im Alterthum! Wie lockte der Fluren Oel, der Berge Wein die Großen Roms zu behaglichem Aufenthalte hierher; denn üppigere Fluren als hier wurden weitaus nicht gesehen. Horaz pries sie, und Cicero, Ovid, Juvenal, Martial, Plinius, Strabo — alle singen die Schönheit Venafrums. Vorbei! Die zahlreichen Tempel stürzten, die Bäder, es brachen die Wasserleitungen, die Mauern brachen — und eingeschüchtert drückt sich das moderne Venafro im Kleide des armen Abruzzenbauers in die Felsen. Ein Glöcklein wimmert von einem dünnen Thurme, es klingt wie die zitternde, weinerliche Stimme eines Greisen, der den herabgekommenen Enkeln von stolzen Königshallen, von Saiten und Gesang erzählt. —

Jetzt bleiben die Berge bald hinter uns, mehr und mehr senkt sich die Straße, und dort unten, wo der Staub aufgeht und in breiten Wolken dahinwirbelt, dort unten dehnt sich die flache Campagna, die das Meer begrenzt nach Westen, die gesegneten Rebenberge Neapels nach Süden. Bei Teano umgibt uns das flache Feld. Mit freudigem Gefühle stehen wir auf den Eisenschienen, auf welchen der Zug von Rom herangebraust kommt, der uns zwischen blühenden Feldern, wo Menschenfleiß und Sonne jahraus jahrein nicht müde werden zu locken und zu schaffen, der uns an freundlichen Städtchen, in deren Garten die Goldfrucht glüht, an Capua — Caserta — Maddaloni vorüber zum lachenden Gestade der Sirenen, zum blauen Meere, zur Stadt der Freude führt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Kennst du es wohl?“

„Die See geht hoch, die Sterne glänzen,
Neapels Golf liegt vor uns da
In Nacht, geschmückt mit allen Kränzen,
Hier Cap Misen, dort Ischia.

Wie Riesen trotzig, feste Thürme
Schaun von dem Ufer in das Meer,
Aus früher Zeit der Völkerstürme,
Des Zaubergürtels Schutz und Wehr.“

(L. Lingg.)

Es ist eine Frühlingsmondnacht. Leise rauschend gleitet der Dampfer durch die dunkle Fluth des Tyrrhenischen Meeres vom Norden kommend an den schweigenden Gestaden Latiums dahin. Nach Süden hin dämmern sanfte, lichtübergossene Höhenzüge. Von den wie eine Nachtwolke auf den Wogen liegenden Inseln blitzen die Leuchtfeuer, und tritt in ihren Schein dann und wann ein schwarzes, im Hauche der Nacht ziehendes Segel.

Die öde Küste da drüben, auf welcher der weiße Nebel in langen Streifen wallt, ist Cuma. Die kleine flache Insel, die sich mehr und mehr aus der Nachtfluth hebt und wie ein Traum auf dem Meere dahindämmert, heißt Procida. Dort brechen sich die Wellen, ihr weißer Schaum schimmert im Mondlicht, an dem steilgethürmten Cap Misen. Kleine Lichter blinken zur Linken, sie leuchten aus den Fischerhütten Baja's — wieder ein weißer, langer, einsamer Strand — wieder die Lichter einer Stadt auf einem Felsen: Pozzuoli — und, wie der Mond in die westlichen Berge sinkt, taucht sie auf aus den ruhenden Wassern, und Anker wirft das Schiff im Angesicht der wellengeborenen, der schönen griechischen Parthenope.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Neapel! jauchzt das Herz. Erfüllt ist der schöne Traum des Nordens, verklungen sind die alten Sehnsuchtslieder: „Dahin! Dahin!“ um in freudige Melodien der Erfüllung rosig erblühenden Lebensgenusses sich zu verwandeln. Ja, Herz, was da vor dir auf den Wellen liegt, ist die erträumte, ersehnte Neapolis, ist das Land der Lust, der Lieder, der Heiterkeit und Wonne, des Lorbeers und der Myrthe, ist das Land italischen Griechenthums. Blicke hin! Kennst du es wohl?

In rosige weiche Schleier verhüllt schlummert sie noch, die üppige Venus am blumendurchhauchten Strande, aber das Lächeln der Freude spielt auch im Schlafe um ihre Lippen und ihr Athem wehet über die schlummertrunkenen Wellen, die ihr die Füße netzen, als der Duft der Orangen und Limonen, die ihr üppiges Haar schmücken. Dort auf Posilippo's rebengegürteten Hügeln ruht ihr Haupt und das durchsichtige Schleiergewand fließt bis zu dem Fuße jenes feuergekrönten Berges, ihrem Opferaltar, an dem sie entschlummerte. Tausend große Sterne, schöner, als sie dem kalten Norden leuchten, gleiten über ihrem Haupte hinab, und beim ersten wonnigen Wehen des Morgens bewegen sich die Glieder im süßen Traum, öffnen sich blinzelnd in Lust und Erwartung die schwärmerischen Augen.

Hast du Ariadne gesehn, die schlafende Ariadne des Vatican? Sie zittert voll Bangen und Sehnsucht im Traum dem Götterkusse des Bacchus entgegen. Gelöst ist die Gewandesspange und der blühende, wollustathmende Busen hebt und senkt sich, athmet sehnend in den erwachenden Tag hinein, dem Gotte entgegen. Auch sie mag man der schlummernden Sirenenstadt vergleichen. Und der Gott kommt.

Hinter dem Feuerberge hebt sich ein lichter Schein — ein purpurner Streif dehnt sich langsam über das Meer hin, daß es rosig erglänzt. Die Berge Sorrento's färben sich — die Küste Portici's und Resina's tritt aus dem Nebel. Da trifft der erste goldene Pfeil mitten in die Rosengebüsche zu Häupten der Schläferin und, von Rosen überschüttet, erwacht sie und strahlt mit großen Augen in das Licht hinein. Ein weicher, wonniger Wind weht über die wallenden Wellen und löst die letzten luftigen Schleier und da steht sie in ihrer vollen Schöne, und Bacchus, der freudige Gott, kränzt ihr mit frischen Reben die goldnen Locken. Vom Vesuv steigt des Opferrauchs zierliche Säule auf zum Olymp.

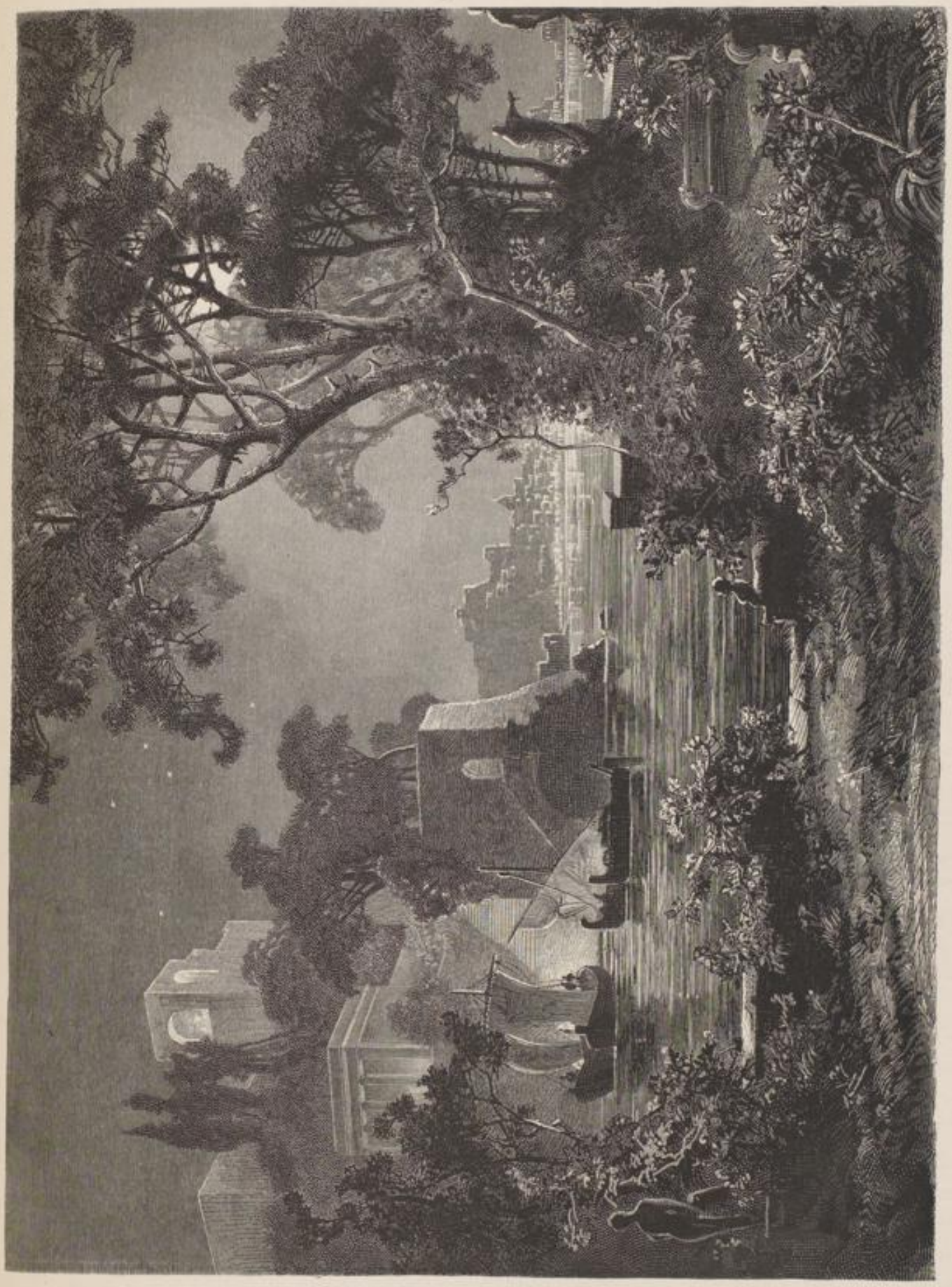
„Und Eos streuet Rosen lächelnd
Auf Inseln, Vorgebirg und Schlucht,
Und ihr entgegen eilet fächelnd
Ein Zephir über Bajä's Bucht.“ (L. Lingg.)

So erwacht Neapel und Jubel und lauter Stimmen frohes Getön hallt herüber von dem menschenwimmelnden Strande, auf dem jetzt des Tages mächtige Sonne lebenspendend in Fülle ruht. Fischer und Schiffer lösen die Kähne und Barken vom Strande und ringen mit kräftigem Ruderschlage der höher schwellenden Fluth entgegen. In buntem Gewimmel gleiten die flinken Kähne zwischen den dunkeln Schiffen und Dampfern dahin, von deren Segeln und Masten noch der Thau der Nacht tropft. Ringsum munteres Geplätscher, Geschrei und rauher Zuruf der Seeleute. Von der Stadt herüber schallt ein dumpfes Donnern, der Völkerwoge wildes Hasten und Drängen. Ein Schrei, Ein Ruf wird verschlungen von dem Meere der Töne; ein einzelner Mensch geht unter in der Brandung der Massen — läßt sich treiben auf den Wellen; hierhin und dorthin getragen, bald auf die lachenden Höhen, bald in die dunklen Tiefen. —

Blühten in Rom die Rosen auf Gräbern — hier blühen sie auf dionysischem Boden, der die Rebe erzeugt und neben der Rebe die goldenen Früchte. Und immer blühen sie, neben der schnellwelkenden erschließt sich alsbald die junge Knospe. Und immer glühen die hesperischen Früchte, denn fällt die eine in schwellender Reife zu Boden, gleich färbt sich die Nachbarin und neben dieser steht wieder die hoffnungverheißende Knospe. Die welken Kränze, die die gestrige Nacht vom Haupt dir nahm, ersetzt dir der junge Tag mit frischen, schöneren. Auch auf den Blättern der Todtenfelder ruht nicht die trübe Asche der Urnen, darauf gestäubt vom grauen Flügel der Vergangenheit, nein, ruht der Goldstaub des heutigen Tages, in welchen das Gestern, sei's trüb, sei's heiter gewesen, nimmer hineinrankt.

„Gegenwärtiges freuet mich nur, dem Glücklichen lächelt
Nur der gold'ne Moment, lächelt die Wirklichkeit nur.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



SOMMERNACHT AM POSILIPP.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

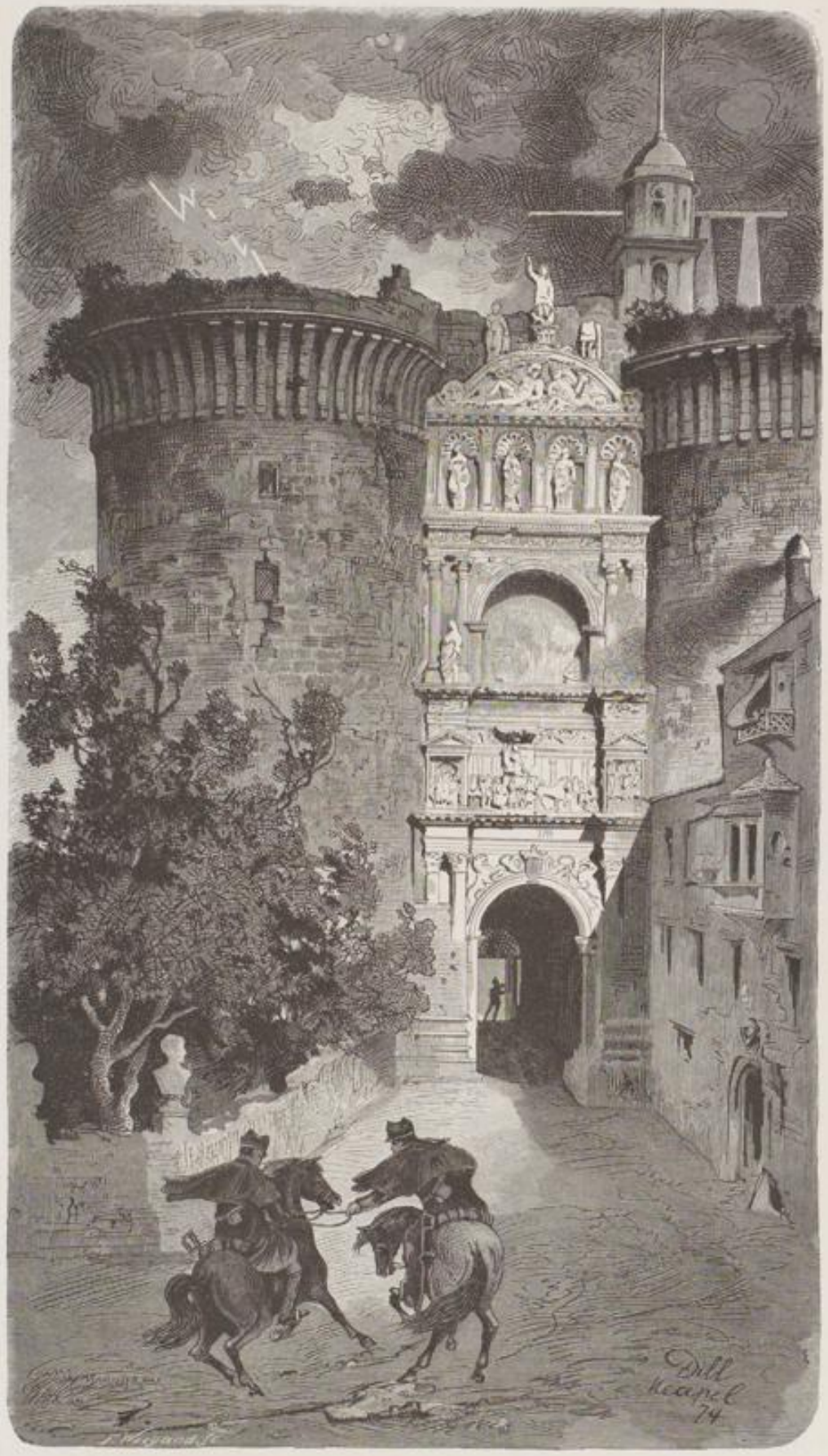
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weinte ich gestern? Quälte gestern mein Herz die bittere Sorge? Rang ich vergebens nach Kränzen des Ruhms? Ich öffne die Augen am Morgen — verrauscht ist der gestrige Tag, verweht der gestern mich umflatternde Gedanke — die Freude, der Glaube an das schöne Leben stehen an meinem Lager und küssen mir Stirn und Wangen und zeigen mit deutendem Finger auf die Hügel und über das Meer. Das Meer! Wie ein prächtiger Silbergürtel legt es sich um den blühenden Leib der zauberischen Sirene, ihre Reize zusammenfassend wie zu einem Blumenstrauß. Als Perlen darin erscheinen, als Diamanten, die lachenden Städte ringsum vom dunkelgrünen Sorrentovorgebirge bis zu Castellamare's lieblichen Höhen, von diesen über die glänzenden Torri nach dem freundlichen Portici, und die Orte auf den vesuvianischen Höhen und auf dem Vomero, und auf dem Posilippo — ach, wohin das Auge wenden? wie Alles aufnehmen in dem kleinen zuckenden Menschenherzen, das nicht weiß, wo es die Herrlichkeit bergen soll? Wo anfangen? Bei Caprea's zackigem Eiland, an Minerva's ragendem Cap? Oder willst du hinüber eilen zu den Griechentempeln des fernen Pästum? Durchstreifen die herkulische Stadt und das alte Stabiä? Der Sibylle Orakel in cumanischem Tempel belauschen? Dort locken die Schrecken des Vesuvs und da unter Reben am Grabe Virgils die sanfte Erinnerung. Hier stampft freudiges Volk, von wilder bachischer Musik verlockt, den Boden des schattigen Gartens — drüben tummeln sich Barken im hellsten Sonnenschein auf blauendem Meere. Und du, Menschenkind, stehst mitten drin und fragst dich verwundert: darfst auch du dich freuen? Ja, freue auch du dich! Stehe nicht, ein thörichter, stummer Knabe, bei Seite. Die gute Mutter, die reiche, große Mutter nimmt dich liebend bei der Hand und mit sanfter Gewalt führt sie dich in der Freuden goldenen Kreis. Und du im Norden:

MAEDCHEN AUS DEN SALERNITANISCHEN BERGEN.

„Gönn' ihm, nordischer Freund, die beneideten Freuden, und schelte
Keinen um flüchtigen Rausch, keinen um menschliches Glück!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



TRIUMPHBOGEN KOENIG ALFONSO'S I. IN NEAPEL.

Als Gregorovius in einem Weingarten über der Stadt stand und das Meer und die Inseln darin ausgebreitet lagen wie ein seliger Traum: Capri, Nisita, Procida und Ischia — und sein Herz von dem Zauber der Schönheit hingerissen war, gesellte sich zu ihm ein gemeiner Schweizersoldat und sagte plötzlich, auf das Paradies da unten weisend, in wehmüthigem Tone: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig!“ Ja, traurig stimmt uns zuletzt die Fülle der Schönheit, und ist es besonders der Nordländer, dessen tiefere, gemüthvolle Anschauung eine rechte Freude nicht aufkommen läßt. Schon mit einem Seufzer der Wehmuth leitet er gewöhnlich die Rufe seiner Bewundkrung ein: Ach! wie so herrlich, wie so unendlich schön! Erfaßt uns in solchen Momenten der Schmerz über des Daseins kurze Dauer mehr als sonst? Drängt sich in ihnen der Gedanke zusammen, daß sich die ganze Herrlichkeit auf der Asche unzähliger Geschlechter, die vordem waren, aufgebaut, daß sie alles Streben nachfolgender mit demselben Lächeln, mit dem sie uns heute lächelt, überdauern werde? Oder kommt uns zum Bewußtsein, daß solcher Welt- und Naturgröße gegenüber der Gott in unserem Busen nicht gewachsen ist? daß ihm das: „Verweile, du bist so schön!“ nie gelingen kann? Da müht sich das schwache Herz ab, die Schönheit zu halten, sie sich zum Eigenthume zu machen, sie sein zu nennen, wie es ein geliebtes Wesen sein nennt. Da breitet man liebend die Arme aus — und ewig unbefriedigt fallen sie wieder herab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann kommt der Maler, der Dichter — beide streben in Begeisterung und treuem Fleiße, das große Bild dauernd zu fesseln; es, wie es in ihre Seelen gestrahlt, auch groß und ganz wieder auszustrahlen. — — Was aber bleibt? Dieser Schönheit geht es wie der Blume unter den Händen des Botanikers, wie dem sonnengaukelnden Falter im Netze des sammelnden Knaben: der thauige Schmelz welkt dahin, der bunte Farbenstaub ist verwischt, und trockene Leichen werden aufbewahrt.

Von dem goldenen Zauber eines innigen, warmen, duftvollen Maiabends in Neapel, von der Veilchenfarbe der ferndämmernden Inseln und Vorgebirge im Golfe, bis zur Tinte in der Feder, bis zur Druckerschwärze ist ein weiter, öder Weg, und bleich und arm liegen die Bilder in diesem Herbarium, trockene Gedankenleichen.

Neapel ist schön als Gesammtbild. Wie die volle Rose will es betrachtet sein, von der wir, einzeln Blatt um Blatt ausgezupft und betrachtet, auch keinen Begriff bekommen können. Wie die Rose nur Rose ist durch Farbe, Form und Duft, diese schöne Dreiheit, so ist Neapel nur Neapel in dem Zusammenwirken von Land, Stadt und Meer. In dieser Dreiheit besteht es, in ihr will es erfaßt sein, um genossen zu werden.

Das Land zieht sich in steter, manchfaltiger Abwechslung von Berg und Thal, Fels und Schlucht, von Ebene und Höhenzug, aber jede Form in die andre hinein sanft vermittelt, vom Strande in das Innere, vom Innern wieder zum Strande zurück. Sanft sind auch die Linien, in denen es den Horizont begrenzt, sanft und wohlthuend. Jede schroffe, beleidigende Ecke ist abgeschliffen, eine Meisterhand modellirte hier. Denn gewiß nicht in wildem Würfeln titanischer Kräfte entstand dieses Land, sondern in freundlichem Zusammenwirken befreundeter Mächte. Und diese walten noch heute über dem gesegneten und hüten es noch heute in treuer Liebe vor schroffen Gegensätzen. Die Sonne aber, der milde Himmel putzten ihr Lieblingskind, die campanische Flur, zur schönsten Braut heraus, sie zogen ihr das Rebengewand an. Wie ein großes Netz webt sich die Weinpflanzung vom Thal zum Berg, aus dem Innern zum Strande hinab. Wo irgend eine Stütze, ein Baum, ein Strauch sich zeigt, den erobert die weinspendende Ranke in heiterer Lust. Und an diesen Ranken wachsen die köstlichen Trauben, aus diesen fließt der göttererfreuende Saft, der napoletanischem Lande die besondre Weihe gibt, der es überhaucht mit jenem Frohsinn, mit jener glücklichen Selbstvergessenheit, die dem Lande des Hopfens und der Gerste ganz fremd bleiben. Welcher Boden aber eignete sich besser zur Zucht des Weinstocks, als der, wo unterirdische Mächte, vulkanische Gewalten, im Verein mit einer potenzirten Sonne auf einem aschegedüngten Erdreich eine Gluth erzeugen, welche zu hoher Reife die schwellende Beere durchkocht, und die ihre begeisternden Funken zurückläßt in dem Purpurwein, an dem sich die Seele entzündet!

FISCHER AUS GAETA.

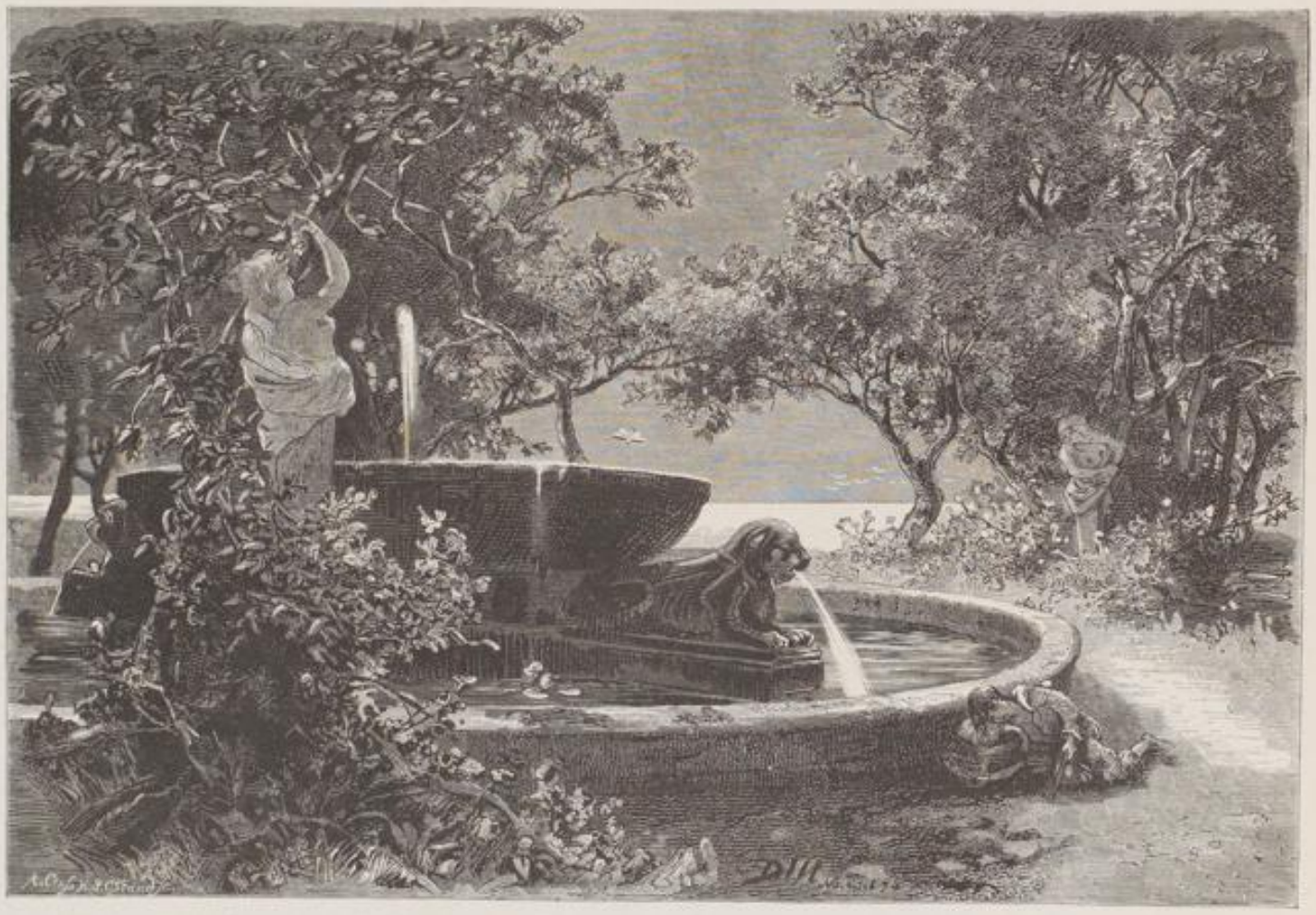
Durch die Reben drängt sich mit tausend weißen Sternblüthen im Sommer, im Winter mit leuchtenden Früchten bedeckt, der Orangen- und Citronenbaum, zu allen Zeiten vom lieblichsten Dufte umflossen; drängt sich der stolze, dunkellaubige Baum Apolls, des Künstlers, des Helden geliebter Lorbeerbaum. Auf den Mauern, auf weißen Terrassen der Häuser blühen die Rosen auch um Weihnacht, und auch die großen, blauen Veilchen findet man zu dieser Zeit unter immergrünem Gebüsch. Ueber die Gartenmauer ragt die glanzblättrige Magnolie, in deren Zweigen sich die großblumige Nymphaea niedergelassen zu haben scheint. Welch herrlichen Gegensatz zu ihrem Weiß, zu dem kräftigen Grün aller Blätter bildet des schlanken Oleanders Blume, die zu Tausenden wie rothe Flammen der Leidenschaft flackert und leuchtet. Aber auch hier die Alles ausgleichende, verbindende Liebe: kein Baum, kein Strauch steht allein, keiner sondert seine Formen, es sei denn Pinie und Cypresse, hart von dem andern ab, denn das Reich der Schlingpflanzen sendet seine heitere Sippe vermittelnd, verbindend, kettend und einigend in lustigem Gewebe von einem zum andern.

Das ist das Leben der Gärten, der Weinberge dieses Landes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Außerhalb der Mauern aber, wo keines Menschen Hand hindernd oder fördernd eingreift, auf den starren Felsen, die des Sommers Sonne mit Allgewalt durchglüht, auf den Ruinen der Vorzeit, am Strande neben des einsamen Fischers Hütte wächst es toll und wild aus dem Boden und ergeht sich in bizarren Formen. Da hält die Wache der silbergraue Cactus, die indische Feige, deren stachelbesetzte handgroße Blätter sich im Hochsommer mit des Volkes Lieblingsfrucht füllen, da thront wie eines Seekönigs stolzer Waffen- und Bannerträger der kühne Stamm der Agave; da weht und flüstert im Meerwind das hohe, biegsame Schilf. Auch die schirmgeformte Pinie finden wir dort, den wilden Oelbaum, die immergrüne Eiche, den Erdbeerbaum und die bienendurchsummte blühende Myrthe und Erica; während dem kräuterreichen Boden schon im zweiten Wintermonat die Anemonen, die Crocus und zahlreiche Liliengewächse entsprießen.

Wer durch dieser Pflanzen großes Reich wandelt, fühlt sich ohne Unterlaß umweht von Wolken gewürzigen



BRUNNEN IN DER VILLA REALE IN NEAPEL.

Duftes, der von Blättern und Blüthen aufsteigt. Und nie schwindet dies Reich, mag es auch noch so oft in seinen Erscheinungen wechseln. Für kurze Zeit vielleicht stockt sein Leben, aber nicht im Winter, sondern unter der Sommermitte erdspaltender Gluth. Es stockt nur; denn kaum sendet die erste Herbstwolke den ersehnten Regenschauer, so beginnt auf's Neue das frische Keimen und Leben, und wenn in nordischer Heimath der frühe Schnee gefallen, schießt hier das junge Grün aus nur erfrischtem Boden.

Das ist das Land, das nicht schroff und hart von dem Meere begränzt wird, sondern das ruhig wie zum wonnigen Bade zu seinen Fluthen hinabsteigt. Wie an einem grünen Bande hängen die im Duft verschwimmenden Vorgebirge noch mit dem Mutterlande zusammen und die freieren Inseln drängen sich auch noch wie badende Kinder an dieses heran.

Und dieses Meer! Des herrlichsten Himmels freundlicher Spiegel, strahlt es fast immer von dessen Schönheit wieder. Heute im tiefsten Blau, morgen smaragdgrün, dann wie glänzendes Silber, wie Purpur zur

Zeit der sommerlichen Sonnenuntergänge; schwarz, wenn die Gewitter über die Berge steigen — aber immer prächtig, immer groß und erhaben, und geisterhebend oder einschmeichelnd und still beglückend! In schönen, weitgeschweiften Bogen ergießt es sich in das Land, und Neapels, Bajä's, Salerno's Golf erscheinen in dieser Zeichnung wie Arenen Neptuns.

Der Anblick des Meeres, dieses Meeres, gibt der Seele Heiterkeit und Ruhe. Immer kehrt sie, bewußt oder unbewußt, zu der strahlenden Fläche zurück, die nichts Unheimliches, kein schreckenvolles Geheimniß in sich birgt, die Blicke und Sterne so heiter lächelnd, wie sie hineinschauen, wieder zurückgibt. Was dies Meer ist, das fühlt der, der seinen Anblick lange meiden mußte. Die Seele bleibt ihm unruhig, sehnsuchtskrank, bis sie wieder zu ihm zurückkehren darf. Das fühlt selbst der arme Fischer, der auf sandiger Haide, auf binnenländischen Höhen, in meerfernen Thälern sterben würde, wie die Möve im Käfig.

An diesem Meere, auf dieses Land hat sich ein sorglos glückliches Volk seine Stadt gebaut;

GOLF NEAPELS VON CAMALDOLI AUS.

eine Stadt, dem kindlichsten Geiste entwachsen. Dieses Volk wollte nichts als ein Dach, eine Herberge der Nacht, eine Zuflucht im Regen, und bauete denn in leichtem Bemühen seine schmucklosen Häuser, deren Ordnung dem Zufall, deren Schmuck der Sonne, dem Himmel, dem Meere und vor Allem der Alles umkleidenden Vegetation überlassend.

Wer hätte in dieser Stadt für die Ewigkeit bauen sollen, hier, wo man sich nur für die Gaben des heutigen Tages begeisterte. Wer hat hier je an einen Bestand der Dinge geglaubt, auf die Stimmen der Zukunft gelauscht, wer je für die Spätergeborenen gedacht und gesorgt. Wir leben für heute und bauen höchstens für morgen. So war es hier bereits, als noch die griechische Sprache am Golfe erklang, so blieb es, als man lateinisch, sarazenisch, normännisch, deutsch, spanisch und französisch redete, so wird es bleiben; ein Aufschwung nach dieser Seite, daß man himmelstürmende Dome in dieser Stadt errichtete, wird nie stattfinden. So darf der Blick haltlos über die flachen Dächer dahingleiten, und nur auf den drei grauen Castellen darf er ruhen. Diese nur zeichnen sich durch Größe und Festigkeit aus, weil in ihnen einst die Gewalt wohnte und sicher schlafen wollte.

Aber auch sie sind nur wenige Jahrhunderte alt, und vergebens suchen wir nach bedeutenden Resten aus griechischer Zeit. Das fiel Alles dahin!

Nur die Sonne leuchtet in ewiger Jugend über der Stadt der Gegenwart, nur der Mond ist derselbe

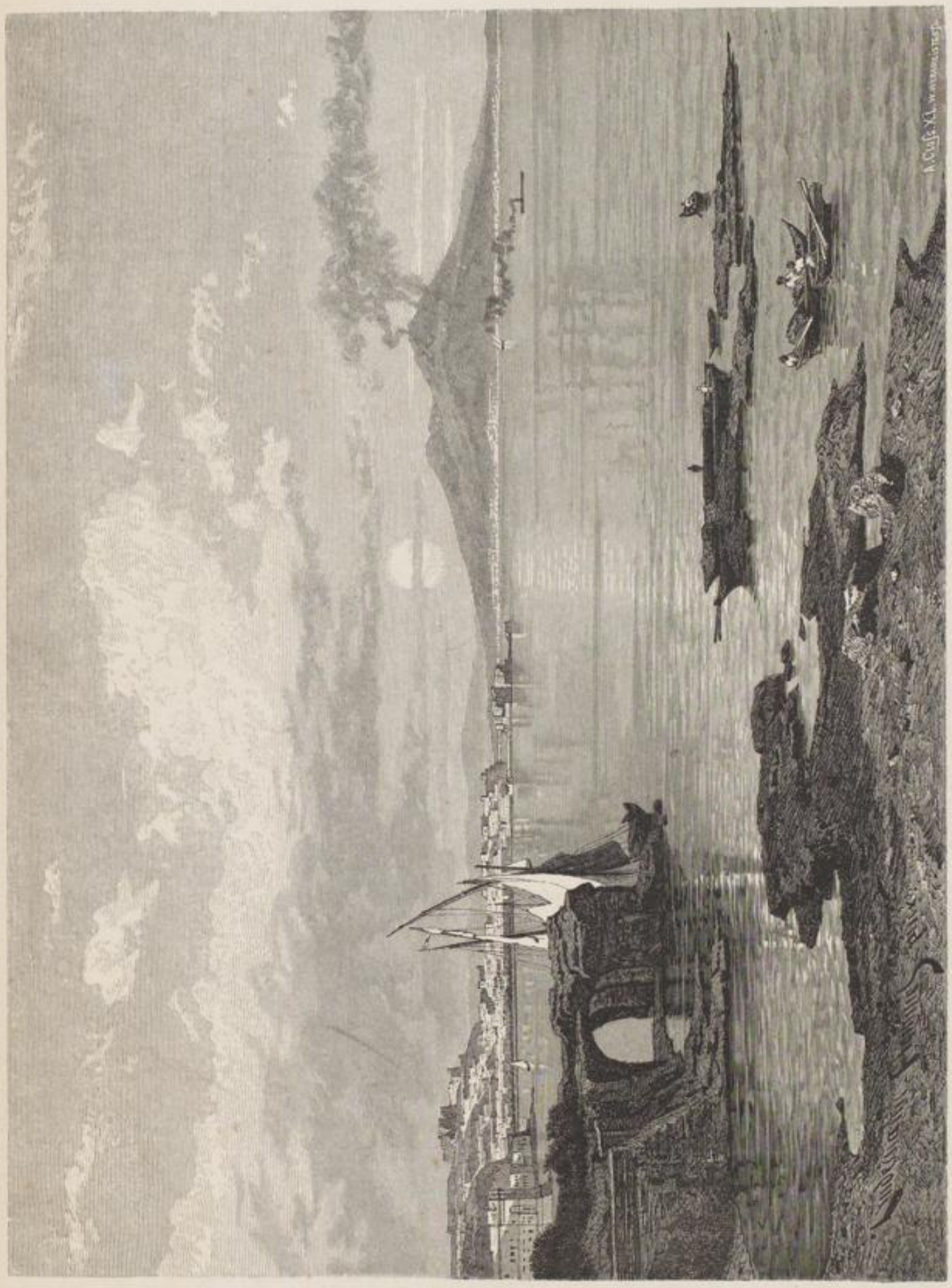
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

NAPOLETANISCHES FISCHERMAEDCHEN.

geblieben, heute eine moderne Stadt mit seinem Verklärungslichte übergießend, wie er damals griechische Tempel verklärte. Die Narben, die die Geschichte dem schönen Strande schlug, verdeckt der Rosen lieblicher Kranz; wo Seufzer schallten, tönen freudige Lieder; auf der Asche der Todten wächst der immergrüne Lorbeer, wie auf des Vesuvs düstern Lavafeldern der Freudenbringer der Lebendigen wächst. Die Sorge hat hier keine bleibende Stätte.

„Wenn in Rom das Schicksal dir nur und die Parze begegnet,
Mahnt dich der Schmetterling hier nur an das Glück des Moments."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



NEAPEL UND DER VESUV VOM POSILIPPO AUS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alte und neue Campanier.

„Auferstehʼ, o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
Kalt wegwiese von Thüre zu Thür; o so fändst du hier
Ein halbgriechisches Volk und ein griechisches Firmament.“

(Platen.)

Die eisengegürtete antike Geschichte der Welt wohnt zwischen den Ruinen der sieben Hügel; unter den blühenden Bäumen Parthenopea's wandelt die Mythe. Lange bevor die Geschichte in Marmor schrieb, dichtete an diesen Küsten die holde Griechensage, und eine Tochter dieser griechisch-schönen Phantasien ist die liebliche Götterjungfrau Parthenope, die auf Schiffen, von einer Taube Apollo's geleitet, fernher kam von hellenischen Inseln, die jungfräuliche Stadt zu gründen.

So fanden spätere Westlandfahrer das griechische Märchen wandeln durch die blühenden Gefilde, an den myrthenumbuschten Ufern der stillen Landseen, und ersahen, daß es lieblich zu wohnen sei in diesem Lande. Das Volk der Heimath lauschte dann den Zurückgekehrten; neue Schiffe bemannten sich und fuhren nach den italischen Küsten. Es kamen die Jonier von Naxos, von Euböa die Chalkidier; von allen Inseln kamen sie: die Achäer, die Lokrer, Korinther, Rhodier — und am sanften Strande, den blauen Inseln gegenüber, gründeten sie die starke Kyme, die Mutterstadt griechischen Wesens in diesem Lande.

Von Kyme zog sich das meerliebende Griechenvolk den Strand entlang, der Sonne entgegen, bis an den Golf, an dessen Küste die schöne Parthenope lag. Palaiopolis nannten sie die Urstadt, die neue, von ihnen gebaute, Neapolis. Eine Mauer schied die beiden Städte; verbunden jedoch waren sie durch Ein Gesetz, durch Einen Götterglauben, und das Grab der Götterjungfrau war beiden heilig.

Im Uebrigen zerfielen beide Städte in Genossenschaften, gebildet von den Angehörigen der verschiedenen Völkerschaften, die hier zu wohnen gekommen waren. Fratrien nannte man diese Verbindungen, und ihren Namen erhielten sie von den von ihnen bevorzugten, oder ihren ureignen Gottheiten. So gab es die Fratrie der Artemisier, der Kermalenser, der Hebonioter, der Aristäer u. a. An der Spitze jeder Genossenschaft stand ein Demarch, die Verwaltung aller führten die vom Volke gewählten Archonten. Die Staatsverfassung war republikanisch.

Nicht mit dem Schwerte in der Hand waren die Griechen an diesen Strand getreten, sondern mit der sanften Leuchte hellenischer Bildung und Sitte, und diese Leuchte erhellte lange Jahrhunderte die wachsende Stadt am Golfe.

Aber die Tiberstadt wuchs schneller, und stärker als griechische Bildung war römische Macht. Ihr Arm unterjochte nach und nach die Völker bis zum äußersten Süden der Halbinsel, wo die trotzigen und langtrotzenden Bruttier, Salantiner, die Japygier und Apuler wohnten.

Die hartbedrängten Samniter warfen sich 327 v. Chr. in die Stadt Neapolis, aber schon 290 war kein Halt mehr, es war das große Siegesjahr der Römer, und 272 war die reiche Magna Graecia eine Vasallin der römischen Republik.

Neapolis wurde eine bundesverwandte Stadt. Es schickte Rom seinen Tribut und behielt seine alten Gesetze, seine Sitten, seine Sprache. Treu hielt es zu Rom, sich bewährend in mancherlei Anfechtungen, und so war die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrschaft Roms eine milde; ja es behandelte die Stadt wie ein Lieblingskind. Auch die Kaiser wurden der in Neapel noch immer waltenden griechischen Heiterkeit und Schöne froh. Gern weilten sie an diesem Strande, mit einem ganz dem Leben sich hingebenden Volke frohe Feste zu feiern, die ihnen zu Ehren veranstaltet wurden. Wie gern kam der hellenischem Wesen den Vorzug gebende Augustus! Aber auch Tiberius liebte diesen Himmel, und Neapel gegenüber, auf seiner welteinsamen Insel, lebte er lange Jahre. Es kamen Caligula, Claudius, Nero, Marc Aurel — allen wurde noch in den prächtigen Tempeln der Ceres, der Diana, des Castor und Pollux in griechischer Weise geopfert, und die Freude grüßte sie auf allen Wegen. Auch Constantin, dem neuen Glauben an den Gekreuzigten zuneigend, kniete noch an den, alten Göttern geweihten Altären. Das Christenthum, die Religion der Entsagung, fand zunächst wenig Anhänger in der Stadt des schönen Lebensgenusses. „Jugend und Natur" waren dem Himmel noch nicht unterthan, sie beherrschten ihn, es war die schöne Zeit:

„Als noch Venus heitrer Tempel stand."

Auch das Grab der Parthenope stand noch und edle Frauen der Stadt feierten allhier noch jährlich Eleusinische Feste. Als aber die Nichte Constantins, die dem leidenden Heiland dienende Patrizia, dieses Heiligthum besuchte, machte sie mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes auf den Marmor und sprach: Haec requies mea! So erzählt die fromme Sage.

Sie reiste ab, aber der Sturm warf ihr Schiff an die Felsen der alten Gärten Luculls, dort, wo heute das Ei-Castell steht und ein Brunnen ihren Namen noch immer führt, und sterbend befahl sie ihren Dienern, ihren Körper dort zu bestatten, wo der Todtenkarren von selbst stillstehen werde. Zwei weiße Stiere führten, die ganze Stadt umwandelnd, die Todte zum Grabe Parthenopens, und hier ward ihr die letzte Stätte bereitet. Eine ihrem Namen geweihete Kirche erhob sich über den verwitterten Steinen des Alterthums, und ihre Frauen kamen zu wohnen an diesem Orte und sich zu weihen dem Dienste dessen, den ihre Gebieterin glaubte. So wanderten denn endlich die heiteren Götter auch aus Neapel in's Exil, die Tempel fielen, oder wurden zu christlichen Kirchen umgebaut, und nicht einmal ihre Stätten kennet man mehr.

„E copre
Tutte cose l'oblio nella sua notte!" (Foscolo.)
Alles
Deckt jetzt Vergessenheit mit ihrer Nacht! —

Wo ist Diana's, wo der Tempel Mercurs? Wo jetzt die stattliche S. Maria Maggiore steht, da, geht die Kunde, haben sie gestanden; da dient noch ein Capitäl, ein einzig übriggebliebenes, als Weihwasserbecken. Den Tempel des Castor und Pollux verdrängte die Kirche S. Paolo Maggiore, und nur zwei einsame, düstere Säulen, antike Kanephoren des Gebälkes eines christlichen Olymps, stehen noch aufrecht vor dem Portale, vor dem sich modernes Volk drängt.

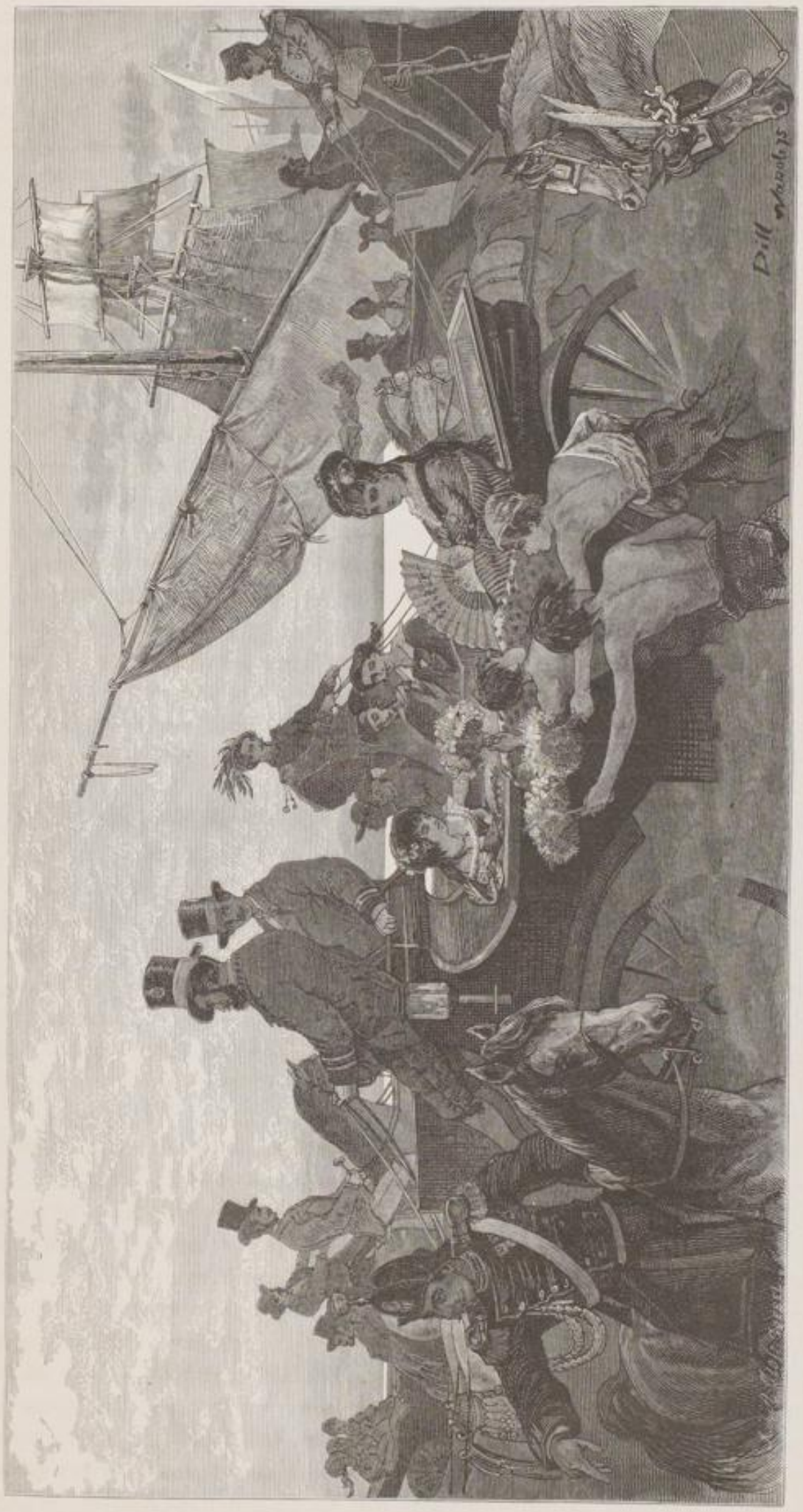
Auch der herrliche, eines Phidias würdige, broncene Pferdekopf, der einst dem Wahrzeichen der Stadt angehörte, stammt aus jener schönheitsreichen Zeit.

Sonst sind nur Namen geblieben, und wenn wir heute einige schmutzige Sträßchen Altneapels mit dem Namen „Vico del Sole" und „della Luna" bezeichnet finden, so mögen diese wohl aus dem Alterthum herüberklingen. Deutlicher haftet dieser Klang an dem rebenumrankten Höhenzuge des Posilippo, dem reizenden Wege Platamion, vom Volke Chiatamone genannt, und an dem Namen der Stadt selbst.

Die Mehrzahl der Straßen- und sonstigen Ortsnamen der Stadt weist auf die Zeit der spanischen oder französischen Fremdherrschaft; der Name Toledo wird der Hauptstraße wohl ewig bleiben. Der Adel Neapels in seiner Fest- und Prachtliebe war an die jeweiligen Herrscher gewiesen. Er lebte sich so sehr in das Fremdwesen ein, daß ihm nicht Eine ursprüngliche Ader geblieben ist. Von Griechenthum keine Spur mehr.

Dieses bewahrte das Volk; und trotz der tausendfältigen Wandlungen, trotz der Alles auf's Haupt stürzenden Völkerstürme — — „das griechische Firmament" blieb, es blieb das „halbgriechische Volk".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



CORSO IN NEAPEL.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

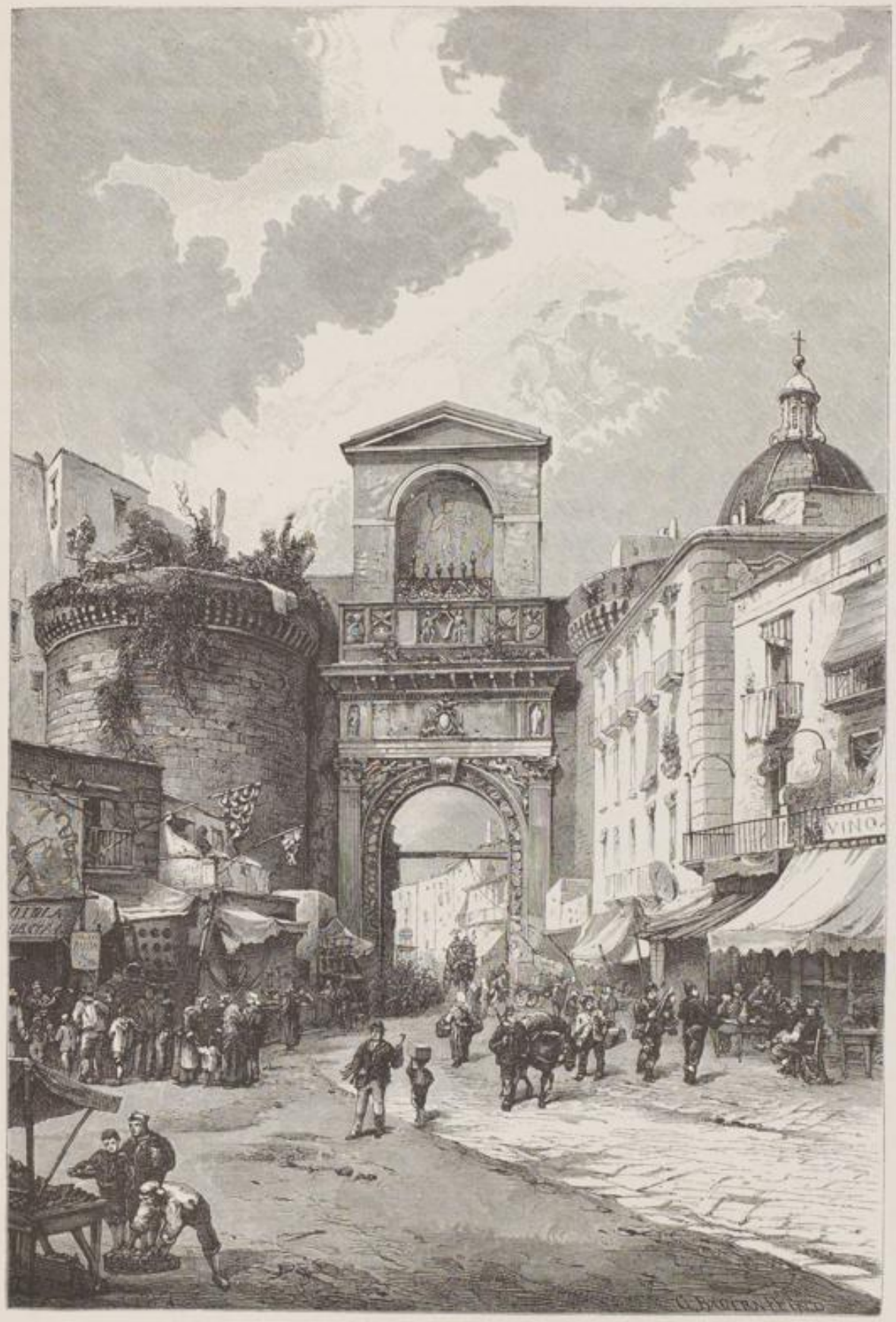
Willst Du, so hat es sich sogar die Verbindungen der antiken Fratrien bewahrt, denn noch immer hat jedes Quartier der Stadt seine eigenthümlichen, streng zusammenhaltenden Brüderschaften: Confraternità. In dem Dialecte der Landschaft klingen noch eine Menge griechischer Wörter, corrumpirt, ja wohl, dem Forscher aber leicht kenntlich. Mehr der Reste findest Du jedoch in den Sitten, in den Gebräuchen, im Aberglauben des Volkes. Noch immer trägt man das neugeborene Kind um das heiligende Feuer; genau wie die Griechen es thaten, wickelt man es in feste Binden. Noch immer wird der Geburtsgöttin ein Opfer gebracht durch Verbrennung des Nabels des Neugeborenen auf einem Teller mit Mehl. Das singt noch wie damals die Kinder in Schlaf mit eintönigen langen Ninna-Nanna-Liedern und kräftigem Schaukeln. Auch die Ammen haben noch dieselbe Bedeutung, wie auch die Pädagogen, welche die Knaben zur Schule begleiten.

Spielen die Kinder, so spielen sie noch wie vor zwei-, dreitausend Jahren das Fünfsteinspiel der Griechen. Das kannst Du zuerst auf einem alten pompejanischen Gemälde des Museums an den Kindern der Medea, und dann an jeder Straßenecke an den Kindern des Lazzarone sehen. Sie werfen fünf Steinchen oder Scherben gleichzeitig in die Höhe und fangen sie mit der äußeren Handfläche auf. Andre antike Bilder zeigen Dir ein Spiel, das noch heute als Mora oder Tocco so gern gespielt wird. Von den Griechen, den hohen Meistern mimischer Tänze, lernte der Napoletaner seine ausdrucksvolle Tarantella und die Instrumente, die dabei, wie bei den frohen Octoberfesten erklingen, sind griechischen Ursprungs: die aus Schilfrohr gebildete Syrinx, aus Lorbeerholz gefertigte Aulos und Querflöte, die Castagnetten, das rasselnde Tympanon und sogar eine Art Sistron, den Kindern unter dem Namen Tricca ballacca gar wohl bekannt. Mit diesen Instrumenten, und behängt mit allerhand Amuleten, unter denen auch der hochheilige Phallus nimmer fehlen darf, besucht das Volk seine Madonnen dell' Arco und des Monte Vergine, wie es in hellenischen Zeiten seine orgiastischen Feste des Dionysos und der Cybele beging. Mit ihnen macht es einen Höllenlärm unter Absingen von alten Schelmenliedern vor den Häusern der Alten, die sich etwa einfallen ließen, im Winter ihres Lebens noch einmal zu freien. Das thaten die Griechen auch.

Auch die antiken Rhapsoden spielen noch mit hoher Würde, angestaunt vom gern lauschenden Volke, ihre Rolle am Molo oder entlang dem Strande, wo die eigenartigen Fischer wohnen. Sie heißen Canta-Storie, führen wie ihre hellenischen Vorfahren noch immer den ihnen eigenen Stab, und wie jene die Gesänge Homer's lebendig erhielten, so sorgen diese für Verbreitung der Dichtungen Ariost's und Tasso's, welche anzuhören das Volk, dem Liede hold, nie müde wird. Auch die große Theater- und Festeslust ist ihm geblieben, wie die Lust am schallenden Gesange.

Ein innerliches, ein Gemüthsleben, wie es germanische Völkerschaften kennen, geht dem Napolitaner gänzlich ab. Alles, was außer ihm liegt, interessirt ihn, und dieses Interesse ist bei dem letzten Volke eine unbezähmbare Neugier geworden. Es zanken sich Zwei beim Handel, es streiten zwei spielende Kinder, ein ausgesetztes Kätzchen sitzt am Wege, ein Kanarienvogel ist entflohen — sofort bildet sich ein bis auf Hunderte anwachsender Kreis von Neugierigen um den unbedeutenden Gegenstand, über den mit großem Eifer und lauter Stimme das Möglichste verhandelt wird. Ebenso werden bunte Lichtchen, schöne Gesichter, reiche Kleider der Vornehmen angestarrt und angestaunt. Die in der Kehle schlummernde Stimme muß heraus, muß mit aller Kraft heraus, und wer dazu beim Verkauf seiner Kleinigkeiten keine Gelegenheit hat, der schreit und tobt in die blaue Luft hinein. Der Gesang dauert vom Morgen bis in die späteste Nacht hinein. Die Sorge für den andern Tag kümmert Niemand, Niemand wird bewegt durch die welterschütternden Fragen der Zeit — göttlicher Leichtsinn beherrscht die Geister. Und dieser Leichtsinn geht so weit, daß man für eine frohe Stunde, für eine Festes- oder Tafelfreude gern seine nöthige Habe verkauft und wäre es das geliebte Bett. Dieser Leichtsinn erreicht seinen Höhepunkt in dem Geschlechte der Lazzaroni, der Razza Lazzarona.

Der ächte Lazzarone ist durch die Schule Diogenes', durch die Philosophenschule der Cyniker gelaufen und hat aus ihr nichts gerettet als seinen Korb, mit dem er verdient, in dem er wohnt und schläft, wie nur sein großes Vorbild in übermäßig berühmter Tonne. Seine Kleidung ist ein nie zu wechselndes Hemd, ist eine kurze Hose, die ein Ledergurt zusammenfaßt, und eine wollene, vor Jahren rothe Mütze. Sein Schmuck sind die verschiedenen Amulete und Medaillen mit dem Bilde der Allerheiligsten Madonna del Carmine und des eben so heiligen S. Gennaro. Er lebt von Brod und Wein, von Luft und Sonnenschein, so genügsam wie eine Cicade, die des Thaues ein wenig trinkt. Er lacht der menschlichen Gesellschaft, an welche ihn weder Bande des Blutes, noch der Sitte knüpfen, für die er kein Verständniß und keinen Neid hat, deren Sorgen er nimmer theilt. Die Welt ist für ihn da, er fühlt



PORTA CAPUANA IN NEAPEL.

sich König darin, und sie ist sein Theater. Seine Residenz schlägt er auf, wo es ihm gefällt, und in dieser herrscht göttlicher Frohsinn. Ewig hat er Lieder und Sentenzen auf den Lippen, er ist ganz griechischer Epigrammatiker. Meist bleibt er unverheirathet, denn heirathet er, so muß er einen bestimmten Beruf ergreifen. Dieser Beruf ist in allen Fällen der des Facchino's, des Lastträgers, der am Markte steht, wartend, bis man ihn um einen Groschen dinge, oder er in der Dogana einen festen Posten findet. Die Kinder dieses also geregelten Lazzarone's kehren entweder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Urzustande zurück, oder steigen eine Stufe höher und werden Stalljungen oder Laufburschen. Von hier aus öffnet sich die Bahn zum Kutscher, zum Führer jener leichtfüßigen Carrozzellen, oder zum Inhaber eines kleinen Freihandels. Die Söhne dieser kehren selten zum Lazzaronithum zurück, sie werden herrschaftliche oder Platzbediente, Kellner in den verschiedenen Trattorien und Alberghi, und die meisten lernen sogar lesen und schreiben. Aussterben wird jedoch die Kaste der Lazzaroni nie; die Sonne, die freundliche Luft des Südens erzeugt sie fortwährend, brütet ewig neue aus.

Das ganze Volk des Südens hat etwas von dem Charakter des Lazzarone an sich, und damit sei bei Leibe nichts Schlechtes gesagt. Sein Leben ist der Gegensatz zu dem „scharfgeschliffenen Räder- und Schneidewerk unserer Zustände", seine Natur eine andere, als „die knappe, öde, graue, formen- und farbenarme Natur unsrer Heimath", sein Treiben das Gegentheil von dem „auf den Dienst passenden, Leib und Seele aufzehrenden Geistgetreibe und Gethue, von dem unaufhörlichen Mühen und Plagen für den Tag, bei dem das Leben ungenossen verschwindet" (Stahr, Ein Jahr in Italien). Wer je mit diesem Volke intimer verkehrt, der versteht auch Platen, wenn er seufzt:

„Zeit nur und Jugend verlor ich in Deutschland, Lebenserquickung
Reichte zu spät Welschland meinem ermüdeten Geist."

Ich aber wiederhole, was ich bereits an anderem Orte gesagt, was ich aber so gern noch einmal sage: Man suche und lerne kennen und verstehen das Volk am Berg und im Thal, an der Meeresküste und in den Weingärten, auf den Inseln, im blühenden Gartenlande und auch da, wo der Boden zu hartem Ringen auffordert. Man lebe unter dem wohlhabenden Winzervolke und da, wo der vom Fieber durchschlotterte Ackersmann mit seiner ganzen bleichen Sippe das lange arbeitsreiche Jahr hindurch durch eigene Kraft nicht im Stande ist, seine zerlumpte in eine andere Hose umzusetzen — und Eines wird man finden, was dem armen Volke durch all' die trüben Jahrhunderte hindurch als Erbtheil treu verblieben ist: die Grazie.

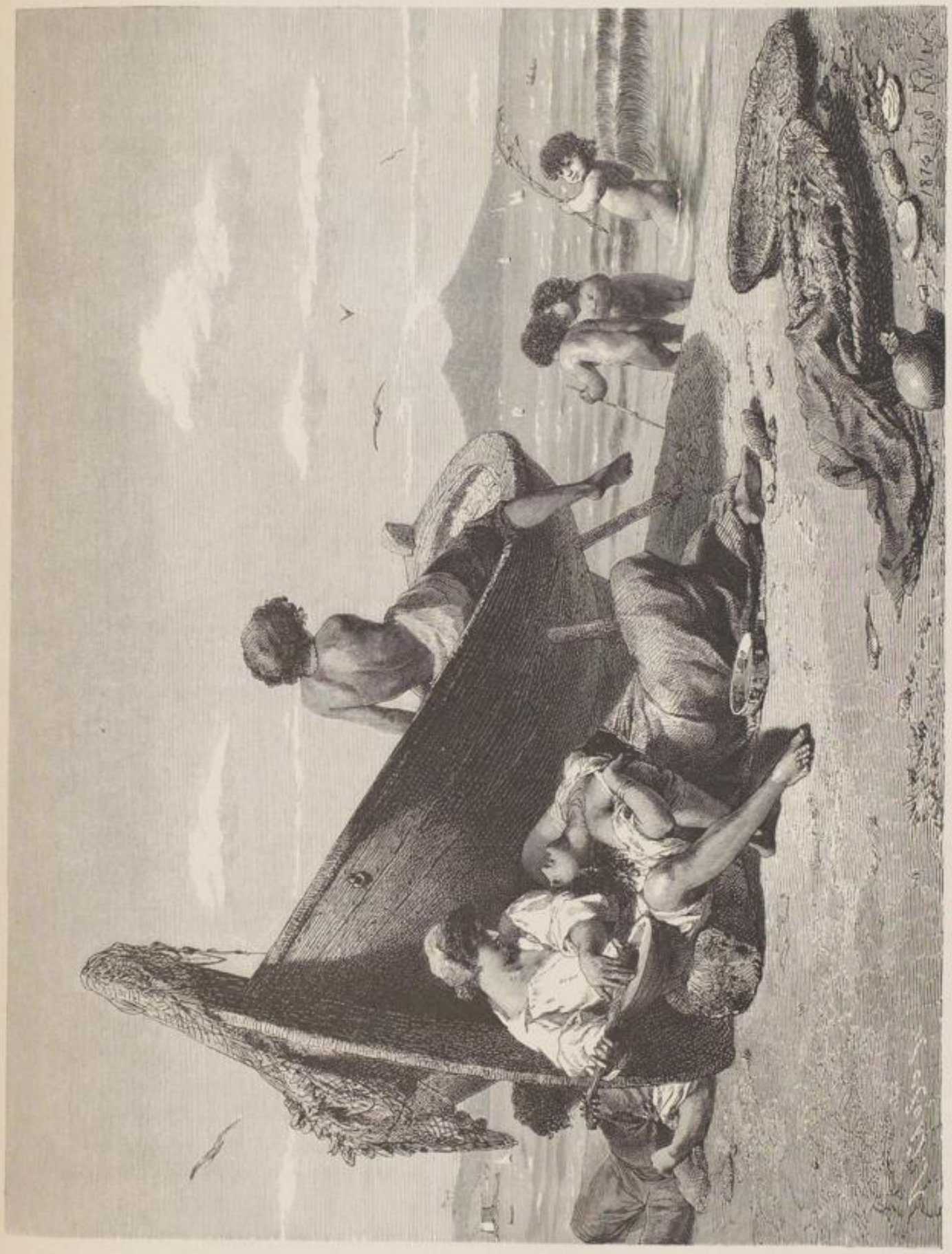
Diese gab ihm das Lebensgesetz in die Glieder, diese gab ihm eine Bildung, eine Herzensbildung, ein feines Ausfühlen des Richtigen und Falschen, gab ihm das Verständniß für das Gute und Schöne in so reichem Maße, daß manches andere Volk, dem alle Grazie unter Kohlenrauch und Wasserdampf abhanden gekommen, es darum beneiden könnte.

Nun ist allerdings richtig, daß man mit dieser Grazie allein, die sich dem flüchtigen Beschauer zunächst als Musik, Tanz und Gesang offenbart und in dieser Form natürlich kein Volk conservirt, daß man mit Grazie allein keine Mont-Cenis-Tunnel, keine St. Gotthards-Straßen und keine Suez-Kanäle bahnt und sticht, doch ist sie immerhin ein wichtiger Erziehungsfactor. —

Und Gutes ist zu hoffen! Wenn einmal die beiden römischen Erbschaften: der altrömische Aberglaube und der ebenfalls aus dieser Stadt stammende abergläubische Kirchenglaube sich verwandelten in den schönen Glauben an das Licht, an die alleinseligmachende Wahrheit, dann wird nicht nur das griechische Erbtheil schöner leuchten, dann wird das Volk, nicht blos Neapels, sondern bis zum Aetna hinab, eines der tüchtigsten Europa's werden. Ja, diese Hoffnung ist da! —

Wer die Geschichte Neapels schreiben will, der darf des Papstes Scepter nie aus den Augen lassen. Wie ein feuriges, Verderben weissagendes Meteor schwingt und schwebt es beständig über den auf- und niedersteigenden Sternen der zahlreichen Häuser und Geschlechter, wie ein blutgetränkter Faden läuft des Papstes Wille in den Windungen der großen Gräberstraße der Herrscher und Großen des Volkes hin und her, und so sind auch die Denkmale, welche sich diese Geschichte, die nirgends mehr als hier mehr eine Herrscher- als eine Volksgeschichte ist, nach und nach gesetzt, meistentheils im Dunkel der Kirchen, in den Gräbern oder in den düstern Zwingburgen zu suchen. Nirgends mehr zeigt sich ein so tolles Hasten und Jagen nach Kronen und Thronen des Ehrgeizes, der seine Befriedigung im Genusse der Gegenwart, des Tages fand, ohne der Zukunft zu gedenken. Die Geschichte Neapels ist voll von Keimen, die sich nie zur Blüthe, nie zur Frucht entwickelten. Dies zeigt sich am Volke, das sich die antike Anschauung bewahrte, und in der Architektur, die nach der griechisch-römischen Zeit nie mehr eine bedeutende, eine eigenartige, charakteristische gewesen ist. Selbst die Herrschaft der Normannen und der deutschen Kaiser, unter welcher sich Neapel reich und mächtig entfaltete, hat nichts irgend Wichtiges geschaffen. Auch hier brach die Knospe vor der Entwicklung vom Baume. Die in Italien allmächtige herrliche Renaissance, kaum mit einem Hauche ihres Frühlingswehens streifte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



DOLCE FAR NIENTE.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IM BOTENDIENSTE.

sie die Stadt am Golfe, nur wenig dürftige Blumen diesem Boden entlockend. Ehe noch etwas Großes erwachsen konnte, war alles schon verschrobene Manier geworden, hatte sich ihr Stil schon zum Barocken gewendet. Was die spätere Zeit schuf, das schuf sie an der Hand der Kirche und so kam denn hier die Freiheit des architektonischen Denkens nirgends zum Ausdruck. —

Was aus der alten Zeit geblieben, waren zumeist Namen, denen wir hier einen altgriechischen, einen römischen und einen altchristlichen Rest hinzufügen. Da ist zunächst der wohl älteste Tunnel Europa's, die Grotte des Posilippo. Sie führt unter dessen reizenden Rebenhügeln vor der Stadt nach den Ortschaften der alten Griechencolonien, die das sagenumrauschte Cap Misene beherrscht. Nennenswerth ist von diesen heute nur noch das arme

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Städtlein Pozzuoli. In dieser Grotte arbeiteten sich vor mehr als dreitausend Jahren die Bewohner Cuma's und Parthenope's entgegen, um den Golf dieser mit dem cumanischen Meere in Verbindung zu setzen. Welche Zeit, welch reicher Wechsel der Ereignisse zwischen den Fackeln der Griechen und Römer, welche diese Finsterniß erhellten, und den modernen Gaslaternen, welche der letzte Bourbone setzen ließ. Wie viele tausendmal blühte die Rebe über dieser Grotte im Sonnenschein, erzeugte sie den Wein, der die bacchischen Züge des antiken Volkes, wie noch jetzt alljährlich das rauschende Herbstfest des modernen belebt. Wie das Thor der Unterwelt, der Alles verschlingenden, gähnt die Oeffnung der nächtigen Höhle in den hellen Tag, in das heitere Leben hinein, wie ein Hauch aus dem Orcus weht es uns aus ihr entgegen, wie eine schwarze Sargdecke erscheint die Wölbung des weiten Ganges, und Staub und Rauch der Jahrhunderte, dicke Teppiche von Spinngeweben haften an ihr. Die Hand der Geschichte hat auch hier gemeiselt: Griechen, Römer, Spanier und Franzosen höhlten an ihr, dem Volke hat sie der große Zauberer Virgil erbaut.

Dieser große Zauberer des Alterthums, dieser römische Homer, hat sein Grab unter den Reben und Blüthenbäumen über der Grotte gefunden, ein wahres Dichtergrab, wie die Welt kein zweites besitzen mag. Er selbst hatte seine Asche Neapel vermacht, weil dieser Stadt Sonne sein schönstes Gedicht zur Reife gebracht hatte, und sein Kaiser selbst ließ diesen Dichterwillen in würdigster Weise vollziehen. Welch herrliches Leben an diesem Strande, als Virgil im Kreise begeisterter Kunstgenossen und edler Männer hier in voller Manneskraft sieben Jahre lang seine für die Ewigkeit gesungenen Verse dichtete.

„Damals nährete mich die geliebte Parthenopea!"

Und Strabo, Horaz und Ovid priesen mit ihm die Holdseligkeit dieser griechischen Muse. — Achtzehnhundert Jahre zogen über das Grabgemäuer hinweg, die Urne ist längst zerbrochen, verweht der Staub, den sie umschloß — so mancher Lorbeer schoß empor auf der geweihten Stätte, um wieder und wieder zu welken — so mancher stand an seinem Grabe selig ergriffen, der klanglos zum Orcus hinabsteigen mußte — aber wie das Meer da drunten, das in erhabenen Accorden in Ewigkeit an die Ufer braust, unvergänglich wie der Frühling, der unter diesem Himmel weilt, klingen und blühen die Werke des Dichters fort: die Georgica und Aeneis! —

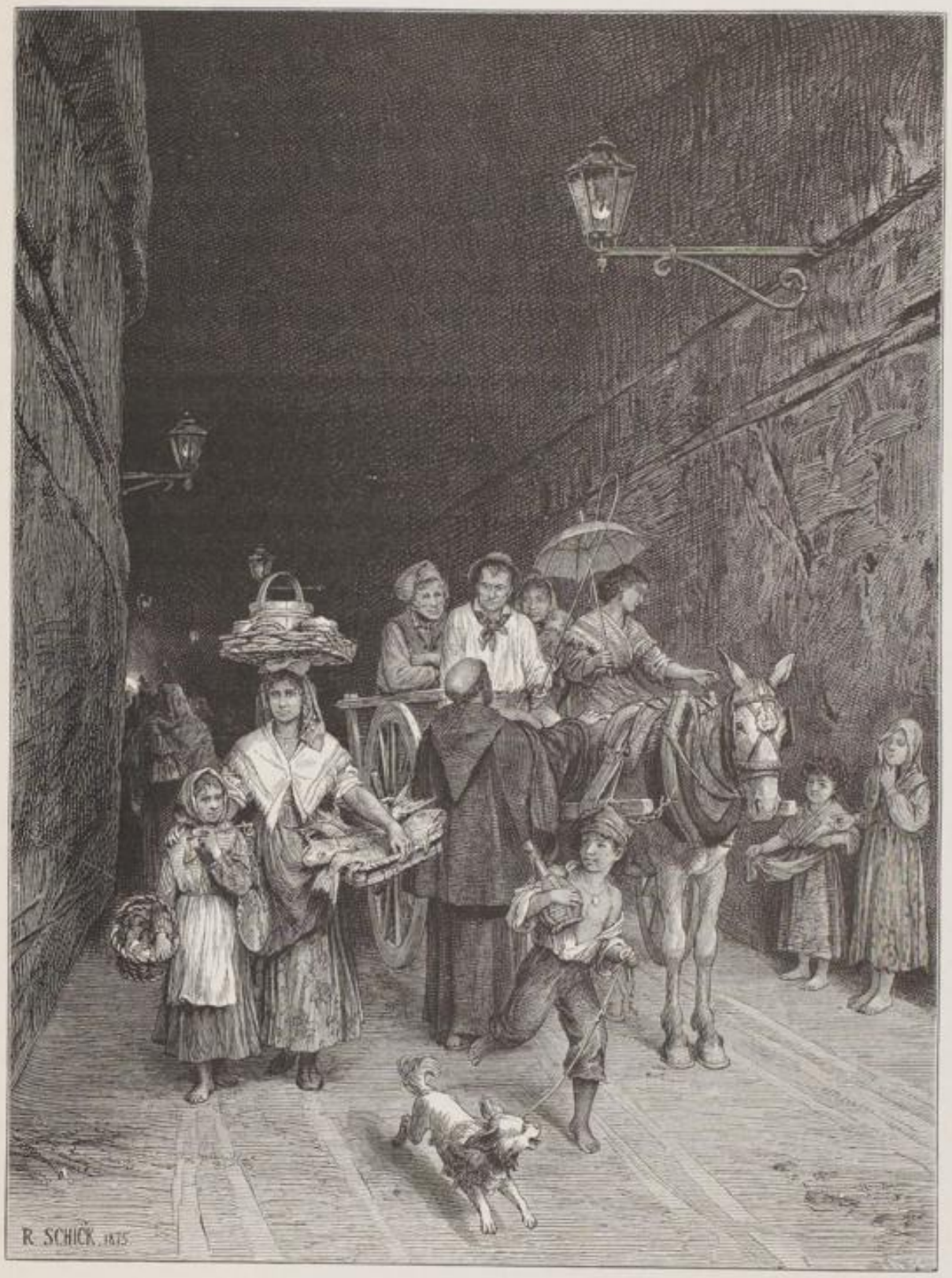
Das dritte Alterthum, der altchristlichen Zeit entstammend, gehört ebenfalls der Unterwelt an. Es sind die unterirdischen Begräbnißstätten der ältesten Schüler Jesu in Neapel, die Katakomben des heiligen Januarius, eines Bischofs der Stadt. In diese weitschichtigen, grauen, kalten Tuffhöhlen bettete man die Keime in der Hoffnung der Auferstehung. Hier sprengte man die erste Basilika in die Felsen, in deren lichtloser, quetschender Enge und stauberfüllter, unheimlicher Nacht man anfänglich den am Kreuz verehrte, die Augen verschließend der blendenden Welt, den Rosen, dem strahlenden Himmel, dem Schönen, dem Glanze olympischer Vergangenheit. Hier stiebt die Asche von vielen Tausenden, ganze Geschlechter scheinen hier geruht zu haben, denn überall öffnen sich die engen Felsengräber, die heute kein Stein mehr verschließt. Aber rührend zu sehen ist es, wie die Liebe später mit den freudigen Farben in der Hand herab stieg und die Gräber schmückte, denen keine Blume entsprießen durfte, wie sie Nischen in die Wand schlug, die kleinen pompejanischen Todtenlämpchen hineinzusetzen, die wie ein Stern des Trostes im Dunkel leuchteten. Andere Stätten schmückt bunte Mosaik. Zahlreich sind diese Spuren verwehter Liebe, von allen Wänden predigt sie, und nur vernehmlicher in dieser Nacht, aber mit ernstem, mit düsterem Gesicht.

Wohin ist die griechische Heiterkeit, der römische Sinn für Luxus entschwunden? Nicht das geringste Erbtheil wollte das junge Christenthum aus dem Heidenthum in seine Welt mit herübernehmen.

Ein armer Mensch, seiner düstern Zelle entflohen, in ein plumpes, härenes Gewand gekleidet, harte Sandalen an den nackten Füßen, die Ascese auf der Stirn, tritt schüchtern und verschämt in den Prunksaal einer römischen Kaiserburg — durch goldene Pforte trat er ein, seidenschwere Riesengardinen rauschten um ihn, Erz- und Marmorbilder, von griechischen Händen gemeiselt, standen an den Wänden, und von dicken Ornamenten überwuchertes Säulenwerk stieg zu der im Edelsteinglanze leuchtenden Decke empor — er stand, staunte, seufzte — — aber jetzt ist er in seine Zelle zurückgekehrt, träumt im Dunkel von jener Pracht, und nur im Traum wagt er mit dem erschauten Goldglanze seine geliebtesten Wesen: den Heiland, die Gottesmutter und die Heiligen zu umkleiden.

Unter diesem Bilde erscheint das Christenthum in Italien, in dem lachenden Süden, als es hier in die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



GROTTE DES POSILIPPO IN NEAPEL.

vollendete Welt der Kunst trat. Nichts, gar nichts nahm es zunächst von dieser an, höchstens ein Paar Marmortäfelchen, die Namen Geliebter darauf zu schreiben, die keines Dichters Spruch mehr begleitete. Der heilige Hain Apolls war verwildert, Virgils Lorbeer, wie der Lorbeerbaum der Kunst überhaupt wurden ihrer grünenden Zweige beraubt und welkten dahin. Die heitere Kunst, die noch in Pompeji blühete, die die Wände mit üppigquellenden Ornamenten, mit Gestalten voll Leben und Licht schmückte, wie konnte so ganz sie verschwinden? Die hier malten, lebten sie nicht noch unter den farbenfrischen Vorbildern der alten Welt?

Aber die Phantasie ist getödtet, aber der Sinn ist verdüstert — das sehnt sich nicht nach Leben, das sehnt sich nach Leiden. Man freut sich nicht mehr der Sonnenseite der Dinge, sondern ihrer unheimlichen Schatten. Im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schatten wohnten die Mysterien so gern, im Dunkeln wohnte die Selbstbeschauung. Die lichtfreudigen Colonnaden der Heidenwelt eigneten sich nicht zur Hoffnung des Todes, man bauete die ersten Tempel unter der Erde, und lud das Mysterium zum Wohnen ein, und gestattete dem neuen, dem christlichen Künstler nur das Symbol.

Aller Grazie bar kritzelte dieser in blöder Dämmerung ein Oelzweiglein, ein Vöglein, einen Palmbaum, einen Christus-Fisch, den Anker, das Schiff der Kirche oder Christus den Hirten in den rohen Marmor. Wie in Absicht der Einfachheit ist dieß Alles so arm, so dürftig; denn so will es die neue Secte, die sich zunächst aus der Armuth ward und die einen Heiland am Kreuze verehrte, „der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege".

Als das Christenthum seine Höhlen verließ, war der Same der alten Kunst, der auf den Weg der Völkerwanderungen gefallen war, zertreten worden, oder war verdorret unter den Ruinensteinen der Umstürze — der zum Lichte fliegende Falter hatte die sonnigen Flügel ganz und gar verloren, und kroch jetzt wieder als mißgestaltete Raupe in den düstern Kreuzgängen der Klöster und Basiliken herum. Unheimliches Schweigen ringsum — auch des belebenden Meisels Geräusch war längst verstummt. Wie in den stillen Katakomben kritzelte und malte man nur.

Diese armselige Kunst hier, wie die Katakomben überhaupt, welchen Contrast bilden sie zu dem Leben, zu der Natur dieser dem Leben lebenden Stadt. Wir treten hinaus aus dem dumpfigen Dunkel und schauen geblendet einer herrlichen Sonne in das Gesicht. Mit rothen Rosen sind die Hecken überdeckt, der purpurne Oleander blüht in des Himmels Blau hinein, die Zweige der zum Lichte strebenden Palme bewegt ein belebender Seewind, frohe Kinder singen in den Gärten und halten Blumen in den Händen, in dunkeln Zweigen reift die Goldfrucht — so ist es heute, so war es in jenen Zeiten, als das Samenkorn des Evangeliums in diesen dunkeln Höhlen reifte, um zum Baume zu werden, aus dessen dürrem Holze ein Thron gezimmert wurde, von dem aus die Geschicke der Völker gelenkt wurden, wie nur je in den Zeiten heidnischer Weltherrschaft: mit der Härte und dem unbeugsamen Willen antiker Cäsaren.

Es ist schon gesagt: wie ein blutgetränkter Faden läuft dieser Wille durch die Windungen der großen Gräberstraße napoletanischer Geschichte. Wie Perlen an einem Rosenkranze hängen Hunderte von Herrscherköpfen und Köpfe von Edeln des Volkes an diesem Faden, und an ihnen werden abgezählt mit blutigem Finger die Jahre, die Jahrhunderte der Dunkelheit und des Despotismus.

Neapel ist ein trauriger Boden, und wie wohl thut die Sonne, diesen Boden mit Rosen und allen Blumen zu bestreuen, zu überdecken den Moderduft, der aus den Gräbern Gemordeter steigt, mit dem süßen Dufte der Veilchen und Orangen, und thäte sie es nur jenem schönen Hohenstaufenknaben zu lieb!

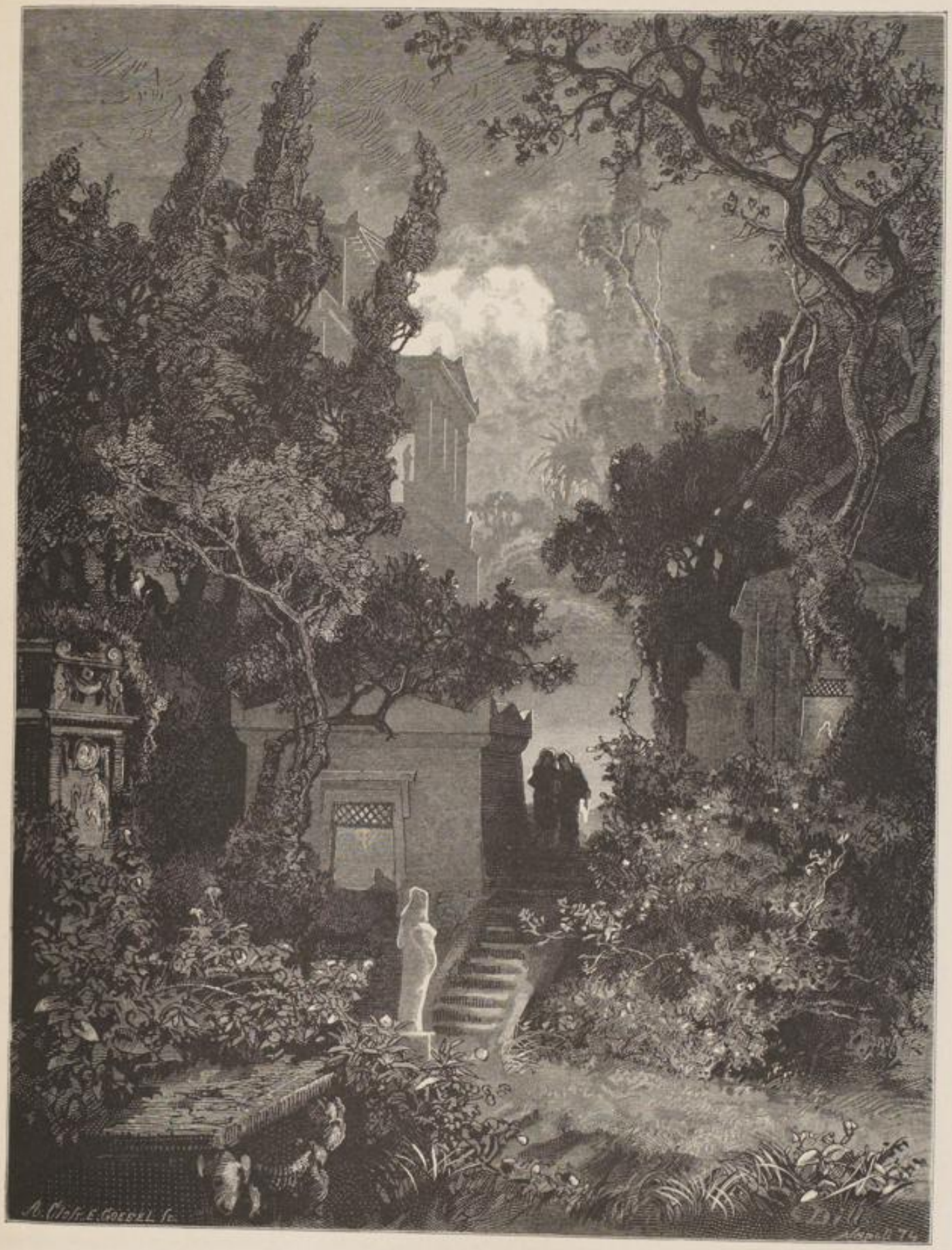
Wie Nebel im Winde, wie welke Blätter im Herbsthauch ziehen tausend Gestalten an unserm Auge vorüber — alle tragen sie das Schwert, das des tapferen Kriegers oder des Henkers — aller Gewande sind blutgetränkt.

Ohnmächtig wankt der letzte Cäsar, Romulus Augustulus, heran, ein bleicher Schatten, um in den Gärten des Lucull am Castell dell'Ovo zu sterben. Aus allen Himmelsgegenden ziehen die Völker in Waffen herbei, sich mit dem Schwerte in das römische Erbe zu theilen: Vandalen, Gothen, Griechen. Da galt es, in dem mauergegürteten Neapel Tag und Nacht gerüstet zu sein und Ausschau zu halten auf den Ringthürmen. Die Gothen liegen in der Stadt, Belisar naht, die Stadt dem griechischen Kaiser zu gewinnen. Durch eine Wasserleitung, das Volk nennt ihre Reste am Nordende der Stadt noch heute die „Rothen Brücken" (ponti rossi), erzwingt er sich den Eingang — Blut — Brand — Plünderung. Totila, der große Gothenkönig, rückt heran — der Hunger öffnet ihm die Thore. Ihm folgen die Longobarden. Wie ein Zankapfel liegt Neapel zwischen den Königen dieses Volkes und den nahen Herzögen von Benevent. Aber es bleibt der griechischen Krone treu und empfängt willig seinen Herzog von Ravenna aus. Zerstückelung, Neid, Streit, Tyrannei durch ganz Italien. Der Glanz der griechischen Krone verblich, aber Neapel hielt noch immer zu dem sinkenden Sterne.

Jetzt belebten die Meere der Saracenen seeräuberische Flotten — vom Lande drangen tausend Feinde plündernd vor — Normannenpilger verwandelten sich in Normannenkrieger, und Grieche und Saracene müssen weichen — der Papst ruft einen deutschen Kaiserarm zu Hülfe — neue Normannenschaaren, und — Neapel fällt.

1130 war es, als der tapfere Graf Roger das stolze Königreich beider Sicilien gründete und mit eiserner Faust beider Schwert und Scepter hielt. Es blühete sein Geschlecht — es welkte. Die stolzen Hohenstaufen ziehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

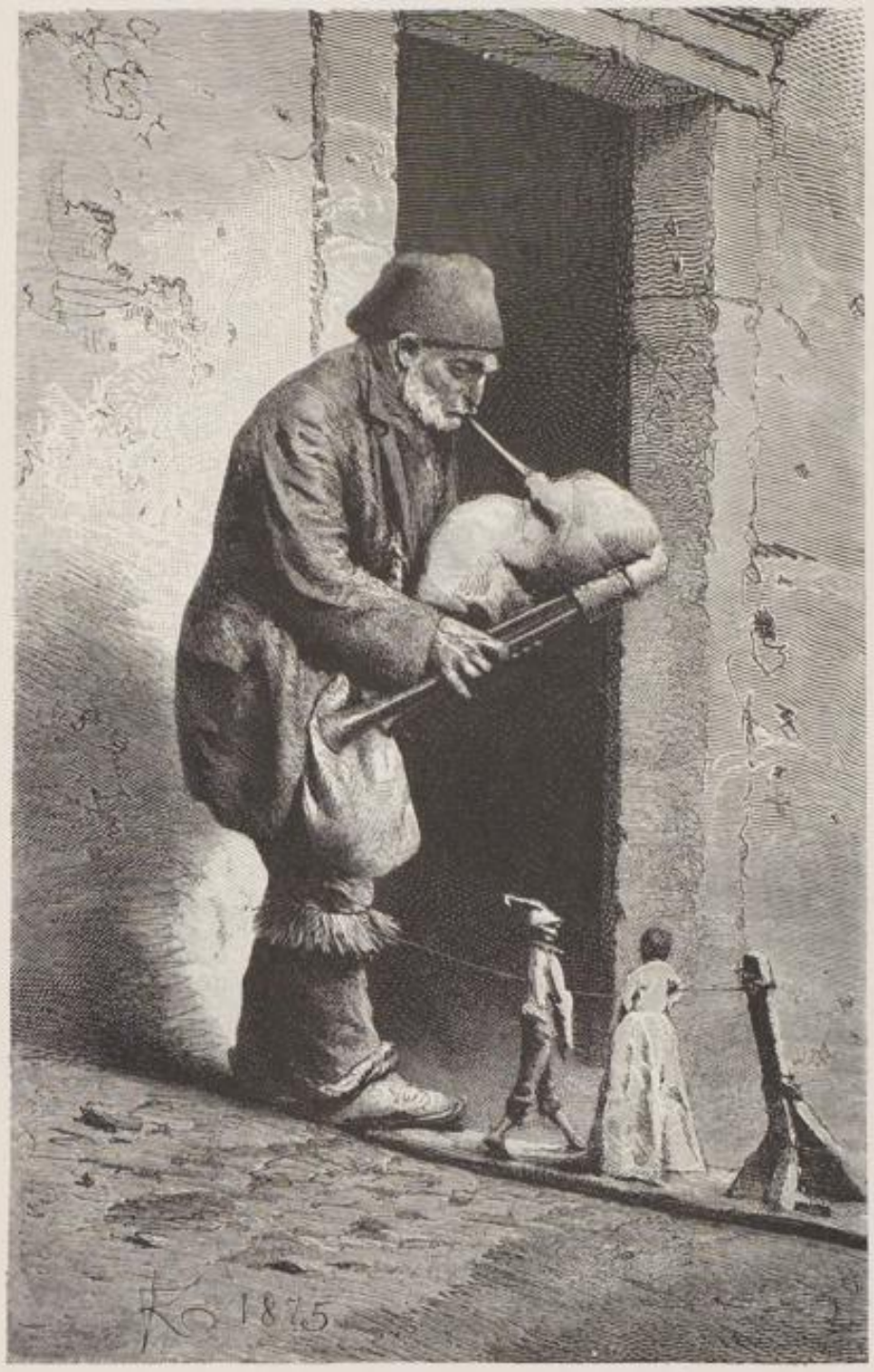


CAMPOSANTO IN NEAPEL AM FESTE ALLER SEELEN.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



ZAMPOGNARO.

über die Alpen — hie Welf! hie Waiblingen! Deutsches Schwert und römisches Kreuz, Kaiserkrone und Papsttiara, Haß gegen Haß! Die Mächtigen der Erde rangen und die Völker bluteten.

Auch der Stern der Hohenstaufen neigt sich zum Untergange, sein letzter Strahl erlischt in dem auf dem düsteren Mercato vergossenen Jünglingsblute. Konradin! Ueber die blutigen Marmorstufen hinweg steigt das Geschlecht der Anjou auf den Thron. Blut kittet seine Fugen und kittet ihn fest für fast zweihundert Jahre, blutgetränkt ist die Spur, die es auf Italiens Boden hinterlassen. Da auch seine Stunde gekommen, mit Ungeduld erwartet und herbeigeführt vom Hause Aragonien, ergreift dieses fluchwürdige Geschlecht des Henkers Schwert. Fünfzig Jahre sind ihm vom Schicksale gegeben, nach dieser Frist wird die bisher mit dem Blute von Tausenden aufrecht erhaltene Freiheit und Selbstständigkeit Neapels zu Grabe geläutet unter dem Klange der Glocken, die den Einzug der Spanier feierten. Es folgen die stolzen Vicekönige, die in dem Schweiße des Volkes schwelgen — stolze Namen klingen: Gonsalvo, Alba, Toledo, Olivarez, Medina, zweihundert lange Jahre, voll von Leid, Unterdrückung, Auspressung, ziehen vorüber — auch eines Fischers Namen, Mas'-Aniello, schreibt die Geschichte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AUSTERNZUCHT AUF SANTA LUCIA IN NEAPEL.

auf ihre Tafeln. Viele düstere Bilder steigen aus dem Nebel jener Zeiten. Aber das Schlimmste war noch nicht gekommen.

Der spanische Erbfolgekrieg wird geschlagen — und Oesterreich schickt jetzt seine Vicekönige nach Neapel. Frankreich und Oesterreich heben die Waffen gegeneinander, und im Getümmel des Streites landet der erste Bourbone Karl an Neapels Küste. Es ist das Jahr 1734, und die fluchbeladene bourbonische Herrschaft beginnt. Für kurze Zeit unterbricht diese die französische Revolution — die französische Kaiserzeit: Joseph, Murat — dann kommt der übermüthige Knecht des blutdürstigen Pfaffenthums, kommt Ferdinand I. zurück und jetzt regiert nur noch das Bajonett, der unterirdische Kerker, des Henkers nimmer ruhendes Schwert und der im Dunkel schleichende allmächtige Jesuit. Vorüber! vorüber: Franz I., Ferdinand II., Franz II. — vorüber!

Der Volksheld Garibaldi naht. Vom Volke jubelnd gegrüßt, bringt er ihm auf der Spitze des Schwertes die langentbehrte Freiheit.

Jahre sind seitdem vergangen und Neapel ist eingereiht in das große schöne Bruderband, das die italienische Nation von den Alpen bis zum Aetna bindet. Auf goldenen Wolken thront der Tag, der helle, freudige Tag, aber geblendet noch von langer Kerkerhaft schauen sie ihm entgegen. Was der Haß verbrochen — die Liebe kann es ja wieder heilen, wenn auch die bösen Wunden, die diesem unglücklichen Lande die Geschichte geschlagen, nie ganz vernarben werden. — Was aus den Stürmen jener Zeiten übrig, ist düsteres Gemäuer, sind Burgen und Schlösser, die der Tyrannen Zuflucht waren: Castell S. Elmo, dell' Ovo, Nuovo, Capuano, das königliche Schloß sind Denkmäler von Herrschern, die die Kirche birgt, weil sie der Kirche dienten; verherrlichen Triumphe, wie der Bogen des stolzen Aragoniers Alfons I.; und durch die Hallen der Kirche del Carmine, wo die Statue des unglücklichen Konradin steht, tönt des Dichters Wort:

„Lieb' und Freude dauern
Wie Gras, das man mäht,
Aber des Fluches Mauern
Trotzen noch spät!"

Neapel.

Trauben glühen, Lichter sprühen,
Himmelsbläue lacht darein,
Purpurfarben Rosen blühen
Um verwitterndes Gestein.
Alles drängt voll Macht zum Leben,
Alles athmet Muth und Kraft . . . .
Welch' ein Streben, welch' ein Schweben,
Jugendfreudig, götterhaft!

Villen glänzen aus den Kränzen
Bunter Gärten rings umher,
Und der Schall von Sang und Tänzen
Füllt bachantisch Land und Meer.
Lustig ranken auf die Reben,
Ueppig keltern sie den Saft . . . .
Welch' ein Streben, welch' ein Leben,
Jugendfreudig, götterhaft!

Von der Welle streben schnelle
Segel blitzend an das Land.
Schwarze Augen leuchten helle
Nieder nach dem gold'nen Strand;
Voller Feuer, hingegeben,
Biegsam, wie der Rebe Schaft . . . .
Welch' ein Leben, welch' ein Schweben,
Jugendfreudig, götterhaft!

Lustgesänge, helle Klänge
Des Tamburro's rauschen drein,
Eigner Freude, nicht der Menge
Jubeln sie, beglückt allein.
Berg und Meer und Land verschweben,
Rings im Taumel hingerafft . . . .
Welch' ein Leben, welch' ein Streben,
Jugendfreudig, götterhaft!

W. K.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die nie alternde Parthenope.

„Man merkt keine Verstimmung, denn diese elysäische Natur ist ja nie verstimmt; man sieht nirgend ein düsteres nachdenkliches Antlitz, denn dieser lachende Himmel ist eitel Seligkeit."

(Gregorovius, Wanderjahre.)

Immer schlendr' ich umher und keiner Arbeit gedenk' ich! — beginnt der Dichter Waiblinger einen seiner neapoletanischen Gesänge. Immer schlendr' ich umher! Keine Stadt der Welt ist für das liebenswürdige Schlendern, für das neugierige Gaffen, für stummes Genießen so gar geschaffen, wie dieses Neapel. Wer in Rom noch im Staube der Bibliotheken hockte, wer mit dem Wuste gelehrter Bücher unter den Denkmälern alter Kunst wandelte, der wirft seine schweinsledernen Klassiker hier in die Ecke, steckt nur den Virgil, den Horaz oder Anakreon zu sich und zieht hinaus dem jungen Tag entgegen, der mit jungfräulicher Herrlichkeit über den Vesuv hineinleuchtet. Der Maler, den römischen fleißigen Griffel in der Hand, will schaffen — aber da draußen lockt es in tausend Formen, in immer wechselnden Gestalten — er wandelt und schaut, versinkt in glücklichem Schauen, und aus Morgen und Abend wird ein Tag, werden Tage, und die Leinwand bleibt leer. Der Dichter — ach! vor lauter Poesie wie käm' er zu einem kleinsten Gedicht? Die Lieder, die Neapel feiern, hat die Sehnsucht der Ferne gedichtet.

„Immer schlendr' ich umher und keiner Arbeit gedenk' ich!"

Umhaucht vom wonnigen Seewinde, der sich dem Dufte der Blumen und Sträucher mischt, umflattert von des Frühlings bunter Sonnenbrut, finden wir uns träumend unter einer schlanken Palme wieder. Wie Sirenenlieder klingt das Rauschen des nahen Meeres in die Gärten, Stimmen heiterer Fischer schlagen an unser Ohr — träumend sieht das Auge ein griechisches Tempelchen, sieht es die weißen Marmorbilder des Apoll, des Bacchus und seines Gefolges, des Herkules, sieht Götter und Halbgötter durch das Grün nie welkender Bäume schimmern.

Ist das alte Hellas wieder aus den Fluthen des Mittelmeeres aufgetaucht? Aber der lebhafteste Dialect italischer Sprache, gesprochen von schönen, geputzten Menschen, erweckt uns alsbald aus dem Traume. Rauschende Militärmusik ertönt — seidene Kleider schleppen zwischen blumigen Beeten — der Stutzer in französischem Moderock schwingt sein zierliches Stöckchen — funkelnde Blicke und glatte Worte fliegen herüber und hinüber — Alles strahlt, Alles lacht — Meer und Himmel leuchten und möchten sich erschöpfen in Lust und Glanz. Das modernste Neapel dringt auf uns herein, seine duftigen Wellen schlagen über unserem Haupte zusammen, und wir tauchen darin unter, jauchzend, genießend.

Wer denkt noch hier an die grauen Zwingburgen des Mittelalters, wer des düstern, blutgetränkten Mercato? Wer möchte Vergleiche anstellen zwischen diesen üppigen Statuen der Lust, welche der Rosenduft umfließt, und dem Standbilde des Hohenstaufenjünglings in jener unheimlichen Carmeliterkirche, das die erstickenden Wolken priesterlichen Weihrauchs umschleiern?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer hier athmet, athmet Himmelsluft; wer hier lebt, lebt der holden Gegenwart. „Villa nazionale“ nennt sich das kleine Paradies am Strande, das Natur und Kunst in vereintem schwesterlichem Wirken zum schönsten der Erde schufen. In dieses Eden dringt nur der warme Südwind und der sanfte Hauch aus Osten, der die Knospen öffnet. Ein mit reichem Grün und freundlichen Häusern der Menschen geschmückter Höhenzug stellt sich deckend gegen die rauhere Tramontana.

Die höchste Erhebung dieser Hügelkette ist das gigantische Castell S. Elmo, die Krone der Stadt, und oft schon leuchtete das dunkelgelbe Gemäuer im Glanz der Sonnenauf- und Untergänge wie edles Gold. Von ihm aus steigen die Hügel in sanften Schwingungen durch Weingärten und blühende Wäldchen immer am Meeresufer hin zu den blauen Wellen hinab. Vomero nennt sie das Volk in ihrem Anfang, Posilippo, „Trostspender“ nannten die Griechen schon den an's Meer tretenden Theil. Zwischen den Schirmen der Pinien und den dunkeln Säulen der Cypressen, die auf seinen Hängen wachsen, lachen farbige Villen mit flachem Dach weit über die See hin.

Die schwarzen, weit und keck in's Meer hineintretenden Felsen, um welche das Meer seit Jahrtausenden in schäumender Brandung ficht, tragen das Ei-Castell. Dort weinen heute keine Königskinder mehr, dort sitzen die Helden des neunzehnten Jahrhunderts, die blauröckigen Soldaten Italiens, und blasen schmetternde Trompeten, oder lagern auf den verwitterten Brüstungen und schauen hinüber nach dem Aschenberge, der lavadunkel in der sonnigen Landschaft steht, ein Opferwölkchen zum Himmel sendend.. Da sehen sie auch die schimmernden Reihen der Städte, die wie eine Perlenschnur die Höhen Neapels mit den Bergen Sorrento's verbinden.

Jener höchste Berg, auf dem es wie eine Cyklopenburg sich erhebt, ist der Monte S. Angelo, der Felsenwächter zweier Golfe.

Unser Blick aber schwingt sich über die Wellen nach dem hesperischen Ufer Sorrents — wir grüßen seine Zaubergärten, in denen die Liebe und das Glück wohnen, seine Blüthenhaine schwebend auf steilen Klippen, seinen Frieden, die beseligende Ruhe seiner Thäler!

Unsere Seele fliegt mit dem Fluge der Möve nach jenem blauen Zaubereiland, das wie ein Traum aus hellenischer Zeit sich aus den Wogen hebt: die Insel Tibers, das sirenusische Capri!

Segel gleiten wie Wasserblumen über das Meer — Delphine ziehen auf seiner Höhe; Fische springen, nach ihnen tauchen beutegierige, breitgeschwingte Möven — braune Knaben plätschern in der Fluth, Fischer ziehen ihre Netze an den sandigen Strand — — noch immer tönt die lustige Musik, noch immer blühen die Rosen: wir sitzen noch an der schlanken Palme und athmen gegenwärtige Freude.

So treibst du es heute, so treibst du es morgen, Fremdling!

„Ein Tag fast wie der andre! So laßt uns, Freunde, genießen,
Jubelt heute zu Land, schwärmet mir morgen zur See.
Spielt mir die Herr'n! Es erwartet uns treu ein eigener Wagen;
Spielt mir die Herr'n, es steht unsere Barke bereit!“ —

So herrlich wie die Villa der Lebendigen, ist auch die der Gestorbenen. Das ist der Camposanto nuovo! Da erinnert nichts an die Unterwelt, da schleichen keine trüben Schatten, da hängen keine Trauerkränze — hier bringt das Leben duftige Blumenopfer und unter blühenden Rosen gedenkt man der Dahingegangenen, sich ihrer Freuden erinnernd. Auch hier lustwandelt das moderne Neapel, auch hier rauschen seidene Schleppen, erschallen dieselben heitern Stimmen wie am Strande dort unten. Es scheint, als ob sich der Tod und das Leben hier oben ein freundliches Stelldichein gegeben hätten, der sonnigen Gegenwart zu genießen.

Welch' herrliche Gräberstadt ist dieser Friedhof. Was der Menschengeist Schönes ersann, bauete er hier mit Fleiß und Kunst auf, was die Natur nur Liebes und Wonniges besaß, streuete sie in Fülle zwischen diesen Tempeln, Hallen, Kapellen, Denkmälern und zierlich geputzten Grabstätten aus.

Wohl wirft die schwarze Cypresse ihre dunkeln Schatten über die sonnigen Wege, aber auch diese Schatten sind bedeckt mit den lichten Rosenblättern, die der Lenz wie der Winter ohn' Unterlaß streuen; und zwischen den Gräberbäumen: welche Pracht der sonnenathmenden Blumen! Welcher Duft ringsum! Dieses von Schlingpflanzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umrankte Gebüsch, in dem im Mai die Nachtigall singt, es ladet zur Trauer nicht, zu heimlicher Liebe scheint es zu laden. Und durch die Bäume, wo das verschlungene Laubwerk sich öffnet, da, siehe! die farbenbunte Stadt, die lustprangende Campagna, das ewige Meer sich wiegend in der Freude des Daseins. Dort der Vesuv, nicht ernst, nicht bedrohlich, nur Ruhe athmend — da die Paludi, wo ein fleißiges Volk unter jauchzenden Liedern der Erde grüne, würzige Schätze hebt — drüben der menschenwimmelnde Mercato, dessen Tosen bis herauf in die Stille dringt. Weiter der Strand mit bunten Schiffen, deren leuchtende Segel der frische Wind füllt — der ragende Leuchtthurm und Kuppel an Kuppel — S. Elmo auch — Camaldoli dort, das sein „Frieden mit euch!" in's Land hineinwinkt.

Nur Leben, blühendes Leben ringsum, im Himmel und auf Erden. —

Als man auf diesen Hügeln von Poggioreale, wo einst der stolze Aragonier sich ein üppiges Haus der Lust

ZIGEUNERSCHMIEDE IN NEAPEL.

bauete, den Grund zum neuen Friedhof grub, legten die Spaten der Arbeiter antike Urnen, Grablämpchen und Münzen blos, und man fand, daß an der Stelle, wo man das Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts betten wollte, vor drei oder viertausend Jahren die Urstadt Palaiopolis die Reste ihrer Todten bestattet hatte. Die Winde verwehten die Asche der griechischen Vorfahren, oder aus ihr wuchsen die jungen Blumen, die Gräber der späten Nachkommen zu schmücken — und unten dampft der rasselnde Zug vorüber, der dem modernsten Leben dient.

„Gleich den Blättern im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen."

Auch diese Todtenstadt hat ihr Fest. Feiert Neapel seine schwelgende Weihnacht, seine lärmende Ostern oder sein bacchantisches Piedigrottenfest, so feiert man hier nicht minder bunt, nicht minder geräuschvoll den zweiten November. Lichterpracht, Gesänge der Priester und wogendes, drängendes und gedrängtes Volk aller Stände mit Blumen und Kerzen im Innern; Tausende von Wagen und Karren, singende, zechende, boccia- und morraspielende Scharen vor

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Mauern in den unzähligen Schenken — ganz Neapel ist heute auf den Füßen, zu sehen, wie die Todten wohnen, wie heiter es sei, in solchem Glücke zu ruhen, sich aber auch, froh der Gegenwart, mahnend zurufen: „Gedenke zu leben!“ Wie wahr ist, was der edle Foscolo sagt:

„All'ombra dei cipressi e dentro l'urna
Confortata di pianto è forse il sonno
Della morte men duro? —“
„Ist im Cypressenschatten, in der Urne,
Erquickt vom Thränenthau, vielleicht der Schlummer
Des Todes minder schwer? Wenn nicht die Sonne
Auf Erden mehr für mich befruchtet dieses
Schöne Geschlecht der Pflanzen und der Thiere — —
Ist dann ein Stein Ersatz verlor'ner Tage,
Der meine Knochen sondert aus der Unzahl,
Welche der Tod in Meer und Erde säet?“

Gedenke zu leben! Fahr zu, Fährmann, fahre mitten in's Leben hinein, dort wo es sich tummelt in tausend kleinen und großen Genüssen, wo das frohe Volk sein Schlaraffenleben führt. Nicht in das Herz, nein in den gewaltigen Magen der Stadt hinein!

Hier beginnt der Bezirk, welcher Alt-Neapel heißt. In seine Gassen und Gäßchen, Vichi und Vicoletti, ist der frische Wind des Fortschritts noch nicht gedrungen. Hierher ist zurückgedrängt, was Neapel noch an vorzeitlichen Eigenthümlichkeiten und Auswüchsen bewahrte an Häusern und Botteghen, an Menschen und Waaren.

Hier ist also der Magen Neapels und in ihm lärmen und tosen seine Gedanken, welche hier aus dem Magen entspringen.

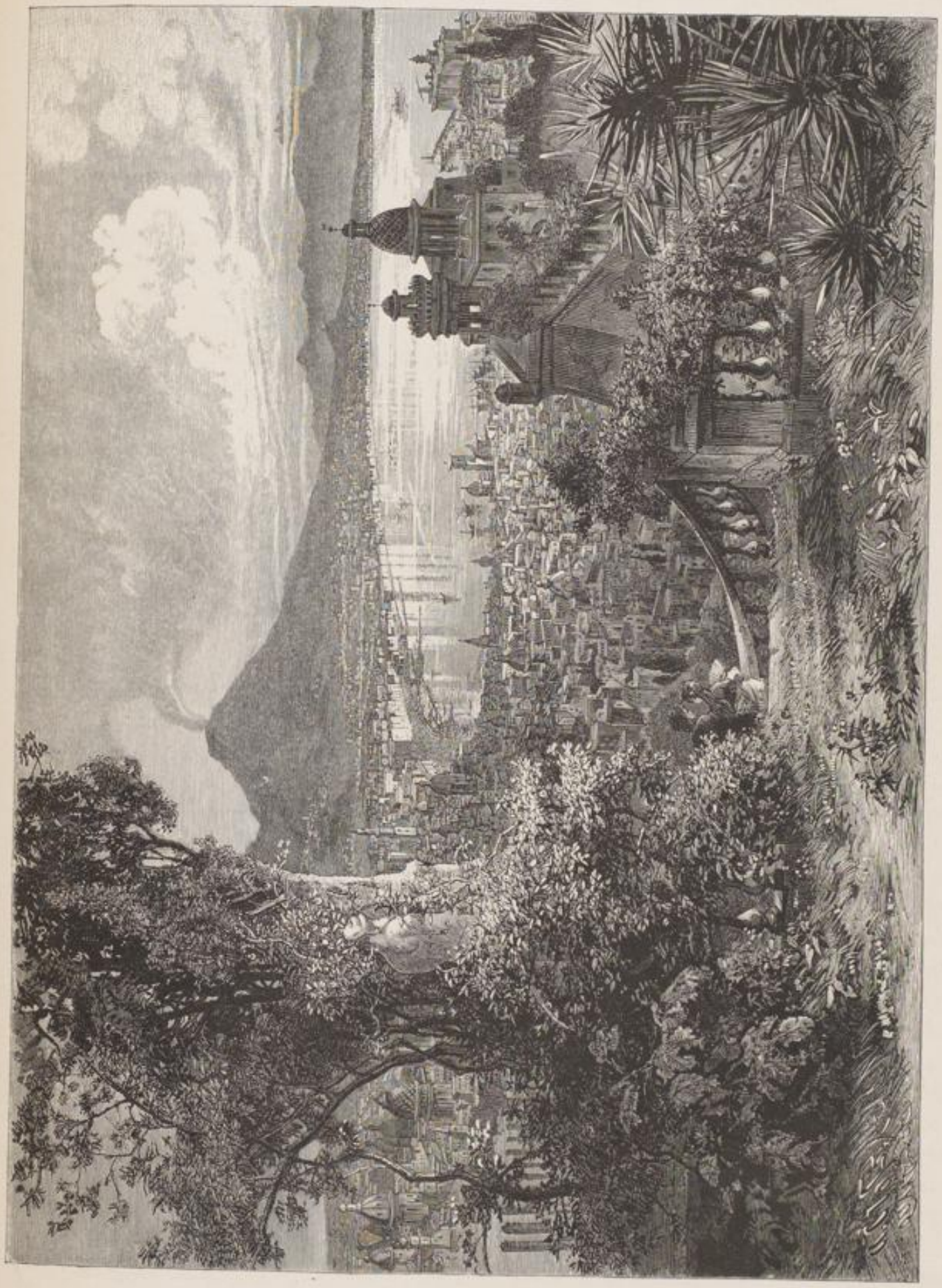
Zwischen diesen düstern, schmalen, riesenhohen Häusern ohne alle und jede Architektur, auf diesem unseligen, immer nassen Pflaster — siehe! welch' schwärzliches Gewimmel, welch wimmelndes Durch- und Ueber- und Untereinander, welch Tosen, welch Drängen und Schreien von allen Seiten, nach allen Seiten. Was die Triften, die Gärten, die Weinberge, was das Meer an eß- und trinkbaren Schätzen liefert, was da schwimmt und kriecht, fliegt und fließt — hierher wird es geschleppt in Fässern und Kufen, in Netzen und Körben, auf Karren, auf Köpfen und Eseln, und hier liegt es, nur zu oft Nasen und Augen beleidigend, noch dazu Ohren zerreißend ausgeschrieen, dem Volke aber reizbar unter jeder Form: aufgespeichert, gehängt, gebreitet. Hier kocht und brodelt es in Pfannen und Töpfen, füllt Flaschen und Schüsseln und lockt die Begehrenden als der Erde höchstes Gut.

Wer faßt die Bilder auf, welche Farben müßte man mischen, welche Gestalten und Formen, welche Karrikaturen des Menschen, wie viel geplagtes Vieh müßte der Stift festhalten! Aber auch das genügt nicht, denn Lärm und Luft, und steter Wechsel der Erscheinungen lassen sich nicht auf dem Papier fesseln. Wer von einem deutschen wohlgeordneten, saubern Marktplatze plötzlich hierherversetzt würde, müßte glauben, in diesem Schmutze schlüge sich eine Bande von revoltirendem Vorstadtpöbel um die Beute eines großen Feldlagers, in der Absicht, in einer Viertelstunde aufzuräumen — — Mord und Todtschlag, Verachtung, Zorn, Wuth, alle tausend wüste Teufeleien und Höllenbreugheleien schlagen ihm hier in tollen Haufen entgegen — und doch ist das ein rechtes Friedensbild, aber ein napolitanisches. Denn wo man Essen riecht, gibt es bei diesem Volke fröhlichsten Frieden. Alles Tosen und Drängen in Ein Wort zusammengefaßt, würde lauten: „Kaufe bei mir, ich habe das Beste und Billigste“ — und die Antwort: „Nein, lieber Freund, ich muß es noch besser und noch billiger haben!“ Das ist Alles!

Ja, wer am meisten schreit und am unbändigsten sich geberdet, ist der gutmüthigste Mensch, der nur seiner unendlichen Freude über die vielen Herrlichkeiten Ausdruck geben, oder an seinen Fünf-Soldi-Waaren einen Soldo gewinnen möchte.

Die Häuser dieser Straßen, der Ausdruck höchster Unwohnlichkeit, sind den Tag über fast ganz leer; denn da müßte Einer schon sehr krank sein, der sich auf das unfreundliche Zimmer beschränkte. Alles drängt nach der Straße. Hinaus! ist die Losung des Tages, die hier schon morgens um fünf Uhr ausgegeben wird, heißt das nur zur kühleren Jahreszeit; im Sommer wird Tag und Nacht keine Ruhe. Wer die Sache noch so lange kennt, kann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



BLICK AUF NEAPEL VOM CORSO VITTORIO EMANUELE.

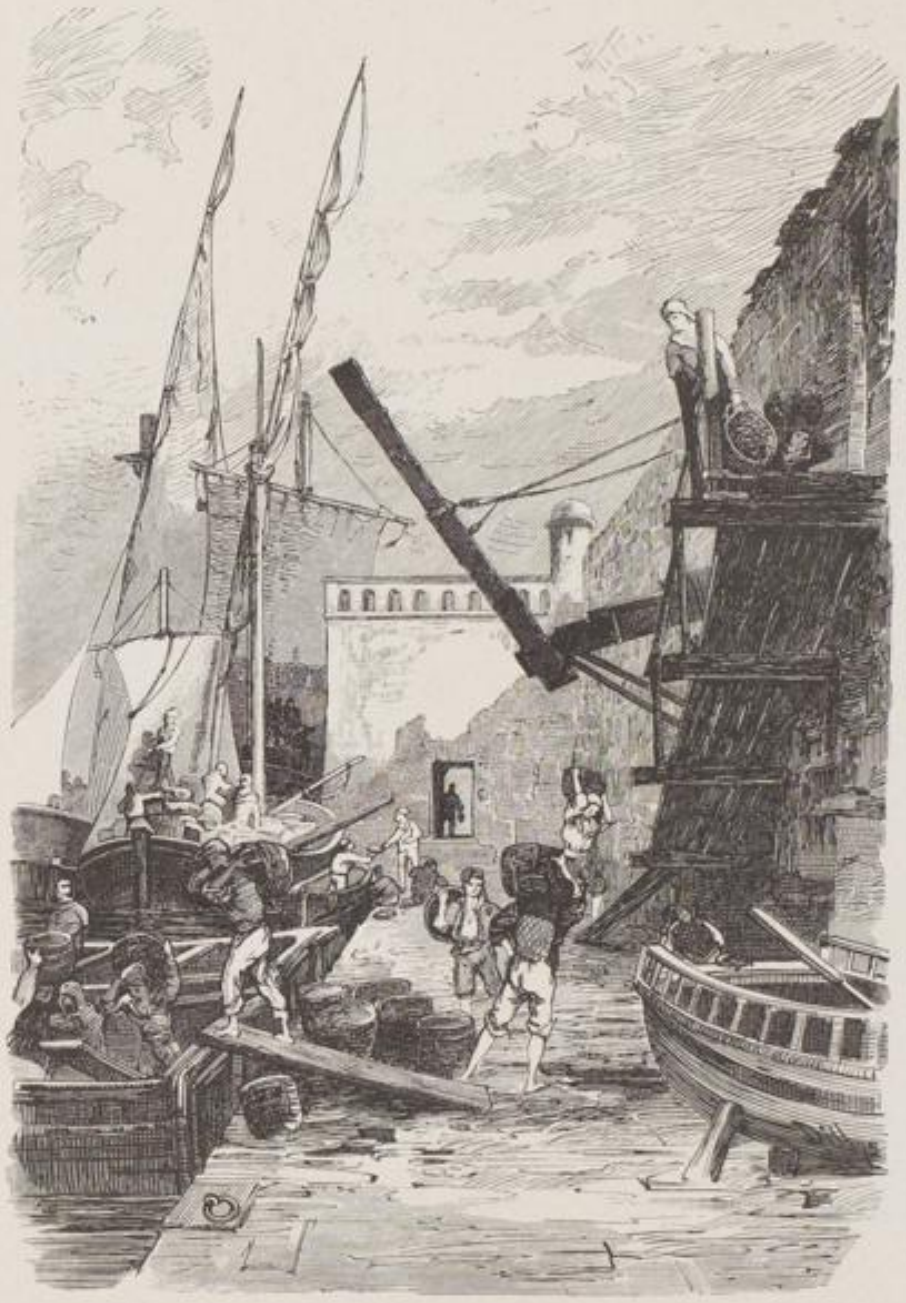
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch nie in Erfahrung bringen, wann eigentlich hier geschlafen wird. So wird denn auf die Wohnungen keine Sorge verwendet: fast nicht ein gesundes Fenster ist zu sehen, oder die es sind, haben die schwarze Farbe des Mittelalters an sich. Vor den Fenstern aber, an den verrosteten Eisen der Balkone hängen die grauen Fahnen der Armuth, die fortwährend lauttönende Défilés durch diese Straßen hält, und ihr zu Ehren wehen alle möglichen und unmöglichen Wäschstücke, oft nur in Wasser getauchte Lumpen oder unheimliche Fadenmassen, im lustigen Winde, der vom Meere her in dieses Gewirr einzudringen sucht.

Verlumpt ist auch, was hier von Gesichtern herumläuft; da ist nicht Ein richtiges Gepräge mehr zu erkennen, verwischt, ab- und angegriffen, verschwommen, hungrig, abgelebt, zerzaust und brodgierig sieht das Volk hier aus, und aus den dunkeln Augen blickt die Gier nach Sättigung, aus vielen auch die Erinnerung an die bourbonischen Zeiten taschenfüllender Plünderungserlaubniß. Schön sind nur die Fischer, die hier ihre Waare zu Markte bringen; ihrer die meisten haben das alte klassische Gepräge behalten, und eine gewisse Würde zeichnet sie vor den sie Umlungernden aus.



AM MOLO IN NEAPEL.

Hier hört man auch das schwerverständliche, echte Lazzaroni-napoletanisch, hier fliegen die echten Zeichen, mit Fingern und Händen, Arm und Kopf gegeben, herüber und hinüber. Und dieß zu sehen, jenem zuzuhören, ist ein vollkommenes Theater. Lösen wir dieses in einige Scenen auf!

Hier tosen zwei Melonenverkäufer, die ihre buntbemalten Stände dicht nebeneinander haben, mit wildem Schrei in die wandelnde Menge hinein. Wie liebt diese die saftreiche Wassermelone, jene, die drei Farben Italiens repräsentirende, immer dunkelrothe Frucht; denn für wenig Geld stillt sie der Bedürfnisse drei, wie des Lazzaron's Proverbio so schön sagt: „Cu nu rano magno, vevo, e me lav' a faccia.“ (Für einen Gran eß' ich, trink' ich und kann ich mir das Gesicht waschen.) Horcht, mit mächtiger Stimme ruft der Eine: „Castiellamare! che maraviglia! . . . So de Castiellamare!“ (Von Castellamare! Welches Wunder! Von Castellamare sind sie!)

Aber der Andere übertönt ihn: „Mo so benute da la rotta della neve, e so de foco!“ (Jetzt, jetzt sind sie aus der Eisgrotte gekommen, und sind doch voll Feuer!)

Und nun geht der Wettstreit los.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Oh! oh! che bellezza!! Che rrobba! che rrobba è chesta! È nu sole che mo esce!“ (Oh, welche Schönheit! Welche Waare! Welche Waare ist das! Gebt acht, jetzt geht die Sonne auf!) —

„No, no! ccà stannu li mellune veraci, chise lloco è la luna, lu veru sole beditelo ccà. Otto suoldi tutto, quatto mmiezu, e chì lu magna ccà purzì tre suoldi!“ (Nein, nein! Hier, hier sind die wahren Melonen! Jene sind der Mond, die wirkliche Sonne seht ihr hier! Acht Soldi die ganze, vier die halbe, und wer sie hier verzehrt, auch drei!)

Der Widersacher spaltet nun auf dem Haupte eines Buben eine seiner gepriesenen Früchte in großer Gewandtheit mit Einem Messerstreiche und wie erstaunt ruft er aus: „Uh, l'ottava meraviglia de lu munno; bidite, si avite uocchi, bidite! Fuoco! Fuoco!“ (Uh! das achte Wunder der Welt! Blickt her, wenn ihr Augen habt, seht! Feuer, Feuer!) — „Vesuvio! Vesuvio!“ tönt es vom Gegenüber.

„Etna e Mongibello.“ Aber auch damit ist die höchste Steigerung noch nicht erreicht, denn der Nebenbuhler spielt den letzten Trumpf aus, schreiend: „È lu nfiernu cu tutti li diavoli!“ (Hier die Hölle mit allen Teufeln!)

Da legt denn der College Messer und Melone weg, stemmt die Arme in die Seiten und spricht voll staunenden Aergers: „Bidimmo mò che cci hai da dicere cchiù!“ (Jetzt woll'n wir doch sehen, was du uns noch zu sagen hast!)

Und mit diesen Worten geht der Krieg von Neuem los.

In gleicher Weise schreit neben ihnen der Pizzajuolo, der Zwiebelkuchenhändler, die fetttriefende Zeppolajola: „Caure, caure scaglinozzole! quatto nu suold!“ (Warme, warme Maismehlwaffeln, vier einen Soldo!) Der Orangenhändler rasselt mit seinem Karren vorüber, über die Dächer dringt sein Ruf: „Pportovalle de Palermo! Scialate, scialate, ca mo è lu tiempu, scialate!“ (Schmaust, o schmaust! Denn jetzt ist es Zeit, schmaust!)

Seine Worte durchkreuzt schneidend die helle Stimme der zerlumpten Händlerin mit gerösteten oder gekochten Maiskolben: „Polanchelle tenerelle caude e belle! E cè lu latte! cu lu tutoro d'oro! Polanchelle!“ (Hühnchen, zarte Hühnchen, warm und schön! Mit Milch gefüllt sind sie, mit goldenem Eidotter! Hühnchen!)

„Chi vo vevere, chi vo vevere,“ gellt der Schwefelwasserverkäufer in die Ohren, „acqua zurfegna fridda, fridda, uh cume la tengo annevata!“ (Wer will trinken! Kaltes Schwefelwasser, eiskalt, oh, wie hab' ich's mit Eis verkühlt!)

„Mmpaglia segge!“ ruft die Strohstuhlflechterin ihr eigenes Gewerbe aus: „Mmpaglia segge“ — von Haus zu Haus.

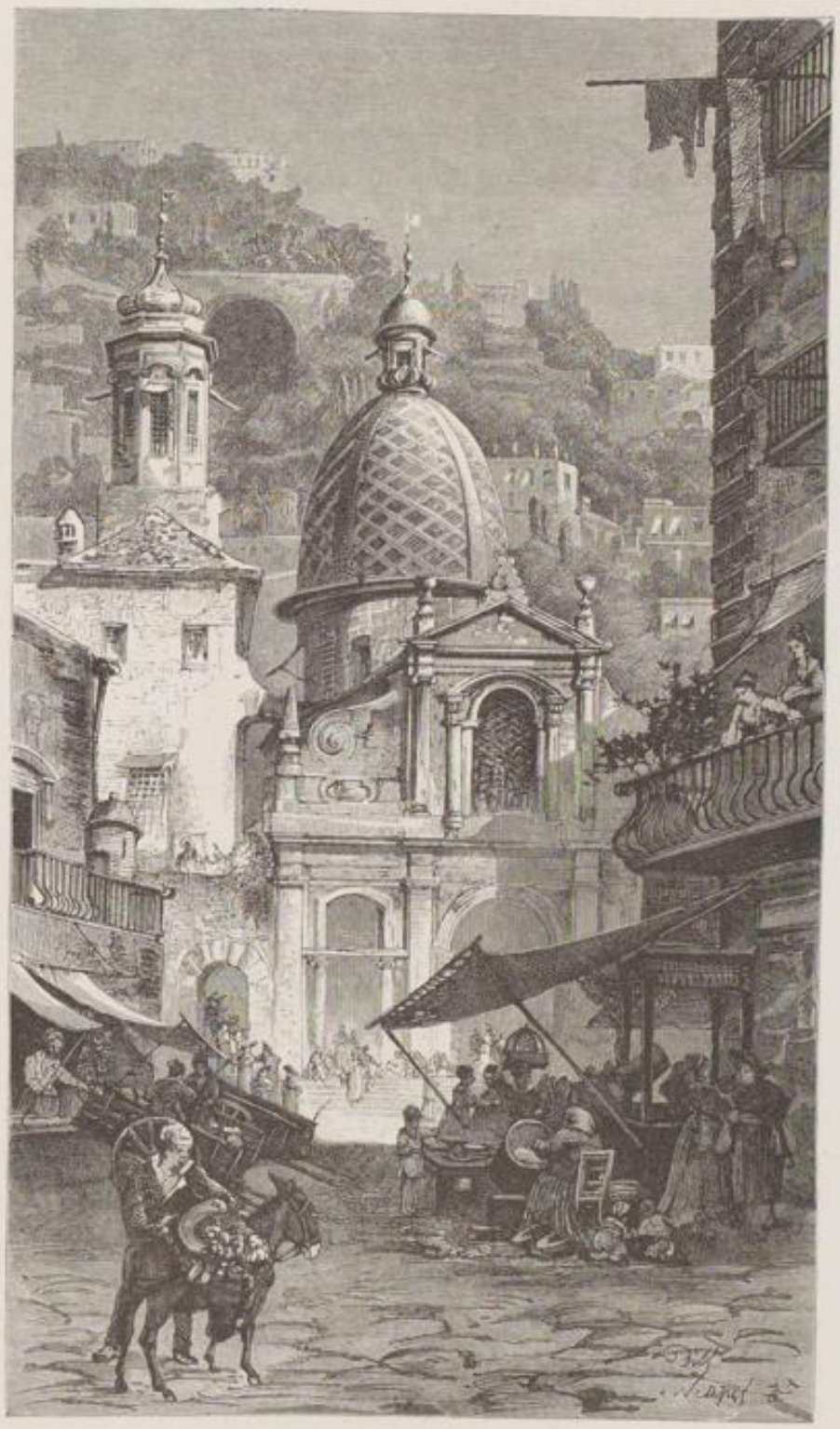
Facchini mit hochgethürmten Lasten auf dem Kopfe drängen sich stoßend durch die Menge, unaufhörlich tönt ihr Warneruf: „A nanze, guarda, a nanze!“ (Platz!) „Guarda, a nanze!“ — der Ruf der Kutscher, der Eseltreiber, des Milchhändlers, der seine Kuh vor die Häuser der Milchkunden treibt. Ueberall aber, wohin man den Kopf wende, klingt die Nummer der Kaufschillinge, überall: cinque, tre, sei — — —. Dabei fällt es auf einmal den großen und kleinen Glocken der zahlreichen Kirchen und Kapellen ein, ihre impertinent spitzen Stimmen zwischen die Menge zu werfen: der Glöckner schlägt mit seinen Hämmern immer toller an das Metall, das reizt wiederum den Zampognaro, aus Leibeskräften in sein fast berstendes Pansinstrument zu blasen; den Tamburellajo, mit wilden Schlägen sein bacchisches „Tammuriello“ geltend zu machen — — ach! Alle reizt es zu gesteigertem Tosen. Was von weiblichen jugendlichen Händlern auf der Straße irrt: die Eierverkäuferin, die Mozzanara oder Cigarrenendchenhändlerin, das Palmen- und Schilfbesen-Mädchen, die Haarflechterin, Bandweberin und Handschuhnähterin — das hüpft bei diesem Getön nur noch tanzend dahin, singend und pfeifend. Und mitten in der Menge kann man alsdann des Volkes Lieder hören, im tollen Uebermuthe singt es:

„Io voglio bene a vavata
E tu nun sai pecchè?
Vavata a fatta mammata
Mammata a fatta a te.
Io te voglio bene assaje,
E tu nun pienze a me!“

Ich liebe deine Großmama
Warum, das weißt du nicht?
Großmama schuf die Mama dein
Und Mama, die schuf dich!
Ich lieb' dich ohne maßen
Und du denkst nicht an mich!

* * *

Halt! hier gibt's Streit! Ein Händler mit Ricotelle von Massa (frischer Käse), ein Händler mit Franfellichi (gesponnener Honig) und ein Streichhölzchenhändler saßen im Winkel, Mora spielend. Einer wollte den Andern übervortheilen. Der Streit wird groß, eine Hand voll frischen Käses fliegt in die Vorübergehenden hinein, die baumsdicken Streichhölzer liegen auf dem Boden verstreut, der Dritte rettet seinen Honig — man kratzt sich in die Gesichter, man droht. Aber meint man, der Streit müsse beginnen, so sitzen sie wieder in tiefem Frieden beim einfachen Spiel. Ist es Festtag, so ist jede Hausflur ein Tanzsaal geworden, aus jeder Hausflur schallt das Tamburro, klappern die Castagnetten, ertönt das schrillende, zungengewandte Tarantellaliedchen im steten paukenden Gleichklang. Welche Begeisterung öffnet der hochfrisirten Dirne den Mund, wenn sie zum Tanze jubelt:



S. MARIA IN PORTICO IN NEAPEL.

La Tarantella:
„È la luna nummiezu mare,
Mamma mia, maritame tu."
Figlia mia, chi t'aggio a dà?
„Mamma mia, pensaci tu!"
Se te do nu scarpariello,
U scarpariello non fa pe te:
Sempe va e sempe vene
Sempe a suglia mmano tene:
Si lle vota la fantasia,
A suglia nfaccia a figlia mia.
„È la luna mmiezu mare etc."

„Scheint der Mond in Meeres Mitten,
Verheirathe mich, o Mutter mein!"
Tochter mein, wem soll ich dich geben?
„Mutter, das ist deine Sache allein."
Wenn ich dich einem Schusterchen gebe,
's Schusterchen ist nicht für dich gemacht.
Immer kommt und immer geht es,
Immer die Ahle in Händen dreht es.
Dreht sich die Phantasie dem Wicht,
Sticht meinem Kind er die Ahl' in's Gesicht.
„Scheint der Mond in Meeres Mitten ꝛc.

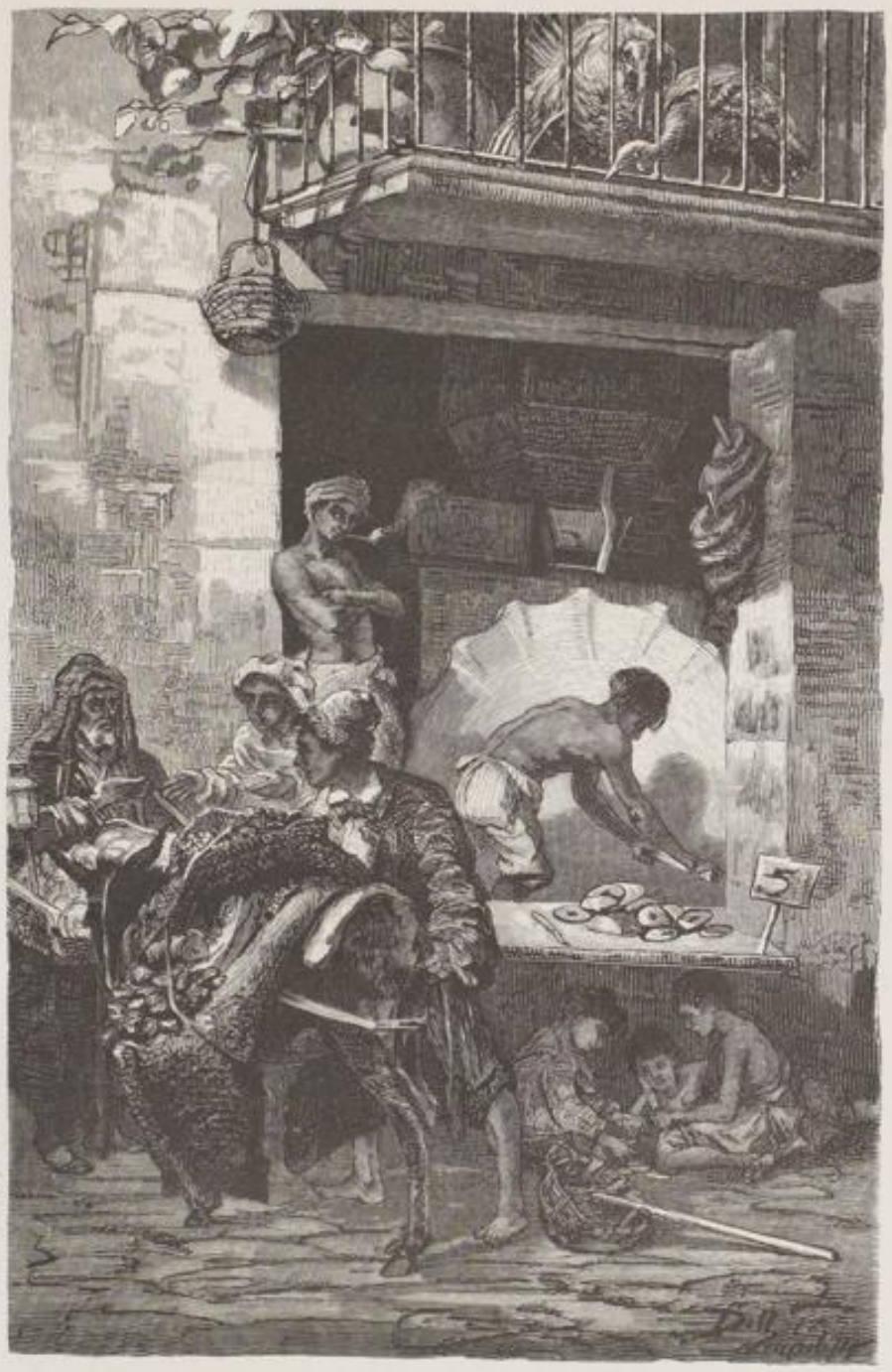
Wie oft doch klingt bei diesem nie nachlassenden Getön eines ewig handelnden Volkes, das auch die andern Straßen der Stadt füllt, und die Seele nie zu beschaulicher Ruhe kommen läßt, wie oft klingt es im Herzen, wenn das Auge nach den im blauen Dufte schwimmenden, traumstillen Inseln und Vorgebirgen schweift, jenes horazische:

„Beatus ille qui procul negotiis — —"

Ja, glückselig, dreimal glückselig Jener, der diesem Treiben von Zeit zu Zeit entfliehen kann, auszuruhen im Schoße der Natur, die hier so mild die Schmerzen des Leibes und der Seele zur Genesung wandelt. Glück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selig der, dem auf jenen sanften, weitschauenden Höhen ein lachendes Gartenhaus beschieden wird. Dort hinauf schallt das Tosen des Tages nicht. Wie fernes Rauschen des Meeres klingen die Wellen des Lebens dort unten und mischen sich sanft dem leisen Donner der Brandung an den Ufern. In den Gärten auf den Bergen blühen alle Blumen, und die immergrünen Bäume, die die Häuser mit ihren dichtlaubigen Schirmen decken, wehren dem Brande der Julisonne und halten den heißen Athem des Südwindes ab. Wie köstlich ist die Luft auf diesen Bergen! Auf diesen Höhen wähnt körperlos sich die Seele, und wunschlos beglückt athmet sie den Tag und seine ätherleichten Freuden.



VOR EINER BAECKEREI IN NEAPEL.

Die Mönche, die ihre Klöster hier oben unter den Bäumen baueten, andere waren sie, als die in der nervenerregenden Stadt siedelnden. In der Stadt wohnten das Laster bei dem Fanatismus, bei scheinbarer Armuth und Bedürfnißlosigkeit die Herrschsucht, der Ehrgeiz und die Habgier — — hier oben wohnten die Sanftmuth und Milde, die Zufriedenheit und Menschenfreundlichkeit. Sie lesen wir noch heute in den Augen des Benedictinermönches, der uns eben die kleine Pforte öffnet und mit ihr den Eingang in ein Paradies erschließt.

Wir sind auf dem Camaldoli.

Zwischen Gartenmauern, mit stetem Rückblick über blühende und duftende Gärten auf das Meer und seine Inseln, führte uns der Weg; durch ein schattiges Kastanienwäldchen, in dessen dunkeln Moosgründen das purpurne Alpenveilchen blüht, wo im Lenz ganze Chöre von Nachtigallen schlagen, windet er immer bergan sich bis zur Pforte des oft besuchten Klosters. Wie in den Himmel gehoben, in glücklicher Erdenferne liegt es unter seinen uralten, immergrünen Eichen, von göttlichem Frieden umhaucht, von Waldvögeln umflogen, und da unten deckt die Stadt mit dunkeln, steinernen Flügeln das Land am Meere, breitet sich dieses in silberleuchtender Fülle zwischen den blühenden Küsten aus: ein Bild, so groß, so in sich gesammelt, so beruhigend, so liebelächelnd und sanft, daß aller Frieden der Welt über ihm ausgegossen zu sein scheint; denn kein Laut dringt hier herauf: die Vögel singen in den Wipfeln, die Blätter lispeln, Schmetterlinge, die süßen Luft- und Duftgeborenen, küssen sich in mildem Sonnenschein, Ameisen ziehen schweigend ihre kleinen Bahnen — — — und der stummgewordene Mensch steht und schaut stunden- und stundenlang in diesen Glückstraum hinein, von seligen Schauern übernommen, gerührt, begeistert, von reicher Liebe für Gott und Menschen erfüllt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier oben vergißt sich wohl jeder Schmerz, jeder Wunsch schweigt, und keine Leidenschaft erregt das Herz. Die Stadt da unten, die Städte da draußen über den Alpen, die Gehässigkeit, die Gemeinheit der Menschenseelen allüberall — die Gedanken an Alles, was uns einst weh gethan, sie beunruhigen uns nicht mehr. Wir leben der holdesten Gegenwart. Unsre Gedanken sind ein Theil der Zeit geworden, der nie rückschauenden, der sanft und lautlos weitergleitenden, wie auf leichtem Segelboote schwimmen wir auf ihrem Meere dahin und sehen keine Küsten mehr und verlangen nach keiner Landung.

Aber der Abend naht, aber die Sonne sinkt. Schon über die dämmernden Ponza-Inseln neigt sich der Wagen des Gottes. Schon nach den löschenden Wellen kehrt er die flammende Fackel des Tages. Wie Liebesgötter umflattern ihn die rosigen Wölkchen, die um Ischia's stolzen Epomeogipfel schwimmen. In dichten Scharen auch kommen sie hinter Capri's schwärzlichem Fels herauf und drängen sich über die glänzende Sorrentohalbinsel, über den Monte S. Angelo nach dem düsteren Helden dort, dem Vesuv, ihm das alternde Haupt mit jungem Rosenschmucke zu krönen — dann eilen auch sie der Sonne nach, in die Fluth hinab. Aber wie mit einem Zauberschlage breitet der Himmel jetzt seine Purpurteppiche über das dunkelnde Land. Himmel und Meer, Berge und Inseln, im klarsten, reinsten Violett erscheinen sie, einem Amethyste gleich glänzt der Vesuv, wie durchsichtig.

„Wie ernst und still von leichtem Rauch umzogen,
Steht der Vesuv in veilchenfarb'nem Kleid!
Es dehnt sich wie ein Blüthenkranz der Bogen
Der Berge bis zum Cap Minervens weit;
Von trunk'nem Roth ist Alles überflogen,
Rings schimmert höchste Erdenherrlichkeit.
Der Himmel scheint beim abendlichen Schweigen
Zur blüh'nden Welt im Kuß sich hinzuneigen."

Dann dunkelt die Pracht hinab, aber noch ehe der letzte Schein verglimmt, steigt der Mond über der Somma herauf, begleitet von der Schar großer schöner Sterne, und Berg und Land, das Meer und die Stadt zieht ein anderes prächtiges Gewand an, das Gewand der Königin der Nacht. Und wollustathmend schreitet diese durch die Straßen und stillen Wege unter den Bäumen dahin, pflückt die Düfte von den Orangenbäumen, entflammt die Lippen zum Kusse, die Herzen zum Liede, und am strahlenden Strande von Santa Lucia ertönt es:

„O dolce Napoli
O suol beato!
Dove sorridere
Volle il creato.
Tu sei l'impero
Dell' armonia:
Santa Lucia! Santa Lucia!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

POMPEJI.

Der schöne gefährliche Nachbar.

„Aber der Herrscher Vesuv steht herrlich in purpurner Pracht da,
Ruhend ein Held, der stumm auf's Schlachtfeld schaut und die Todten,
Nimmer von Reue bewölkt und gelehnt am blitzenden Kampfspeer."

(Gregorovius: Euphorion.)

Nicht alle cyklopischen Schmiedeöfen, in denen die urschaffende Kraft unsre Erdmasse dereinst zu Bergen und Felsen schmolz und schmiedete, wurden an jenem siebenten Tage auch gelöscht und abgebrochen: einige blieben vergessen inmitten der Schöpfung im Feuer stehen, und schicken, unüberwacht und unbemeistert von des Werkführers kundiger Hand den ungeformt gebliebenen, flüssigen Urstoff in überquellender Fülle, zu Furcht und Schreck der kleinen Menschen da unten, die in ihrer Nähe wohnen, in das Land hinein.

Wo die Natur am schönsten blüht, wo sie das tiefste Glück athmet: diese vulcanischen Werkstätten. Hier der Vesuv — drüben der Aetna. Verlor sich der Meister in Träumen ob all der Wunder, der Pracht ringsum, sinnend über herrlichstes Werk? Vergaß er darüber das Feuer zu löschen, das die rohe Erdmasse, den dunkeln Kern des Gebirges ruhig weitersiedet und überfließen läßt, die trauten Stätten verwüstend, schön bestehendes Leben versteinend?

Wie ein großes Räthsel liegt der Vesuv am heitern Golfe, Titanen zur Lösung verlangend. Wie olympische Orakel donnert er über das Meer und über der Menschen Behausungen — aber diese kleinen Menschen schauen zu ihm wohl hinüber, ängstlich, besorgt, doch keiner versteht ihn in seiner Größe. Wie Ameisen um die Klauen des schlummernden Löwen wirkt und webt ein Geschlecht von Bauern und Gärtnern um seinen Fuß — der Löwe erwacht, brüllt und schüttelt die gewaltige Mähne und zertritt das winzige Gewimmel zu seinen Füßen, brüllt und legt sich wieder zum Traume hin. Und da sind auch die Ameisen wieder und zahlreicher als zuvor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So treibt es der Berg, so treiben es die Menschen, die ihm anwohnen, seit Jahrtausenden, und wenn Niemand seine Geschichte geschrieben hätte, er schrieb sie selbst mit tiefen Riesenlettern und glühendem Griffel auf die Fluren Campaniens bis zum Meeresstrande hinab. Da kannst Du sie, Wanderer, staunend lesen von den alten Pergamenten Pompeji's, vom Jahre 79 an, bis auf das Jahr seines jüngsten Feldzugs. Du liesest sie im Schoß der Erde, wo Du hinabsteigst zu Herculanums in Lava balsamirter Leiche, oder in den modernen Häusern der Städte Torre del Greco, welche achtmal aufgebaut wurden, Torre Annunziata, Portici und San Sebastiano.

Du trinkst sie im gluthigen Feuerwein, der der Asche entwächst, und vermagst sie noch zu studiren in dem wandelbaren Charakter eines Volkes, das sich „Söhne des Vesuvs" nennt.

Aber die Geschichte des Berges ist wie die aller napoletanischen Herrscher eitel Völkertod, Mord, Brand und Plünderung. Vor ihm geht Feuer her und hinter ihm liegt das Land todt! Wie ein siegender Cäsar fuhr er gefühllos über die Städteleichen Stabiä's, Herculanum's und Pompeji's dahin, nicht achtend des zertrümmerten Marmors an Tempeln und stolzen Theatern, der unter den Hufen seiner Feuerrosse knirschte, in Staub zertretend die morsche Wohnung des Winzers, mit den glühenden Raben der Räder die Bäume versengend, die Reben reißend vom grünen Gehege. Hoch in die Wolken schwingt er die Fackel, die ihm zum Zerstörungswerke leuchtet, er zwingt die Nacht zum hellen Tage:

Ich spotte der Nacht und Dunkelheit.
Ich spotte der Morgenröthe:
Durch alle Himmel glänzt mein Kleid,
Sein Feuersaum ist meilenbreit,
Sein Rauschen heißt: „Tödte! Tödte!"

Steht man auf einer Höhe im Westen oder Norden Neapels und blickt hinüber nach den Gefilden, aus denen der Vesuv vereinsamt sich auf seinem Throne hebt, wie geflohen von den Bergen, die weitab von ihm in langen Zügen nach Süden wandern, so liegt es fortwährend wie Schatten tiefer Trauer mitten in jener blühenden und vom Menschenfleiß wohlbebauten Ebene. Düstere Trauerflöre hangen von dem dunklen Herrscherthrone in das Land hinein. Der Wanderer meint dann, Wolkenschatten zu sehen; aber blicke hinauf, ein klarer, reiner Aether breitet sich da oben und kein Wölkchen schwimmt in dem Luftmeere; denn was auf der Höhe des Berges schwebt, ist feuergeboren, ist Rauch. Und jene vermeintlichen Schatten sind die unheimlichen Lavaströme, welche aus dem bezaubernden Antlitz zu tilgen, der alle Wunden heilenden Natur auch in Jahrhunderten noch nicht gelang. Jene Ortschaften aber am Meere, von Neapel angefangen, Barra, S. Jorio, S. Giorgio, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata mit Bosco tre Case und Bosco Reale, stehen fast alle, wie Inseln in der Lavafluth, auf Lavaboden, ihre Felder und Gärten sind altes und neues Aschenland. Ebenso jene, die in größerer Nähe den Berg umkreisen, wie S. Sebastiano, das am nächsten Neapel liegende, dann Massa di Somma, Pollena, S. Anastasia, Somma und Ottajano und unzählige andere Häusergruppen im Westen. Sie alle haben schon schwer gelitten, und die Alten wie die Jüngsten ihrer Einwohner wissen gar viel zu erzählen von den Schrecken des Berges. Zwanzig Ausbrüche zählt dieses Jahrhundert, von 1804 bis 1872 gerechnet, allein. Daß seine Kraft in nichts geschwächt worden, zeigt der Ausbruch von 1872, der einer der großartigsten war, die, mit Ausnahme der Eruption von 1631, seit Pompeji's Untergange je erlebt wurden. Gegen zwanzig Millionen Kubikmeter Lava schüttete der Berg über das gerade in der Blüthe des Frühlings stehende Land und verwüstete zum großen Theile die freundlichen Ortschaften S. Sebastiano und Massa.

Noch heute dampft die Lava, und die Steine, die unsre Hand zwischen den Weingärten in den Schluchten und Gräben, die die Lava bildete, sammelt, sind oft noch glühend heiß, und im tiefen Grunde glüht die vulcanische Masse noch Jahrhunderte fort. Aber fröhlichstes Leben regt sich wieder auf und zwischen den erstarrten Strömen, wer damals in Angst und Hast geflohen war, ist längst wieder zurückgekehrt, mit Hacke und Schaufel alte Wege aufzusuchen oder neue zu bahnen, die Reben wieder zu ziehen, junge Bäume zu pflanzen, die nirgends üppiger gedeihen, als wo sie das unmittelbare Blut des Erdherzens nährt. Wieder baut er seine schwalbennestähnlichen Häuser dicht an den Fuß des Berges, neben und auf die Lava, die ihm das Material zu diesen, wie zu seinen Mauern und der Pflasterung der Orte geben muß. So thaten es seine Väter seit Jahrhunderten, so wird er es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im nächsten Frühling thun, wenn ihm im heutigen Herbste der Berg wieder sein Eigenthum zerstören sollte. Welch geheimnißvollen Zug übt doch das Gefühl der Heimathliebe!

„Süße Vaterlandeserde,
Zwar von Lava schwarz gestreift,
Wo noch weidet meine Heerde,
Wo noch meine Traube reift.

Meine Heerde will ich weiden,
Meinen Most in Scherben thun;
Was da kommt, ich will es leiden
Und so lang in Frieden ruh'n.

(Rückert.)

Schauen wir von unsrer Höhe nach jenen Häusern hinüber, so erscheinen sie gleich weißen Krystallen in der dunkeln Schlackenmasse, gleich einer leuchtenden Lämmerheerde auf den grünenden Inseln inmitten der schwarzen Lava.

Wandern wir aber hinaus zu ihnen, so gerathen wir dicht hinter Neapel in ein freundliches Gewirr von Gassen und Gäßchen, die sanft aufsteigen zu den Ebenen an den Hängen des Berges und uns hineinführen in die wohlbebauten Felder und Weinberge. Ueber die Wipfel der Ulmen und Pappeln klettert der Wein, in den Hecken blühen die Rosen; Feigen und Granaten entwickeln sich zu niegesehener Pracht. In die hohen Pinien- und Cypressengehölze hinein drängt sich wie Schutz suchend vor dem hier allgewaltigen Brande der Sonne der dichtbelaubte Stamm der Orange und Limone. Des Südens gesammte Pflanzenwelt, hier erscheint sie in reicher Fülle. Die Sammler dieser Schätze, die Vesuvanwohner, sind ein armes und bescheidenes Geschlecht. In Darbniß und harter Arbeit großgezogen, verlangen sie von dem Leben nichts, als was dieses knapp zu erhalten vermag. Ihre weinüberwachsenen Hütten, so lieblich sie dem vorbeiziehenden Wanderer erscheinen mögen, bergen nichts von dem, was die Welt da draußen zur Bequemlichkeit braucht, nie auch hat der kleinste Luxus sie betreten.

Einen Raum nur umschließen diese rohgefügten Mauern, und dieser Raum ist Küche und Schlafgemach, ist Stall und Keller, Alles in Allem. Schwarz sind die Wände im Innern, rauh der Fußboden, hart das Bett, das der gesammten Familie für kurze Stunden zur Ruhe dient. Die großen Weinfässer auf mächtigen Holzböcken sind der Schatz, die Feldgeräthe der Besitz und das Spielzeug der Kinder, die frei und unerzogen wie die Vögel des Feldes aufwachsen.

Die Freude der Armen ist der Garten mit seinen Fruchtpflanzen, seinen Bäumen und Reben, deren Früchte aber zum größten Theile dem Besitzer in den Städten gehören. Der Rest aus dem Ertrage genügt eben knapp für die Familie des Bauern.

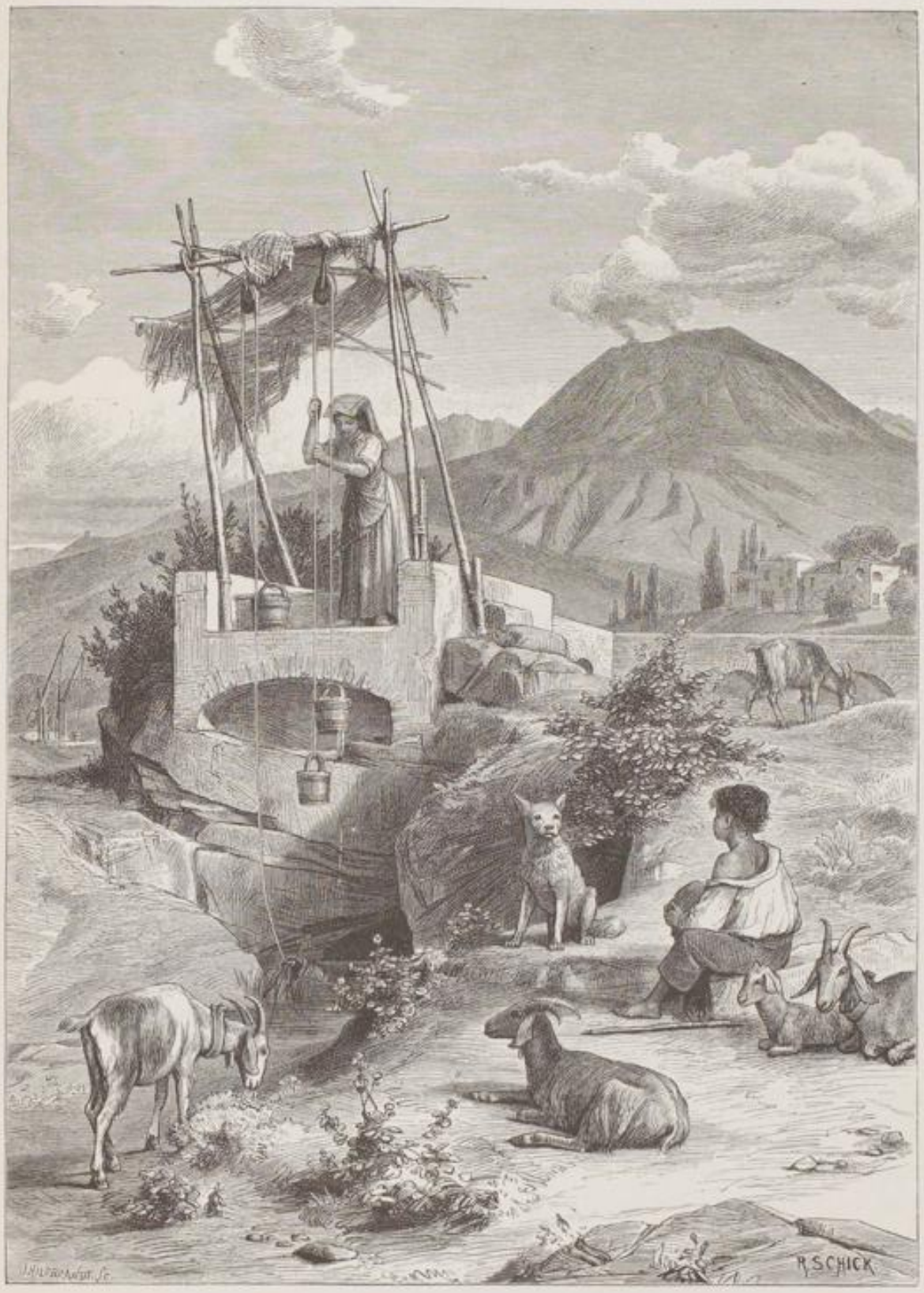
Seine Freude ist der Garten — und hoffnungsfroh sieht er seine Weinreben in Blüthe stehen, sieht er die Bohnen und Pomidoro ihre Früchte ansetzen, bemerkt er das Schwellen der duftigen Früchte in den Zweigen. Ueberall begegnet man dann in diesen Ortschaften zufriedenen, stillglücklichen Gesichtern. Es beginnen die herrlichen Tage des aus reichem Füllhorne schüttenden napoletanischen Frühlings; die Sonne mit mildem Schein, der Himmel mit warmen Regengüssen übernehmen die Arbeit und entlocken täglich neue Schätze dem wohlgepflegten Boden. Orangenduft füllt die Luft, und Duft von tausend kräftigen Kräutern weht auf Schwingen des leishauchenden Windes über die Campagna. Den Tagen folgen selige, mondscheindurchstrahlte Nächte, und Frieden athmet die ruhende Landschaft.

Wohl donnert es manchmal vom Berge her und verhallt grollend in den schwarzen Schluchten der zerrissenen Somma, wohl blickt dann der Bauer nach dem gefährlichen Nachbar hinüber, der aber haucht ruhig wie einen Opferrauch seine bläuliche Wolke in die Luft — und die Sorglosigkeit schlummert ruhig weiter.

Da, um Mitternacht erhebt sich ein grauser Sturmwind, und dem Klappern der Fenster und Thüren, dem erregten Rauschen der Bäume mischt sich ein brüllender Donner. Gewitter ist das nicht, der Himmel ist klar, mondhell und sternenbedeckt — das ist der Berg!

Der erschreckte Landmann stürzt hinaus und — sie kommt: in breiten, wallenden Wogen, einer Feuerschlange gleich, stürzt sie in toller Hast die Aschenwände herab — die gräßliche Zerstörerin, die Lava kommt! Mit Donnergekrach hat der bis zum Rande gefüllte Berg seinen Kessel gesprengt und schickt seine feurigen Massen hinab in's Thal. Laut auf schreit der Starrende. Alle Heiligen ruft er an, sein Weib, seine Kinder ruft er. Jetzt gilt allein noch die Flucht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



SCHOEPFBRUNNEN AM FUSSE DES VESUV.

Schon setzt die vorwärtsquellende Lava den rennenden Fuß in den nächsten Garten, schon umspannt sie mit glühenden Armen die harzigen Bäume; an den Pinien, in den dunkelragenden Cypressen klettert die Flamme hinauf, die Reben reißt sie brennend aus den Wipfeln, Stämme bersten mit lautem Knall, und das wilde Knistern und Knattern des Alles fressenden Elementes dringt bis hier herüber. Da! jetzt ist sie in des Nachbars Garten über die Mauer gesprungen und schießt auf das Haus los, drängend gegen die dünnen Wände — sie bersten und die helle Lohe schlägt aus dem gesprengten Dache heraus.

Und immer lauter donnert es von dem flammengekrönten Gipfel des rasenden Berges. Wüstes Geschrei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erschallt aus den Gärten, aus allen Thälern. Fackeln blitzen auf, und die kleinen ängstlichen Stimmen der Kapellenglöckchen wimmern durch die feuergeröthete Nacht und mahnen zur Flucht! zur Flucht! Horch, schon fallen Schlacken und Steine raschelnd auf das Laub. Jetzt nur fort!

Ueberall ist es lebendig geworden, in allen Gründen rüstet man sich, die Stätten wildester Gefahr zu fliehen. Hier treibt man in toller Hast das ängstlich klagende Vieh zusammen — Wäsche, Betten, Schränke, Fässer, all der armselige Hausrath wird verladen — die Weiber jammern und schreien, die Kinder weinen und starren mit blitzenden Augen nach der näherrückenden Gluth. Diese hat ein zweites Haus ergriffen — ein drittes, und jetzt tritt sie ein mit wallenden Rauchfahnen und übermüthigem Geknatter in des Dörfchens enge Gasse, die Thüren sprengend, die Räume bis über das Dach füllend, Mauern und Dächer vor sich hertragend, überstürzend, rollend.

Aber diese Häuser standen schon leer; die kleinen Karavanen, schon auf dem Wege nach der Stadt, kann der Gluthstrom nicht mehr erreichen. Thalwärts geht der Weg durch die von Regengüssen zerrissenen Runsen, welche von Bimssteinen und Lavabrocken dicht gefüllt sind. Immer neue Züge ziehen unter Schreien oder hastigen Gesprächen vorüber. Jeder hat etwas zu erzählen, Befürchtungen werden laut, Hoffnungen trösten dazwischen.

In Portici und Resina sind alle Fenster erhellt, vom Widerschein der Lava und angezündeten Lichtern. Auch das Meer zittert, bis Capri hinüber angehaucht von der purpurnen Gluth.

Und neue Feuerströme ergießen sich nach andern Richtungen, und immer neue. Die beiden Torre am Meere, man sieht, wie die Lava ihnen entgegenrückt, müssen jetzt auch zur Flucht rüsten — — —.

Lange kämpft die Morgenröthe, die über dem qualmenden Berge heraufsteigt, mit dem Feuerschein; lange überstrahlt er sie. Dann siegt das Sonnenlicht und in seinem Glanze geht die Gluth unter und nur schwarzgrauer Rauchdampf bezeichnet noch den Weg der Städteverwüsterin.

Wie herrlich ist der aufgegangene Tag, wie mild lächelnd dehnt sich das duftüberhauchte Meer in dem Lustbecher des Golfes. Die Orangen duften wie immer, freudig blühen die Oleander, alle Blumen stehen erfrischt von dem Thaue der Nacht. Auf der Straße aber, die nach Neapel führt, auf der so schönen meergesäumten Straße wirbelt dicker Staub; in seiner undurchdringlichen Wolke wallet das arme Volk des Vesuvs dahin. Auf Karren und Wagen, auf Körben und Lastthieren wird der dürftige Besitz dahingeschleppt. Jeder denkt nur an sich. Flüche, Drohrufe erschallen, Peitschen knallen — Jeder will vorwärts kommen.

„Mit schwächeren Thieren der eine,
Wünschte langsam zu fahren, ein anderer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren,
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten."

(Goethe.)

Aber auch die Reichen räumen die Villen in den Gärten und eilen nach dem sichernden Neapel oder besteigen die Schiffe, die schon seit der Nacht segelbereit in den Häfen liegen.

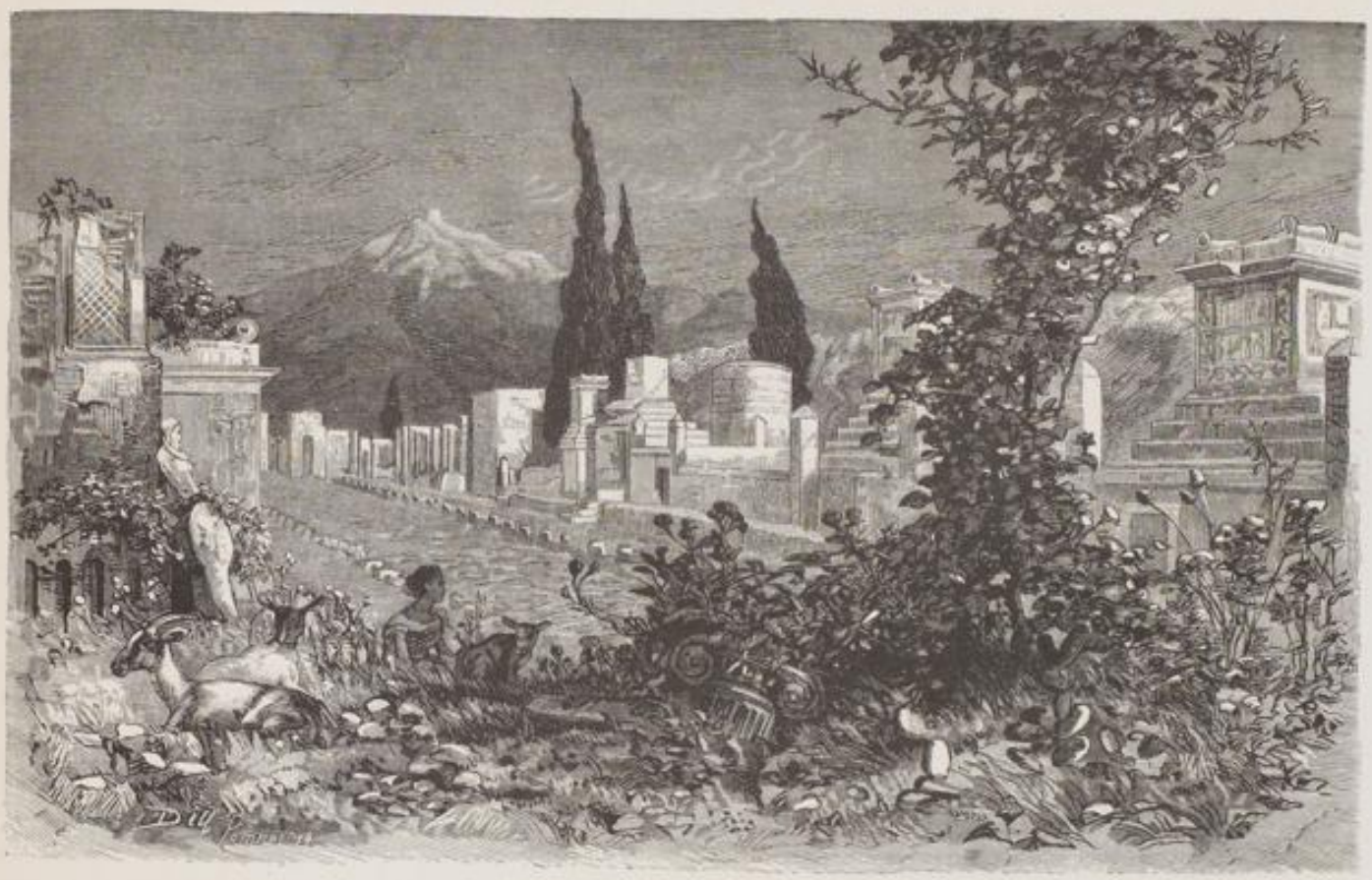
Es ist Mittag geworden und jetzt erfährt man, welchen Schaden die Lava angerichtet. Auch zahlreiche Todte hat es gegeben; man fand sie von fallenden Steinen erschlagen, von der Gluth angesengt. Viele werden vermißt. Von den Neugierigen, die auf den Berg, bis zu dem Hause des Eremiten gestiegen, oder über das Osservatorio nach dem Atrio del Cavallo vorgedrungen waren, Fremde und Einheimische, die das Schauspiel in unmittelbarer Nähe sehen wollten, sind viele nicht zurückgekehrt, und nach diesen ist überall bange Nachfrage. — Wieder senkt die Nacht sich über die campanische Landschaft, aber die Ruhe kommt nicht mit ihr, denn stärker und immer mächtiger donnert der Berg. Wie ununterbrochenes Kanonengebrüll tönt es in die Stadt Neapel hinein, und zitternd klirren die Fenster und klappern die Thüren in allen Häusern. Das Volk fürchtet ein Erdbeben und flieht aus den quetschenden Straßen, auf die Plätze oder in die Kirchen, auf welchen ohne Unterlaß die Glocken klingen. Gesang der Priester, Weihrauchduft, Processionen, laute Gebete zum Schutzheiligen der Stadt, dem S. Gennaro, Gedräng und Unruhe überall. Immer lauter donnert der Berg. Es ist Mitternacht, und wieder deckt den östlichen Himmel der wilde Gluthbrand, wieder leuchtet das Meer bis auf den Grund. Wie langsam schleichen die Stunden. — —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da schweigt der Berg. Er schweigt plötzlich. Eine unheimlich gähnende Stille dringt erschreckend in die Gemüther. Jeder fürchtet das Schrecklichste. In Angst und Sorgen unter fieberhaftem Halbschlummer wacht man den Tag heran.

Aber es will nicht Tag werden. Die Stunde des Sonnenaufgangs ist vorüber, aber graue, öde Dämmerung liegt noch über der Stadt. Nirgends ein Laut. Wir athmen erstickende, beängstigende Luft — wir öffnen in Hast die Balkonthüren weit und — Entsetzen benimmt uns. Welcher Anblick! Soll uns das gräßliche Schicksal Pompeji's werden? Keine Luft mehr — kein Himmel — kein Meer, kein Garten ist mehr zu schauen: eine düstere Leiche, liegt die Landschaft bereits unter schwarzer Asche; und noch immer, die Schultern bedeckt sie, füllt Augen und Ohren, noch immer rieselt sie herab in dichten Flocken wie schwarzer Schnee, und steigt auf allen Flächen höher und höher. — —

Wer den letzten furchtbaren Ausbruch von 1872 mit erlebte, dem wird vor Allem jener unheimliche Sonn-



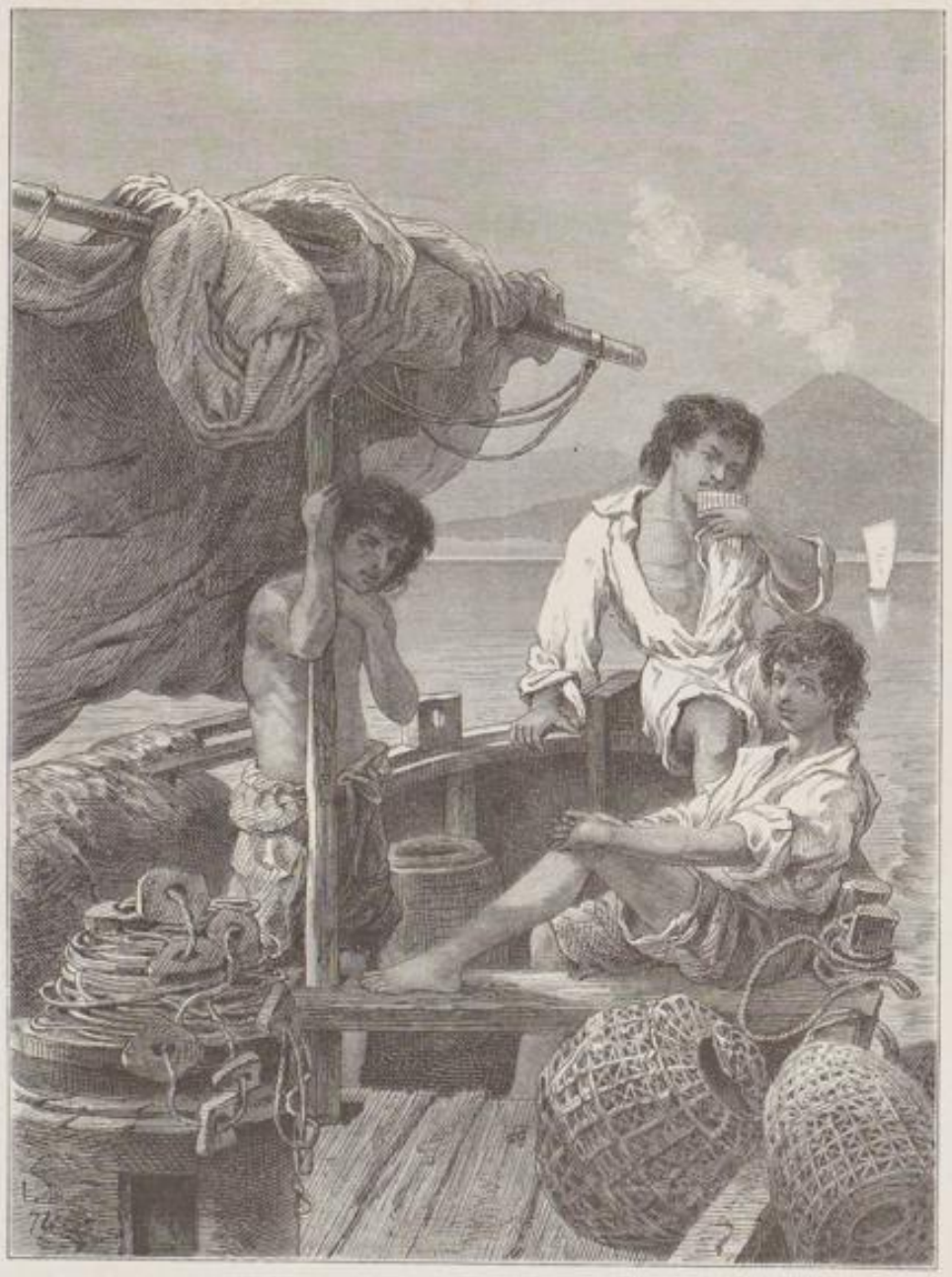
ABEND AUF DER GRAEBERSTRASSE POMPEJI'S.

tagsmorgen (28. April), wo es nimmer Tag werden wollte, mehr als die übrigen Schrecken in steter Erinnerung bleiben. Tagelang hält gewöhnlich der Aschenregen an und weithin weht oft der Wind die äschernde Wolke; selbst in dem fernen Calabrien ist schon Vesuvasche gefallen. Doch leitet diese Erscheinung den letzten Akt des Drama's ein, das zumeist beschlossen wird mit furchtbaren Gewittern, die wie im Krater geboren, dessen Ränder umdrängen und Blitz auf Blitz in dessen qualmende Tiefe schleudern: Juviter, der den Titanen Typhoëus mit olympischen Waffen bekämpft.

* * *

Wer nach Rom kam, suchte von jeher den Papst zu sehen; wer die Sirenenstadt am Golfe besucht, besteigt unter allen Umständen den Vesuv, und dieß ist weder ein Wagstück, noch ein Kraftstück. Der Löwe schlummert zumeist und ruhig läßt er die kleinen Menschenameisen auf seinem Rücken herumkriechen. Man steigt über Lavablöcke, man watet bis an die Knöchel im Aschensande, man trinkt eine Flasche Vesuvwein, schreibt seinen Namen in das Fremdenbuch der „Eremitage", bewundert entzückt die unermeßliche Aussicht über Meer und Land, und kann am

Abende, wenn man am Vormittage auszog, wieder wohlgemuth in einem napoletanischen Theater sitzen. So thut's der frohgenießende leichtlebige Wanderer. Der ernste Forscher hat mehr zu thun. Ihm gehört das Observatorium mit seinen schönen Instrumenten und seinen reichhaltigen Sammlungen, ein stets gefährdeter Vorposten der Wissenschaft. Dem Geologen und Geognosten ist in des Kraters Tiefe Gelegenheit geboten, in die Geheimnisse und Räthsel der Erde einzudringen. Hier ist ihr großes Herz bloßgelegt und er kann mit kundiger Hand dessen Schläge messen. Die Gelehrten aller Welt waren hier, in allen Sprachen wurde über den Berg geschrieben, so daß seine Literatur eine ganze Bibliothek bildet. — Aber auch die Dichter aller Völker kamen, angezogen von der unendlichen Größe und Erhabenheit der Erscheinungen. Wir finden ihre Namen in den alten Fremdenbüchern und lesen mit Verehrung Byron, Alfieri, Dumas, vor Allen aber, uns Deutschen theuer, den Namen des Titanen Wolfgang Goethe, 6. März 1787!



IM HAFEN VON PORTICI

Viele Dichter kamen nach ihm, bis auf Lingg und Gregorovius herauf, aber eigenthümlich ist, daß keiner sich von dem gewaltigen Berge zu besonders hohen Tönen hatte begeistern lassen. Kein des Riesen durchaus würdiger Sang ist erschollen; man forscht nach dem Grunde dieser Erscheinung und muß Chateaubriands Meinung zustimmen, wenn er sagt, daß große Menschen, wie große Gegenstände, weniger als man glaubt, dazu passen, große Gedanken zu erwecken. Ihre Größe liegt gleichsam zu Tage, und Alles was man, außer der Thatsache, hinzufügt, dient blos dazu, sie zu verkleinern.

Vermögen wir also nimmer, mit Ruhm seinen alten Scheitel zu krönen, so winken wir ihm, wenn uns die Eisenbahn über schwarze Lavafelder hinweg nach dem auferstandenen Pompeji führt, unsern kleinen Dank zu, dafür, daß er uns unter seinen ehernen Fittichen eine glänzende Seite der alten Geschichte lebendig erhielt, und begrüßen ihn als treuen Wächter an den schönen Urnen heitern Griechenthums und als majestätischen Hüter des goldenen Golfes.

„Du stehst vor Napel, o Vesuv,
Du flammenhauchender!
Und das ist drüben dein Beruf,
Aetna, du rauchender!

Laßt ungestört an euerm Fuß
Wohnen die eurigen,
Und unsern Freunden einen Gruß
Gebet, ihr feurigen!"

LAGO DI FUSARO BEI BAJA.

Auf den Ruinen des Griechenthums.

Ich hört' einst eines Gottes Klaggesang
Von einem dem Erlöschen nahen Sterne.
„Es war," rief jener Genius, „schön vor Allen
Und leuchtender als Alles meine Welt,
Mein Werk und meine Schöpfung! nun gefallen,
Zerstob im Raum sie, den sie einst erhellt."

(S. Lingg.)

Die Gräberstraße italischen Griechenthums schreiten wir entlang: Cuma — Pompeji — Pästum. Schweigen und Tod allüberall. Aber in welch' lieblicher Gestalt erscheint er uns hier, der völkervertilgende Tod! Als Genius mit sanft geneigter, verlöschter Fackel steht er noch heute auf diesen heitern Tempelresten, als Genius ewiger Jugend. Das Schöne ist ja ewig jung und sein süßer Hauch belebt auch altersgraue Ruinen, gestürzte Säulen und Grabverließe. Wie anders ist seine Gestalt in Rom, dem gewaltigen Rom, „ein ragender Cäsar!" Hier?

„Wie der lachende Amor,
Thanatos, scheinst du mir hier in dem schimmernden Schutte Pompeji's,
Spielend mit goldenem Staub und mit Scherben zerbrochener Vasen.
Und aus Lapis Lazur und verlorenem Schmucke der Mädchen
Stickst du die Grabmosaik phantastischer Märchengestalten."

(Gregorovius.)

Wir sind in Pompeji. Auf antikem Pflaster wandern wir durch das Thor von Herculanum nach der Gräberstraße, und setzen uns auf die Steinbank am Grabe der Priesterin Mamia. Hier ist zunächst der Ort der Sammlung, der rechte Ort, die wehmüthig-süßen Schauer einer schönen Vergangenheit so ganz auf das Herz wirken zu lassen. Hier ist es so still. Bis hierher drang auch einst nicht der Lärm der griechisch-fröhlichen Stadt, bis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hierher reichte nicht das wilde Getön und Waffengeklirr, das aus dem aufwirbelnden Staube der Arena hervorschallte. Hier rauschte nicht das Tagesgewühl des wimmelnden Forums, hier tönte leiser der Sandale Tritt. Hier flüsterten, wie noch heute geheimnißvoll die dunkeln Zweige der schwermüthigen Grabcypresse, der immerlebenden Todtenwächterin. Immergrüner Epheu überzieht die alternden Steine des Columbariums mit liebevollem ewigem Leben und die junge Rose schmiegt sich treu durch alle Jahreszeiten an die Urnen der Vorzeit. Lacerten mit klugen glänzenden Augen schlüpfen durch die sich neigenden Grasnelken oder über die Steine mit Inschriften bedeckt. Tiefes Schweigen! Und die träumende Seele gleitet über die Gräber und über die nahen Blumen und Aschenhaufen hinweg, die Schwingen zu entfalten über dem silberwogenden Golfe, dessen Wellen in jenen fernen Tagen die Vormauer einer reichen glücklichen Stadt bespülten, zu welcher die Griechen- und Römerschiffe, und ägyptische Segler die Kunst und die Künstler ferner Länder, den Reichthum und den Luxus goldener Küsten trugen.

Dort flimmern die Fenster von Castellammare oder Stabiä, auf den blauen Wogen verschwimmt in seligem Glanze das Vorgebirge von Surrentum mit seinen duftigen Orangen- und Olivenhainen. Wo es zur Tiefe steigt, am Cap der Minerva, erhebt sich wie ein blauer Traum, gewebt aus Duft und Licht, das sirenusische Felseneiland Capri, an dem vorbei manch weißes Segel seinen stillen Meerweg nach dem Süden nimmt. Im Osten ragen waldige Berge, mit weißleuchtenden Ortschaften bedeckt, sie ziehen den ferneren, vielzackigen Abruzzen nach, nach Lucanien hinein. Dort aber steht er, in schrofferer Gestalt sich zeigend, der gewaltige Donnerer Vesuv. Bis in die Gräberstraße herein hängt sein Aschenmantel, und ernst und dunkel steht er allein in der lachenden Landschaft, die wie eine blumengeschmückte Braut zu den Füßen des Herrschers sich schmiegt.

Wie stille Träume ziehen golden angehauchte Wölkchen um sein Haupt. Träumt er von jener griechischen Schönen, die jung und lebensheiter sich an ihn schmiegte, und die er gemordet in rasender Leidenschaft? Wie war sie so schön die blühende Stadt der Venus, wie beglückt waren ihre Tage! Sie badete den Fuß in den Wellen des friedlichsten Meeres, während das Haupt von bacchischem Laube und den silbernen Zweigen der Minerva gekrönt war. Hier athmete Heiterkeit, Frieden und goldene Ruhe. Ueber den Marmortempeln der Venus, des Jupiter, des Herkules und aller seligen Götter, über den von frohen Rufen hallenden Plätzen, welche lange herrliche Säulenreihen gürteten, über den zierlichen kleinen und den großen hochgeschwungenen Theatern spannte sich ein Himmel aus, der den Winter mild und den Sommer in sanfter Kühlung erhielt. Auf den Straßen aber lebte und webte ein Volk, das mit fleißigen und geschickten Händen die kostbaren Stoffe verarbeitete, welche die Schiffe, die im Hafen draußen dicht gedrängt, Mast bei Mast, lagen, aus Aegypten, Afrika, Phönicien, Kypros und von allen Küsten herbeigeführt hatten. Reiche Kaufherren kamen nach der Stadt am Vesuve, sich prächtige Häuser und Villen zu bauen, sie zu schmücken mit Allem, was das Leben schmückt und angenehm macht. Die Fußböden glänzten von zierlichen Mosaiken, die Wände in üppigen Farben und verführerischen Schildereien griechischer Künstler. Jeder Krug, jedwedes Gefäß, ein vollendetes Kunstwerk war's, wo jeder sein Lebenlang sich befleißte, Schönes dem Schönen zu fügen. Hier wurde das kurze Leben in die reinsten Formen gegossen und reizend floß es dahin, nicht schäumend, nicht traurigen Bodensatz zurücklassend. Alle Götter liebten die Stadt, alle Musen, und auch die Großen, die Fürsten der Welt kamen, in ihren Mauern den Rosenkranz zu tragen: Augustus, Claudius, Nero.

Da kam ein Tag, eine Nacht, ein finsterer Tag, eine schreckliche Nacht: der Berg tobte in tollem Rasen seinen langverhaltenen Grimm aus. Vulcan erwürgte in Eifersucht, die mit dem römischen Mars gebuhlt, seine blühende Gattin Venus, und deckte den Todtenschleier über ihre holde Gestalt. Da liegt sie nun in ihrer Jugendschöne begraben, die eben sich erst zur vollen Rose entfalten wollte.

Eine graue Aschenwüste war das Land vom Meer an bis zu den Bergen hin geworden. Kein Baum grünte mehr, kein grünendes Feld erfreute des Landmanns Auge. Wie verschüchtert war selbst das Meer von der Stätte des Schreckens zurückgetreten — keine Schiffe legten mehr an dieser Küste an. Die Einwohner, wer von diesen sich gerettet, wanderten am Stabe der Armuth in das Land hinaus. Pompeji's Name verscholl und seine Stätte kannte man nicht mehr.

Und Jahrhunderte zogen über die Stadt in der Tiefe dahin. Viele Lenze wandelten über die Flur, und Luft und Sonne entlockten dem starren Boden wohl wieder spärliches Kraut und junge Schößlinge der Bäume. Da kamen auch die Menschen wieder und senkten in das Aschenland die Nachkömmlinge antiker Reben, und auch der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Minerva Baum schattete auf der sonnigen Fläche. Plumpe Häuser erhoben sich über den Dächern der verschütteten und dürftige Fischerhütten standen am Strande. Auch die Sprache war eine andere geworden; wo man einst griechische Laute hörte und lateinisches Wort, erklang jetzt die Sprache Tasso's. Wie hatte die Welt sich gewandelt. Fast siebzehn Jahrhunderte waren seit jenem Schreckenstage vergangen, da kam die Auferstehung; da warf die Begrabene die Grabtücher von den Schultern und schaute, die schöne Griechin, in eine fremde, in die moderne Welt des achtzehnten Säculums. Eine Fremde stand sie unter den neugierig herbeidrängenden Menschen, ihre stumme Sprache verstanden nur noch die Gelehrten, die da lange stritten, welchen Namen sie der anfangs Unbekannten geben sollten.

AM STRANDE VON CUMA.

Pompeji ist es, das wohlerhaltene Pompeji. Eine ganze antike Stadt liegt heute vor unsern staunenden Augen, und wir stehen in ihren sauberen Straßen, treten in die geöffneten, menschenleeren Häuser und meinen, die Bevölkerung müsse jeden Augenblick wieder jubelnd wie einst zurückkehren, die Räume zu füllen, sie sei nur zu fröhlichem Feste ausgezogen in die Campagna. Aber Alles bleibt öde, das Leben ist verweht, nur seine schöne Hülle, nur Todtenurnen sind uns geblieben.

Von tausend Gefühlen bewegt, sitzen wir auf der blumigen Höhe über der Stadt und klagen mit dem italienischen Dichter:

Wo jetzt ich sitze, sah man hoch und hehr,
Pompeji, einstens deine Mauern ragen —
Jetzt gürten breite Felder dich ringsher.
Tanz und Gesang erscholl in jenen Tagen —
Und jetzt, wie sind die Straßen öd und leer,
Der Aufenthalt von Trauer und von Klagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und von dieser Höhe aus ist der Blick auf Pompeji ein wenig erfreulicher. Wir schauen verwirrt auf ein wüstes Durcheinander von grauen, öden Brandmauern. Durchaus nichts Malerisches bietet sich dem irrenden Auge in diesem Labyrinthe. Doch gürten wir unsern Geist mit Phantasie und steigen wir hinab in jene Straßen, uns liebend vertiefend in das Einzelne, und vor dem innern Auge Gefallenes erhebend, Fehlendes ergänzend, und kommen wir wieder und immer wieder: welche Fülle von Schönheiten erschließt sich uns dann. Wir schauen in den Spiegel einer Cultur, die aus dem Verkehr der Stadt mit schönheitsfrommen Nationen des ganzen Erdkreises, aus der Herrscherkraft Roms, hellenischer Kunsttüchtigkeit, aus der Verbindung aller Tugenden verschiedenster Völker erwachsen, eben nahe daran war, ihre Blüthe voll zu entfalten, als sie durch die Gewalt der Ereignisse zu Grunde ging. Und darum werden die Forscher, werden die Maler und Architekten, wird der denkende Wanderer nie müde, immer und immer wieder zu schauen in den Glanz dieses Spiegels, und immer tiefer einzudringen in die Geheimnisse der Wunderstadt.

Eine Stadt ersten Ranges war dies Pompeji nun zwar nicht. Wer das naheliegende Castellammare kennt, mag es am besten mit diesem vergleichen in Bezug auf die Zahl seiner Einwohner, aber deren Lebensthätigkeit war ungleich höher. Die Ringmauern, die noch aus oskischer Zeit stammten, konnten in dreiviertel Stunden umgangen werden. Sie gürteten die Stadt zu der Figur eines Ovals. So war auch der Plan ein äußerst einfacher: eine Straße durchschnitt sie im zweiten Viertel von der nördlichen Stadtmauer an gerechnet von West nach Ost; eine zweite, dieser parallel, im dritten Viertel in eben dieser Richtung, die dritte von Nord nach Süd laufend, theilte das Gebiet in eine östliche und eine westliche Hälfte. Die solchergestalt entstandenen sechs Hauptbezirke durchkreuzten, jedoch in immer wiederkehrender Ordnung, Hunderte von engen und engsten Gassen und Gäßchen, die der Sonne des Südens nur spärlichen Eingang gewährten.

Das Hauptleben drängte sich im Süden zusammen. Hier liegt das Herz der Stadt, das große herrliche Forum, wie eine Krone, eingefaßt von den Perlen prächtiger öffentlicher Gebäude. Sechs Straßen münden auf diesen Platz, der wie ein Festsaal mit glatten, glänzenden Travertinblöcken belegt ist. Seine Säulen, dorischer und jonischer Ordnung, sind gefallen, schon das Erdbeben des Jahres 63 mochte sie zum Sturz gebracht haben; in doppelten Reihen standen sie auf der Südseite. Der Ehrenbürger stolze Statuen, zweiundzwanzig an Zahl, sind zertrümmert, und nur die leeren Sockel stehen noch. Wie schwer wird es der ergänzenden Phantasie, die alte Herrlichkeit wieder aufzurichten!

Ringsum alsdann die andern Prachtgebäude! Steht man im Süden und denkt sich die linke Hand mit ihrer Innenfläche deckend auf des Forums Länge gelegt, und spreizt man alsdann die Finger, so deutet der kleine auf die wunderbare Basilika, das älteste Gebäude, der vierte auf der Venus oder Ceres prächtigen Tempel, der Mittelfinger berührt den die Nordseite des Forums ausfüllenden Tempel des höchsten Gottes, der Zeigefinger das großartige Augusteum, während der Daumen den Tempel Merkurs und das mächtige von der Cerespriesterin Eumachia erbaute Chalcidicum deckt. Unter der Handwurzel liegen sodann die drei Kurien, die Sitzungsgebäude der Decurionen.

Von hier aus breitet man, in gleicher Stellung verharrend, die rechte Hand nach Osten. Sie deckt dann das Forum triangulare mit dem Herkulestempel, und die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind, beim Daumen angefangen zu zählen: die Curia Isiaca der Isistempel, das große tragische Theater, das kleine offene Theater und die Gladiatorenkaserne. Vor unserm Antlitz aber breitet sich dann nach Norden hin die große Stadt aus.

Dies trockene Bild hat nur den nüchternen Zweck, einen ungefähren Plan Pompeji's zu geben; ihn mit tausend bunten Farben und mit architektonischer Schöne auszuschmücken, bleibe der Phantasie überlassen.

Zu nennen sind hier noch die beiden großen Thermenanlagen, die öffentlichen Badeanstalten, deren eine sich nördlich vom Forum an der von Ost nach West laufenden Hauptstraße, deren andere sich nördlich vom Forum triangulare an der von Norden kommenden Hauptstraße befand.

Aber von höherem Interesse als die öffentlichen Gebäude sind in Pompeji für uns die Wohnungen seiner Bürger, die der arbeitenden und besitzenden Klasse. Nur Pompeji gibt Aufschluß darüber, wie die Alten wohnten und wie sie sich sonst häuslich einrichteten. Diese Wohnungen aber und diese Einrichtungen sind durchaus verschieden von unsern nordischen, und nur die Bauart und Lebensweise im Süden entspricht noch einigermaßen der der alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welt, welche den Bedingungen eines andern Himmelsstriches folgt. Wir gliedern unsere Häuser nicht horizontal, sondern vertical: wir bauen in die Höhe, Stockwerk über Stockwerk.

Man denke sich nun ein solches modernes dreistöckiges Haus und zwar in folgender Einrichtung. Im Erdgeschoß führt ein Corridor von der Straße in einen weiten Saal, welcher von sechs oder mehr Gemächern umgeben ist. An den Seiten, wo das Haus frei steht, befinden sich Magazine und Läden von Kaufleuten aller Art, die aber nicht in Verbindung stehen mit dem Parterresaale und seinen Zimmern. Ueber diesen Läden, in halber Höhe des Erdgeschosses befindet sich ein Halbgeschoß oder Entresol, Mezzanino von den Italienern genannt, wo armes Volk wohnt. Dieses Parterre dient der Familie des Hausherrn zu gewöhnlichem Aufenthalte; hier werden die gewöhnlichen Geschäfte abgemacht, hier arbeitet die Hausfrau mit den Dienerinnen, hier steht das Ehebett, der Geld- und Wäschschrank, hier werden die Todten ausgestellt.

„VENUS-TEMPEL" BEI BAJA.

Neben diesem Erdgeschoß erhebt sich das erste Stockwerk, ebenfalls ein Saal mit anstoßenden Gemächern; alles aber prächtiger ausgeschmückt. Hier hängen die Ahnenbilder und Ehrenzeichen, und hier verwaltet der Hausherr seine wichtigen Geschäfte, denn hier ist auch das Archiv oder die Bibliothek. Von diesem Geschosse führen enge Gänge hinauf in das luftige, luftige zweite Stockwerk, das, mit Säulen geschmückt, der heitern Erholung dient. Hier liegen um den Hauptsaal die Speise- und Schlafzimmer, und hier hat Sonne und Luft ungehinderten Zutritt. Auf dem flachen Dache denke man sich noch einen kleinen Blumengarten eingerichtet, und so haben wir dann das vollendete villenartige Haus, dessen Einrichtung unsern modernen nicht gar zu fern steht.

Aus dem Gegebenen fügen wir uns jetzt das pompejanische Wohnhaus, und das gelingt uns, wenn wir das Uebereinander in ein Hintereinander verwandeln, derart, daß hinter das Parterregeschoß, von dem nur das „Mezzanino" über den Verkaufsläden stehen bleibt, die Räume des ersten Stockes, hinter diesen die des zweiten, und hinter diesen zuletzt das Gärtchen zu liegen kommen. So geht man jetzt vom Eingang von der Straße her in der Ebene hin durch drei Saalräume bis zum Garten, und dieser erscheint, steht man an der Außenthür, am Ende

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Perspective. Daß diese ebene Lage, wo alle Räume ohne Gefahr des Druckes mit Säulen belastet werden konnten, eine größere Freiheit in der architektonischen Ausschmückung zuließen, ist einleuchtend. Und die Gelegenheit wurde von den Reichen wohl ausgebeutet. Ebenso durften Wasserkünste, Fontänen und Bassins als Schmuck und dem heißen Sommer dienend, überall verwendet werden, und damit glänzte das kleine Pompeji wie das große Rom.

Wir treten also durch das Vestibulum, das oft auf Säulen ruhte, in das Ostium, den Hausflur, wo der Ostiarius, der Thürhüter seine Cella hatte. Vor uns liegt zunächst das Atrium, das als Atrium corinthium prächtig und mit Säulen geschmückt, als Tuscanicum einfacher war. Seine Decke war in der Mitte offen, die Oeffnung, Impluvium, diente den Regen durchzulassen, welcher in einem unter der Oeffnung liegenden Bassin aufgefangen wurde. Die Seitengemächer hießen Cubicula.

An diesen ersten Raum stößt das Tablinum, mit schönsten Mosaiken und Wandgemälden geziert; durch dieses blickend erschaut man die dritte, meist größte Abtheilung, das Peristylium, zu welchem man nicht durch das Tablinum direkt, sondern durch die Fauces, bedeckte Corridore, schreitet. Das Peristylium, oder auch Cavaedium, ist größer als das Atrium und seinen Mittelraum, in welchen der Himmel hereinschaute, schlossen bedeckte Säulengänge ein. Auch hier war ein Bassin, und in den meisten Häusern auch zierliche Springbrunnen. Hinter diesen und an der hintersten Wand des Hauses war das Viridarium, der Garten angebracht.

Weisen die Häuser Pompeji's, auch die reichsten, an ihren Außenseiten fast keinen Schmuck auf, so war dagegen das Innere um so prächtiger gestaltet, und davon zeugen noch heute die wohlerhaltenen Mosaikfußboden, aus Marmor, Thon, Glas und bunten Steinen gefügt, und die herrlichen Wandmalereien. Wir der Kunst so ziemlich entfremdeten, kälteren Menschen können uns nicht mehr vorstellen, wie ein ganzes Volk so von einer Kunst- und Bilderlust durchdrungen sein konnte, daß in dem Innern der Häuser keine Fläche ohne künstlerischen Schmuck blieb.

„ . . . . . es häuft sich köstliche Habe der Bürger.
Da nun ruft er den Künstler, den Tag ihm schmücken mit Schönheit
Soll er, und edlere Formen verleih'n dem behaglichen Wohlstand."

Aber nicht der geschickte Architekt, nicht der Maler allein waren thätig, Pompeji zu einem Asyle der Kunst zu schaffen, auch die Bildhauerei und Erzgießerei lieferten ihre Statuen zum Schmucke der Tempel, der Vorhallen und Gärten; jedes Gewerbe bestrebte sich, nur reine schöne Formen zu gestalten.

Beglückt, wer die Stadt noch als ein Ganzes zu schauen vermochte, in voller Harmonie des Schönen ruhend unter dem milden Himmel des Südens! Welch' reizendes Bild mußte sich dem auf Schiffen ihr Nahenden darstellen, sah er auf sanfter Höhe ausgebreitet die glänzenden heitern Griechentempel, das säulenragende Forum, die schön gerundeten Theater und Marmorhallen, sah er im reichen Schmuck breiter Treppen, umgrünt von Pinien, Lorbeeren und Cypressen, aus deren Laubdunkel die Götterstatuen leuchteten, die freundlichen Landhäuser niedersteigen bis zu den blauen Wellen; hinter dem strahlenden Bilde als Rahmen aber die altersgraue, zinnengekrönte Stadtmauer, von welcher an die Landschaft leise sich emporhob bis zu dem Gipfel des donnernden Berges!

Trat er dann ein in die Villa, schreitend über „den gefälligen Schmuck des musivisch erglänzenden Bodens", so leuchteten ihm entgegen aus dem süßen Halbdunkel der Säle, wie in der Luft schwebend schlanke Figuren von graziösen Tänzerinnen und mythologische Gestalten, die den Sinn sofort zu seligem Traume gefangen nahmen. Wohin er blickte: Farbe und Bild.

„Masken
Sah man hier aus Blumen entsprießen und schwärmende Falter,
Dort des Anakreon Grille, das zierlichste Wägelchen lenkend,
Welches gezwungen im Schritt fortzog buntschillernd ein Vogel;
Amorinen sodann, die träumerisch saßen am Weiher,
Aus der krystallenen Welle die zappelnden Fische sich angelnd.

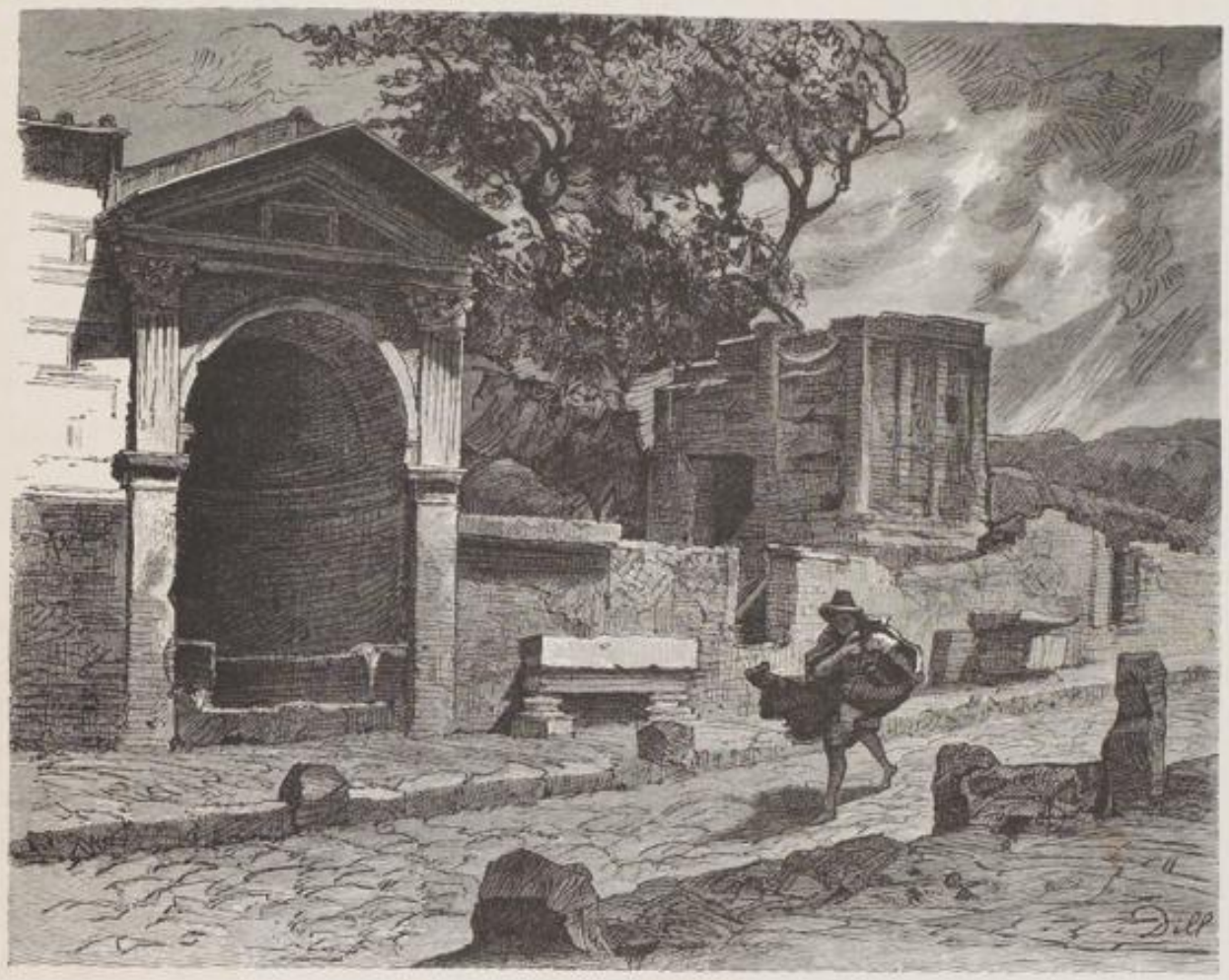
Doch vor Allem ergötzten den Blick dort jene Mänaden
Ueber dem schwärzlichen Grund, holdschwebend in wallenden Schleiern,
Welche das seidene Gelock zum Spiel hinwarfen dem Winde,
Aufwärts blickend, als ob gen Himmel die Seligen flögen." (Gregorovius, Euph.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welche Fülle von Prachtgeräthen bargen alsdann die Tische und Schränke; Gold und vergoldetes Elfenbein, Perlen und edle Steine waren verwendet zu Tafeln und Sesseln, geformt zu Ringen, Spangen, Trink- und Tischgeräthen. Zierliche Ampeln hingen von der Decke und reizendgestaltete Lampen und Lämpchen erhellten des Abends das strahlende Gemach, — welche Märchenwelt!

Ach, wie ernst, wie grau und alt stehen wir vor dieser, schauen in die schönen Ruinen, in die Stätten des Glückes, die frohe, griechische Menschen schmückten; wie ein längst verweheter Jugendtraum erscheint uns diese Welt. —

Was hier noch glänzt — „wie halbverstandne Dichtung" gemahnt es uns, und Wehmuth über das Untergehen jener Sonne erfaßt unser Herz. Wir sinnen und können nicht verstehen, daß jeder Vollendung die Vernichtung



AN DER GRAEBERSTRASSE POMPEJI'S.

folgen muß, daß das Große und Schöne immer und immer nur den Tod zum Loose hat. Wir rufen sehnend zurück in jene Zeiten: Kehrt, o kehrt wieder und beglückt noch einmal das mühselig dahinhastende moderne Geschlecht.

Wie gern träumt man sich in die Tage Pompeji's zurück, und welche Stofffülle dringt auf des Dichters Herz aus den stillen Ruinen. Ihm gehört sie in allen ihren Weiten, und er ist ein treuer Todtenwächter. So stellen wir denn zwei unsrer deutschen Dichter zu Hütern an die cypressenumflüsterte Gräberstraße: es ist Gregorovius mit seinem unvergleichlichen „Euphorion" und Lingg mit der ewigschönen Dichtung „An meine pompejanische Lampe". In zwei ihrer melodischen Strophen verklinge der pompejanische Traum:

„Gedenkst du auch noch deines Hauses?
Aus einer Marmorlarve sprang
Ein Brunnen fröhlichen Gebrauses,
Und rauschte schöne Nächte lang
Im Säulengang.

Erinnerst du dich noch des Alten,
Vor Rollen in dem Schlafgemach,
Der sorglich dich emporgehalten,
Die Siegel auf dem Brief erbrach
Und griechisch sprach?" — — — —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pompeji, die schöne Braut, die Tochter einer griechischen Mutter, sie starb in der Blüthe dahin, von jähem Blitz getroffen. Die Mutter wurde alt und älter, sie mußte ihr trauriges Loos in langem Siechthum beweinen, Jahrhunderte lang, um dann ihren königlichen Schmuck zuletzt in alle Winde verweht zu sehen, und auch ihre Asche verflog.

Diese Griechenmutter ist Cuma, weit da drüben am westlichen Strande, wo die gänzliche Oede wohnt und die Einsamkeit, wo der Meersand über weiße Dünen weht und die Fieberluft über der Fläche lagert, alles Leben zu tödten. Dort war der Ursitz des italischen Griechenthums, dort war es bereits groß und mächtig, lange bevor Rom sein Capitol errichtet hatte und auszog, die Welt zu erobern.

Heute ist kaum der Name übrig geblieben und nur wenige Ruinen ragen als Zeugen jener Vergangenheit aus den distelübersäten Feldern.

Der Weg von Neapel nach Cuma geht über die phlegräischen Felder, wo einst die Kraft Vulcans an unzähligen Werkstätten glühete, heute sind sie verlöscht, denn nur die Solfatara athmet noch Feuerhauch, und die starren Krater füllen sumpfige Seen. Siehe den Seeboden des Agnano, den von tiefen Lavamauern gekrönten, stillumbuschten See von Astroni, den von Lucrino, den Averno und Fusaro. Auf den Gefilden ringsum hat jetzt Liber den Herrscherstab, den rebengekränzten Thyrsus übernommen, und wie einst die Falernertraube, deren Heimath das Hügelland an den Seeufern war, reift jetzt noch über der Kraft des vulcanischen Geistes der Wein in Fülle. Die Straße ersteigt die nördlichen Höhen über dem Avernus. Schweigend liegt dieser inmitten der grünen Hügel in unergründlicher Tiefe, wie ein Geheimniß der Unterwelt. Wohl stehen an seinem Ufer noch die Ruinen eines Göttertempels, aber der Gott ist todt und Langeweile der Oede, Melancholie unter den Schauern der Vergänglichkeit tödteten ihn. Nur Todtenurnen gräbt man hier, und unter dem seufzenden Grase bergen sich Gräberreste. Hier war der Eingang zur Unterwelt, und hier hausten die nächtigen Kimmerier.

Ein ragender Rest des Alterthums überrascht unser Auge, ein gewaltiger Thorbogen, der Arco Felice, der auf der Höhe über dem einstigen cumanischen Stadtgebiete liegt. Wie in einen Rahmen faßt er das antike, eigenartige Landschaftsbild. Ueber Reben und wildes Waldgestrüpp hinab, blicken wir in eine große schöne Einsamkeit hinein. Hoch am Horizonte hebt sich das Meer, in welchem die Felseninsel Vendutena dämmert, weiße Segel schwimmen auf dem Blau. Am öden Strande aber hebt sich wie ein verzaubertes Sagenschloß die düstere, trümmerbedeckte Akropolis. Auf ihr ließ einst sich Dädalus nieder, da er dem Reiche des Minos entflohen war, dort bauete er den Apollotempel, ihn schmückend mit lieblichen Sagengestalten und mit des unglücklichen Sohnes Bild. Hier auch ist das Theater uralter Griechenmythen, die Bühne der ältesten Odyssee und die Scenerie der Aeneide. In den hundert geräumigen Gängen des Felsens orakelte die berühmte cumanische Sibylle, die erythräische Jungfrau, von hier aus trug sie die neun Rollen sibyllinischer Sprüche nach Rom zu Tarquinius Superbus.

Jeden Stein kannte und nannte damals die griechisch-römische Sage und noch heute ist die große Landschaft vom Dufte dieser Sage getränkt.

Der Glanz der Heroenzeit liegt noch immer über ihr, und in unsrer Phantasie steigen sie auf mit den Nebeln die alten hohen Gestalten, die in ewiger Jugend in dem geliebten Epos leben.

Welche Landschaft! Welcher Wechsel nach wenig Stunden Wanderung! Sind wir noch auf Neapels blühendem Boden? Wo ist das heitere, in Gegenwartsfreude sich tummelnde Volk?

Hier bleibt das Kleinliche, das Erbärmliche, die ganze moderne, modische Zeit weit, weit zurück, und unsere Leier ertönt nimmermehr von Eines Menschen Liebe, von eines kleinen armen Herzens Leid in Tönen süßer Lyrik. Die Vorwelt, die große Vorwelt zieht in ernsten großen Accorden tönend an dem lauschenden Ohre vorüber. Mit diesen verwebt sich, verschwimmt unsere Seele, theilnehmend an jener Größe — und tiefer wird unser Traum, und aus der Gegenwart verloren, den Zeiten entrückt, steht der einsame Mensch auf der weithinschauenden Höhe der Akropolis, möchte des Dädalus Flügel ausbreiten und hineinfliegen in die purpurgoldene Ferne: zu dem wellengesäumten Cap der schönen Zauberin, zu dem bei Terracina ragenden Grab des Elpenor, über die Meerfluth dahin, die das trotzige Tyrrhenervolk beherrschte unter des kühnen Odysseus Söhnen.

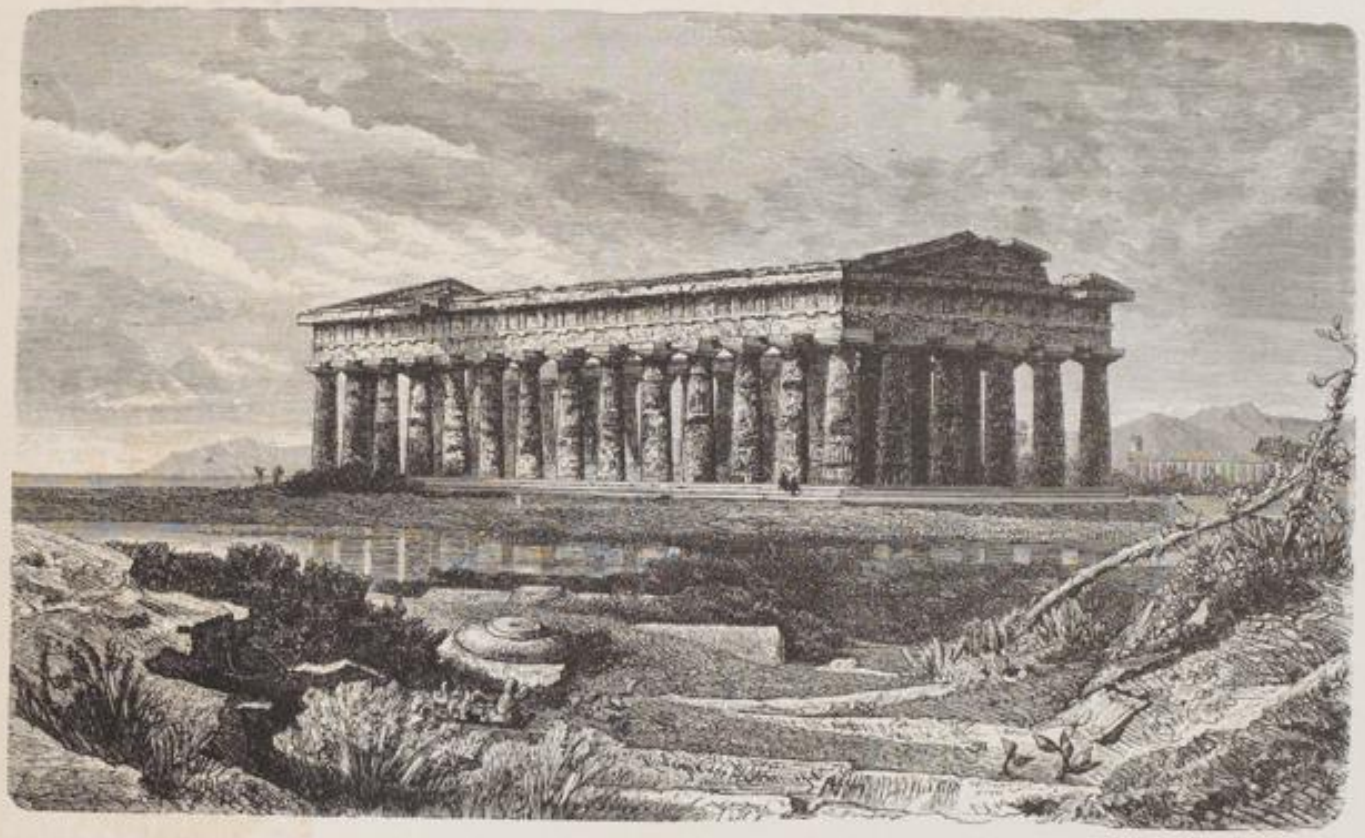
Kein Mensch zu sehen, soweit unser Auge reicht. Die armen fieberbleichen Bauern sitzen krank in den verstreuten rauchgeschwärzten Höhlen da unten und warten bis die wenigen Trauben, die dürftigen Früchte des Feldes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reifen. Niemand steigt mehr zu dem Götterberge herauf, auf dem nur noch Maler und Dichter Gottesdienst halten.

Nichts ist schöner, als einen Tag in dieser Einsamkeit zu verbringen. Der heiße Sommer brütet auf den Flächen, auf den Seen von Licola und Patria, der niedrige Bergthymian, würzige Minzen und Melissen umduften uns. Kein Laut dringt zu uns heran, nur das Meer athmet in langen vollen Zügen, und gürtet den amphitheatralisch geschwungenen Strand mit leuchtendem Silberbande — nur von Zeit zu Zeit ertönt der kühne Räuberruf des Seeadlers, der mit unbewegten Schwingen im Aether schwimmt, oder das Summen goldener Bienen.

Steigen wir hinab, so finden wir überall im Gesträuche die „Spuren ordnender Menschenhand". In den Akanthusstauden liegen schwarze Marmorcapitäle, Epheu umkleidet die Trümmer von Wasserleitungen, der wilde Feigenbaum wächst aus dem Riß geborstener Grabmauern. Dazwischen wieder Reste eines Tempels. Ueberall aber auf dem Boden, wo heute die Lupine und der rothblumige Klee wachsen, Gefäßtrümmer in Menge, schillernde



NEPTUNSTEMPEL ZU PAESTUM.

Glassplitter und Mosaikstückchen. Hin und wieder auch eine Münze, ein feingeschnittener Stein, ein Lämpchen, Buchstaben einer Inschrift, zertrümmerte Sarkophage und Reliefe aus Terracotta. Aber auch kostbarere Funde wurden hier gethan und sie füllen heute einen großen Saal des napolitanischen Museums.

Alles ist Griechenwerk. Und Griechen waren es, die zuerst diese Küsten urbar machten. Jonier von Naxos und von Chalkis auf Euböa kamen, die erste Griechenstadt zu gründen auf dem vor unsern Augen aus dem Meere sich thürmenden Ischia, dem spätern Kyme gegenüber. Neu und größer wurde dann die Stadt auf diesem Ufer erbaut, und aufgeblüht in reicher Schöne ward sie Mutter den Städten am Strande hin bis Neapolis. Von Cumä aus verbreitete sich griechisches Wesen, griechische Bildung und sanfte Sitten über die Westküste Unteritaliens, die dadurch zu einer gesegneten ward.

Dann wurde die Stadt dem Loose Roms verkettet. Wie viel glücklicher wäre sie gewesen, wenn ihr in der Blüthezeit ihres Daseins das Schicksal Pompeji's bereitet worden wäre. Sie aber sollte langsam fallen, sollte elend zu Grunde gehen. Bis in das Mittelalter hinein schleppte sie ihr trauriges Leben. Längst waren die Tempel gebrochen, keine Säule mehr stand aufrecht, auch die Mauern waren gebrochen, und gemeines, rohes Räubergesindel war das letzte Leben in ihrem Gebiet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jetzt — nicht der Schatten ihres Schattens ist geblieben. Hütten statt der Tempel, statt der Rosen düsteres Moos; Fieberluft und öde Trauer statt sybaritischer Lust und korinthischer Freude. Elend verschmachtet ist die Natur, und wie Fliegen, aus der Verwesung, aus Krankheit und Seuche geboren, umdrängen uns schmutzige, zerlumpte Bettler auf derselben Stelle vielleicht, wo einst seidene Gewänder zum Feste rauschten.

Statt der Rosen düstres Moos. — — — Wo auch sind die Rosen des stolzen Pästums?

„Als die Olympischen floh'n, da nahm die Göttin der Schönheit
Von der verwilderten Flur auch ihre Rosen hinweg,
Und das unsterbliche Haupt bekränzt sie dem schönen Geschlechte,
Das den Ewigen einst ewige Tempel geweiht."

Das sind die Tempel der am andern Golfe, am salernitanischen, untergegangenen Neptunsstadt, die erhabensten Zeugen fernster Zeiten, für die Ewigkeit gebaut.

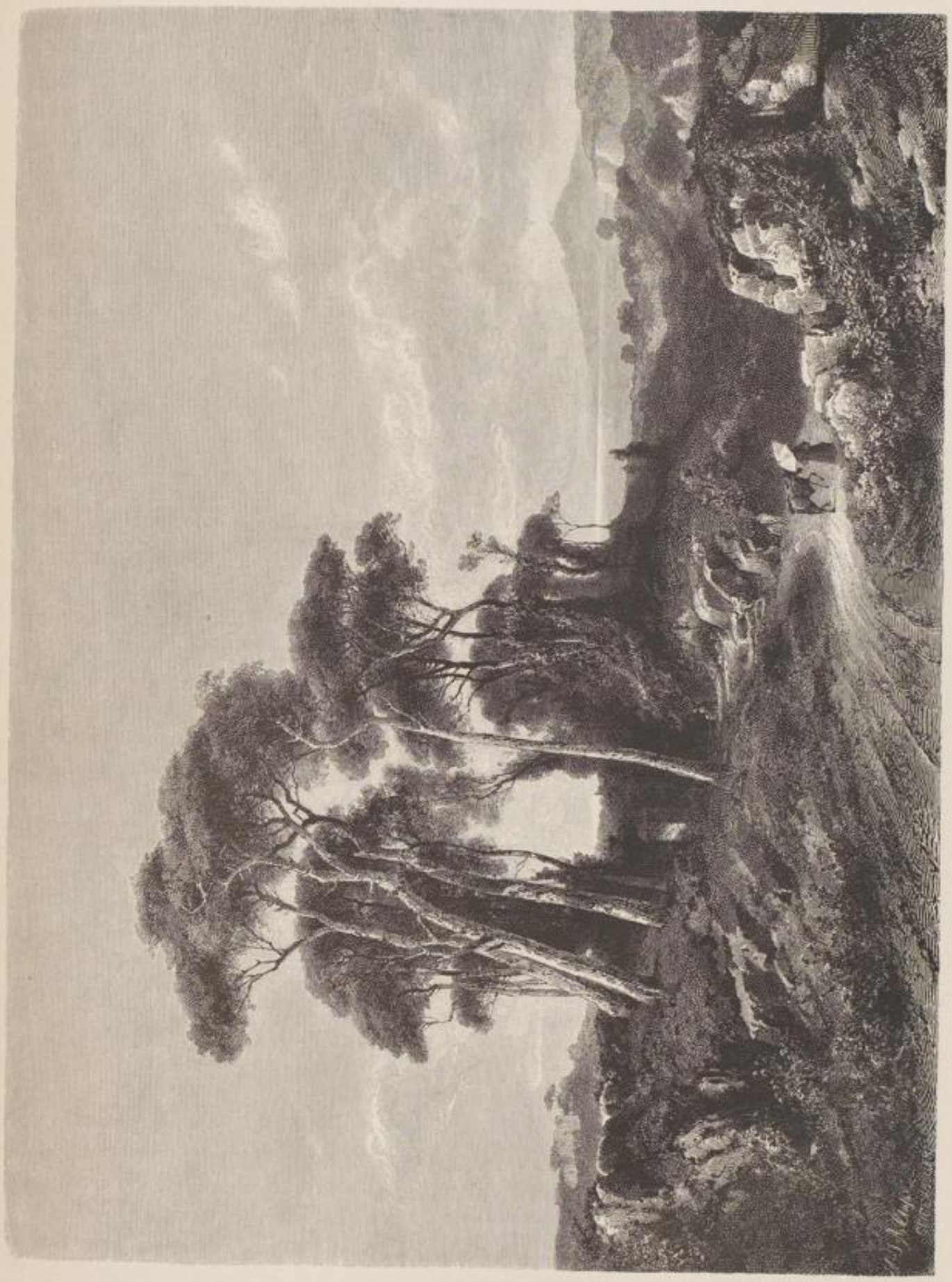
Von der üppigen Hellenenstadt Sybaris auf der Ostküste wurde nach dem Westen herüber die Brücke geschlagen, welche die campanische Landschaft mit der Magna Graecia verbinden sollte, am Ende dieser Brücke lag Posidonia, in Wahrheit schon ein halbes Jahrtausend vor Christo durch eine sybaritische Colonie gegründet. Sybaris ist ein Sumpf, die Tochterstadt ist von der Erde verschwunden, nur die mit der Ewigkeit verwachsenen stolzen Säulenreihen der drei dorischen Tempel zeugen, daß einst ein reiches Volk hier griechischen Göttern diente. Trauriger, als der cumanische Strand ist die Küste von Pästum, öder, verlassener und fieberdrohender die Wüste, welche sich von den Tempelstufen aus bis zu den Bergen breitet. Die Natur gleicht hier einer Leiche, ausgetrocknet von den männermordenden Südwinden, und Gift und Pest athmet um sie her. Doch sind die Tempel, ist vor allen der Neptunstempel, wohl das Erhabenste, was man von Menschenwerk auf der Halbinsel wie auf Sicilien schauen kann. Gleichzeitig ist er mit dem Tempel von Girgenti und dem römischen Pantheon am besten erhalten von dem, was sich aus der Zeit Stürmen auf unsre Tage gerettet hat.

Wie für die Götter Homers ist dieser Tempel gegründet, und wie die Strophen der Iliade reihen sich die unter der Sonne des Südens goldleuchtenden Säulen um ihr Heiligthum. Wer, diese Götter im Sinne, im Purpurlichte der Abendsonne davor steht, umgeben von der schweigenden Einsamkeit der Wüstenei, der feiert hier einen großen, erhabenen Gottesdienst, der fühlt, wenn er auf Pompeji's Trümmern die Lieblichkeit jener untergegangenen Jugendblüthe der Menschheit empfand, hier die Größe eines vom Vater der Götter geküßten Genius — und Nichts stört hier unsre Andacht. Man denke sich das Innere des Pantheons seines modernen bunten Schmuckes entkleidet und in seine Mitte die leuchtende Marmorstatue des Apollo, und einzig nur diese gestellt — — so wirkt hier unter diesem erzenen Himmel als höchster zum Ausdruck gelangter Schöpfergedanke des menschlichen Genius der Tempel Neptuns. Hier löste er sich, der erdgeborene, von dem Mutterlande los, und wuchs leicht und fröhlich wie schwellende Lilienstengel in den Himmel hinein. Sechsunddreißig Dorersäulen wachsen aus der Erde, und freudig umzittert von Himmelslicht, heben sie in ungezwungenem Dienste der Götter die Last, die solchergestalt keine Last mehr scheint, sondern ein Opfer, dem die Himmlischen verlangend die Hände von oben entgegenstrecken. Dem Neptunstempel reihen sich nach Süd und Nord die Basilika, von fünfzig Säulen gegürtet, und der kleinere der Ceres, der einer späteren Zeit angehört. Die Götter erhielten hier, was ihnen gehört, einfach, schmucklos, und überließen das Menscheneigenthum den Mächten der Zerstörung. Die Stadtmauern sind nur zum Theil erhalten, die Thore und Thürme sind zertrümmert, und nur das Thor nach dem Aufgange der Sonne ist wohlerhalten, aber ein neuer schöner Tag wird hier nimmermehr seinen Einzug halten. Alles Uebrige sind unbedeutende Reste, von Disteln und dürrem Gestrüpp überwachsen, sind gebrochene Steine, in denen Fuchs und Wiesel hausen.

Der Meerwind seufzt in dem Grase, und es umweht uns wie Schauer der Vergänglichkeit — oder der Ewigkeit. Denn

„Ungebrochen steh'n die schlanken
Dorersäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie vorüberbrausend;
Throne stürzten, Völker sanken;
Ueber ihre Marmorhäupter
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht der Hauch der Ewigkeit."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



PINIENWALD BEI MASSA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Eine Meer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Meerfahrt von Baja nach Salerno.

Weit sah ich lagern die Königin
Und fuhr am Saum des Kleides ihr hin.
. . . . . .
Vorsprünge von Felsen vielgestaltig,
Abhänge von Hügeln mannigfaltig,
Mit Reben hier und dort mit Halmen,
Mit Pinien hier und dort mit Palmen,
Die Häuser, zwischen durch gestreut
Neu-alterthümlich und alt-erneut.
Dann Trümmer aus dem Meere ragend,
Von untergegangener Prunkwelt sagend.

(Rückert.)

In weiter stets geschweiften Bogen zieht das schöne Tyrrhener-Meer seine stolzen Theaterkreise in das Land hinein, vom meerumtosten, goldleuchtenden Cap Miseno bis zum fernen Cap von Licosa; solchergestalt drei Golfe bildend, von denen der kleinste der von Pozzuoli ist. Auf der Küste dieses aber bauete sich das Alterthum mit seinem reichsten Luxus auf, hier wandelte in schwesterlicher Umarmung die heitre Griechensage mit der ernsten, römischen Geschichte, hier lagen die elysäischen wie die phlegräischen Felder, deren Boden, wo Krater sich an Krater reiht, von vulkanischen Gewalten wie von Titanenmaulwürfen durchfurcht ist; hier lag den Alten der finstere Acherontische See, wie das lebensfreudige üppige Baja; hier starb Tiberius und die Mutter Nero's; hier in Puteoli landete einst das auserwählte Rüstzeug des Herrn, der Apostel Paulus; und hier — — ach, das Leben ist gestorben, tausend, tausend Trümmer einer untergegangenen Welt decken die Ufer des kleinen Golfes von Pozzuoli.

An ihn schließt sich in schönem Schwunge von Punta di Caroglio, dem höhlenklüftigen Ausläufer des Posilippo bis zum einsamen Cap der Minerva der lebenrauschende prächtige Golf von Napoli, dieser Becher der Lust, umrankt von Rebengestaden, in welche sich wie blühende Rosen hellleuchtende Städte und Dörfer einflechten: Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata, Castellammare, Vico, Meta, Sorrento, Massa!

Den mächtigsten Bogen sodann bildet der weitgeöffnete Golf von Salerno, dessen eine Küste, die an das sorrentiner Vorgebirge sich anschließende, dem Leben gehört mit den malerischen Felsenstädten Positano, Amalfi, Atrani, Majori, Minori, Vietri und Salerno, wo Fischer, Schiffer und Gärtner wohnen, deren Arbeit sich in die Beute des Meeres und die Ernte der Goldfrüchte theilt; während die andere Hälfte des Strandes von Salerno bis zum öden Cap Licosa, mit den Tempelruinen Pästums, dem Tode gehörend, eine große fieberathmende Wüste ist.

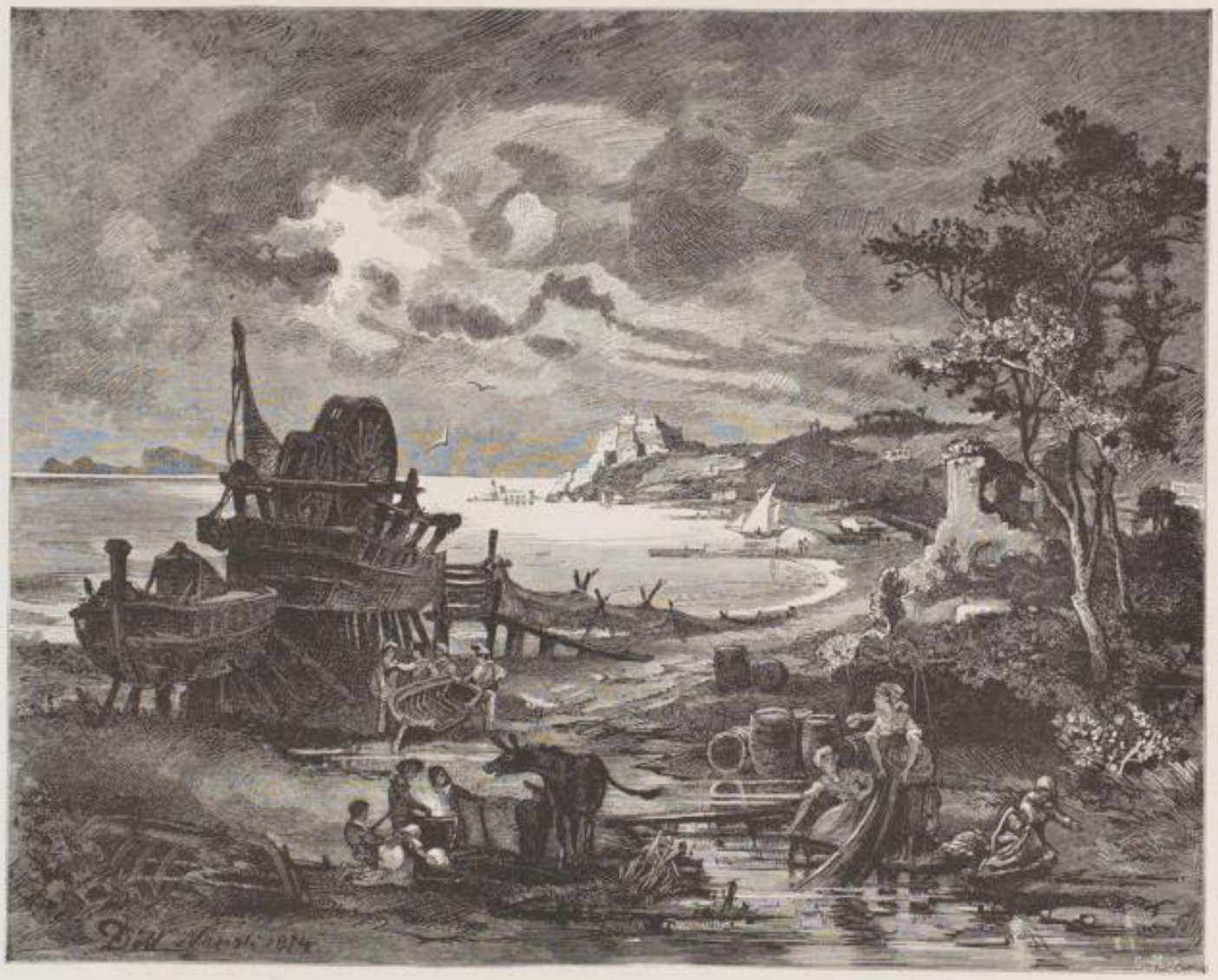
Wie ein blühender Lustgarten zwischen zwei trauervollen Kirchhöfen liegt somit der Golf von Neapel zwischen dem baja-cumanischen Strand und dem Golf von Salerno, ein schäumender Freudenpokal zwischen zwei Giftbechern. Und auch die Inseln, die sich an diese sonnige Küste drängen, lachen neue Freude zu dem Festlande herüber. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und Freude, reinſte Freude iſt es, in ſchlanker Segelbarke auf der glänzenden Fluth zu ſchweben, die Wellen des blauen Golfes im Fluge der Möve zu durchſchneiden, einen Himmel durchfliegend.

È il cielo o il mar?

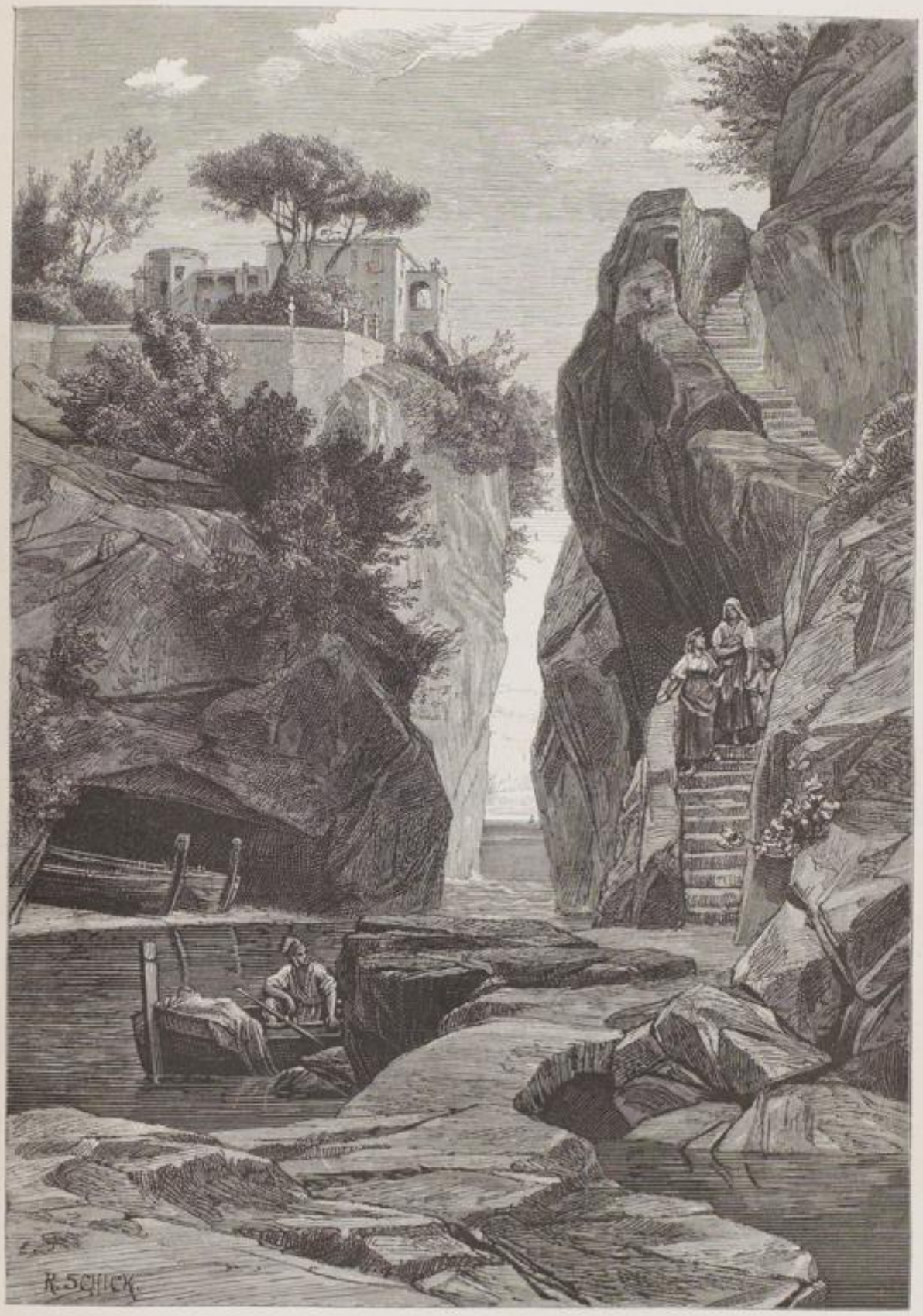
Welcher Zauber, eine Frühlingsnacht auf den Waſſern, oder gar eine Frühlingsmondnacht! Langſam gleitet die Barke an den ſchwarzragenden Schiffen des Hafens vorbei, unter deren Kielen die Wogen ſehnſuchtsvoll ſeufzen und ſchluchzen. Die Gaslaternen des Ufers werfen ihren gelben Schein weit herein in's Meer und vermiſchen ihn zitternd und lockend mit blauen Mondlichtern. Dumpfes Räderrollen und rauſchendes Toſen ſteigt hoch über die Dächer der wildathmenden Stadt empor. Aber der Lärm verhallt, ferner glänzen die Lichter, die fernſten



AM STRANDE VON BAJA.

tauchen in die nebelüberhauchte Fluth — andere folgen — die letzten löſchen aus, und nur das Mondlicht bebt auf den Wellen und unter der Barke leuchtet das Meer in einem langen feurigen Kometenſchweif. Wie ein geiſterhaftes Duftgebilde liegt Capri auf der dämmernden Fläche und über ſeiner Felſenſtirn ſchwebt das Sternbild der Krone. Hell, wie lebend im Schein des Nachtgeſtirnes ſcheinen die Küſten dem Menſchenſchifflein nachzuſchwimmen und die alten Sirenenſagen werden wach. Die Nacht träumt einen königlichen Traum und der Duft der Orangenblüthe entkaucht ihrem üppigen Munde — — —.

Dann erwacht die Seele. Bleiche Tageslichter ſendet der Himmel hinter dem Veſuv her ſeewärts. Der Morgen beginnt zu blühen, und bald ſteht er in lichter Safranfarbe auf den Bergen, und ſteigt herab zum Meer, zu den Wellen, die noch verſchlafen zum Ufer gleiten, und empfängt ſie am Strande und ſchmückt ihnen die krauſen Häupter mit goldenen Flittern, da der königliche Traum dahin.



VILLA AUF FELSEN AN DER KUESTE VON SORRENTO.

Und da ist Baja. Da oben sein verfallendes Castell, hier unten die schöne Ruine seines Venustempels und hier sind auch die glänzenden Flitter, die aus seinem königlichen Traum übrigblieben: arme, sonnengebräunte Fischerkinder bieten dem hier Landenden Körbchen voll bunter Marmorbrocken und gläserner Mosaikstifte, wie sie das Meer heut morgen ausgeworfen, zum Kaufe an, oder sie bringen Blumen, Veilchen und Levkojen, mit dem Epheu der Ruinen umwunden, den armen braunen Strand seines letzten Schmuckes beraubend. Wohin wir den Fuß jetzt wenden — Ruine neben Ruinen, der ganze Höhenzug hinter dem Strande scheint nur ein großes Menschen- und

Mauerwerk zu sein, er zeigt fast nirgend seinen ureignen Boden, bis zum letzten Grate bedeckt ihn künstlich gefügter Stein, in noch feststehenden oder geborstenen und verworfenen Massen. Bis in's Meer hinein treten die aus zierlichem Netzwerke bestehenden Reste und auch unter dem Spiegel, von Seegras und Algen halb bedeckt, erkennt man noch den tief in seinen Sand gefügten Grundriß von Bädern und Villen.

Auf Baja's Strand ruht nicht jene große historische Trauer, die uns in Cuma so mächtig die Seele rührt, dazu ist er nicht einsam, nicht groß genug. Doch mag immerhin sein Verfall, der sich sogar bis auf seine urhäßlichen Anwohner erstreckt, zu ernstem Nachdenken „über die flüchtige Lust ausschweifender Sinne" anregen.

„Lern', und wähle mir nur Freuden, die schöner verblüh'n."

Wie die in den Koth getretenen Reste von Blumen und Schmucksachen, die einer mächtigen Orgie gedient, liegen die Ruinen in dem tief ausgetrockneten Boden. Das ist nicht mehr das goldene Ufer der seligen Liebesgöttin, die sich mit Mars hier das buhlerische Stelldichein gab. Von dem fernen Rom her strömten die Festgenossen, und zur Sommerszeit war die Via Appia stets belebt von den nach Baja Reisenden, und die Marmorstadt am sanften Meere trug immer ein buntes Feiertagsgewand.

Großartig war auch die Stadt, die heute bettelarm von der andern Seite des Golfes herüberschaut: Puteoli einst, jetzt Pozzuoli. Puteoli war in jenen Kaisertagen der erste Hafen des römischen Weltreichs, der eine Welt an Schiffen und Schätzen beherbergte. Das Ufer bedeckten riesige Speicher und in diesen Speichern lagerte das Getreide Aegyptens, Oel und Wein Iberiens, Kupfer, Zinn, Eisen; lagerten aber auch die kostbaren Teppiche Syriens, Alexandriens bunte Leinwand, Arabiens Weihrauch und was sonst der Orient lieferte. Die Kaufleute Puteoli's waren stolze, reiche Herren und lebten herrlich und in Freuden auf den Villen, die die sanften Reben- und Rosenhügel krönten. Alle Sprachen der Welt ertönten hier, aller Völker Typen waren vertreten, und der verschiedenen Gottesdienste war eine Legion. Auch Wissenschaft und Kunst blühten in Puteoli. — —

Heute grinst den Küstenfahrer die Armuth mit hohlen Augen aus den Fenstern der auf eine Klippe erbauten Stadt entgegen, der Koth der engen Straßen beschmutzt seinen Fuß und der zahlreichen Bettler flehende Stimme und des gesammten Volkes traurige Mißgestalt beleidigt ihm Ohr und Auge. Scharen aufdringlicher Ciceroni wollen ihn zu den Zeugen vergangener Herrlichkeit schleppen, die sich kläglich noch überall in den verwahrlosten Weingärten verstecken.

Auf der Höhe liegt das einst großartige Amphitheater, das wohl 30,000 Zuschauer faßte, weithin blickt es über Land und Meer, und Pinien und Cypressen stehen als Wächter an den Eingängen. An der Küste liegt der arg verstümmelte Serapistempel; ein Bourbonenkönig raubte dem Aegyptergott den Säulenschmuck seines Hauses, um sein Theater in Caserta damit zu zieren, und auch die Wände sind ihres Marmorgewandes schon längst entkleidet. Nicht mehr erkennbar nach dem Zwecke ihrer einstigen Bestimmung sind die Ruinen, welche der geschwätzige Führer als Ehrentempel, als Tempel der Diana und des Neptun bezeichnet. Auch die überaus zahlreichen Gräber sind pietätlos zerstückt und verwüstet.

Auf der Höhe inmitten der Stadt erhob sich zur Kaiserzeit des Augustus kunstreicher Tempel, auf seine Grundmauern setzte das triumphirende Christenthum eine geschmacklose Kathedrale, welche dem heiligen Proculus geweihet ward.

Nur wenige und kleine Schiffe liegen heut in dem Hafen, dessen Molo Wind und Wellen schon seit Jahrhunderten zertrümmerten — und die kleine, braune, wüste Stadt interessirt nur noch den Alterthumsforscher und den Maler.

So liegt die Westküste heute verlassen in Oede und Trauer und unser Schifflein fliegt mit dem Winde, der von Ischia's Insel herüberweht, dem frischen Mästrale, hinüber nach den lachenden Ortschaften der Ostküste, die sich von den Hängen des Vesuv bis dicht an die Meereswellen herabziehen. In diesen Orten bis Castellammare hält das moderne Neapel zur Zeit des flammenden Sommers seine Villeggiatura in freundlichen Landhäusern, deren lichte, luftige Gemächer zu jeder Stunde des Tages von dem kühlen Seewinde durchstrichen werden. In lauter stille Pracht, in Lust und Gartenglück schauen wir von den Wellen aus, und ruhige Heiterkeit ist der Eindruck der Landschaft, welche die Rebe beherrscht. Betriebsames Volk tummelt auf den Straßen seine Karren und Lastthiere,

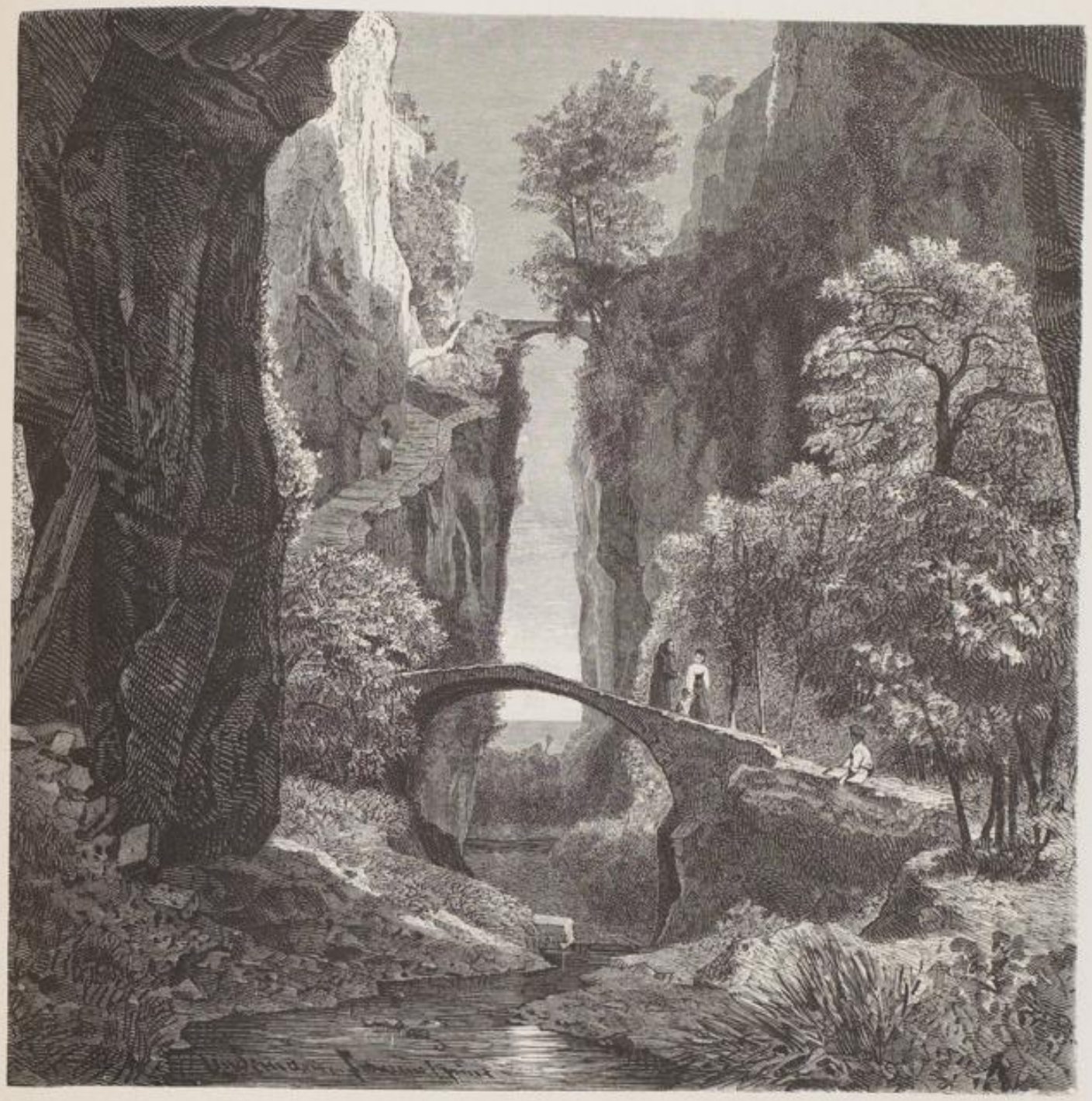
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AUS EINER VILLA IN CASTELLAMMARE.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



SCHLUCHT BEI SORRENTO.

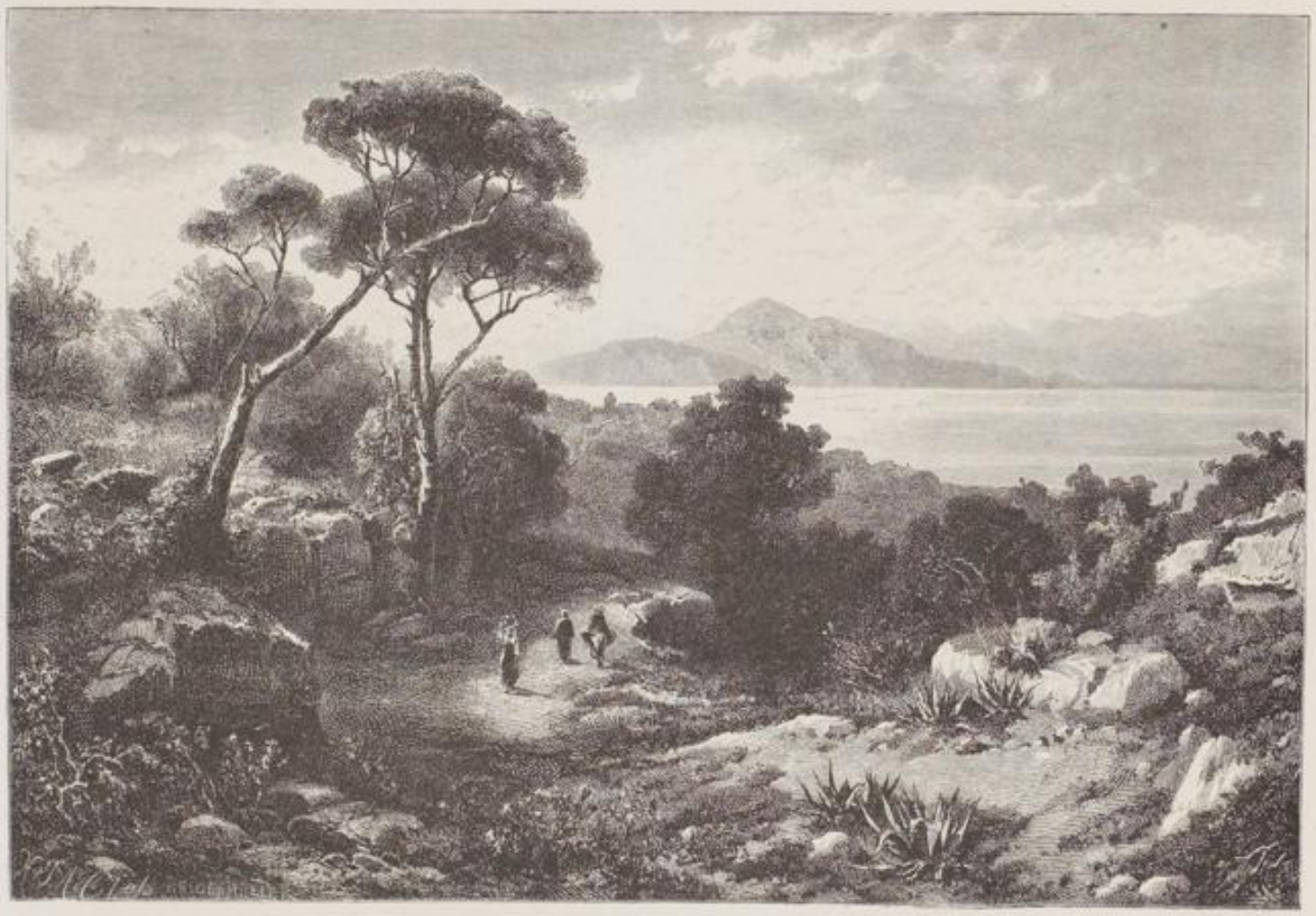
arbeitet unter lautem Gesang auf den Dächern und vor den Thüren, sammelt in Gärten die Früchte, oder wirft die braunen Netze in die Fluth. Neben der Villa des Reichen steht, fast zugedeckt von dem breitblättrigen Feigenbaume, der niedrige Häuserwürfel seines bescheidenen Winzers, und wo der Garten endet, hat der hagere, aber schöne Fischer sein Nest in das Schilf gebaut. Lava ist das Material der Villa, wie das der Fischerhütte, Lava säumt den Strand von Portici bis Castellammare, und wenn wir vom Nachen aus in den Grund des Meeres schauen, so sehen wir die dunkeln, erstarrten Lavaströme, welche sich allmählig in der Tiefe verlieren. Sie sprechen von dem wilden Kampf der mächtigsten Elemente, von dem Götterkampfe des Vulkan und des Neptun, unter welchem die Uferstadt des Herkules erdrückt wurde.

Die Perle dieser Städte ist Castellammare, das antike Stabiä. Sie liegt im bergenden Winkel des Golfes, wo die über ihm thronenden Berge nach Sorrento abbiegen, am Fuße des stolzen Monte S. Angelo. Ein fleißiges Völkchen lebt hier der schaffensfrohen Gegenwart; es hat die alte Geschichte, daß einst ein Sulla die Stadt zerstörte, der Vesuv sie verschüttete, längst vergessen, vergessen auch, daß es einem deutschen Kaiser seine zweite Gründung verdankt. Wer gedenkt hier heute noch Friedrich's II. und seines „Schloß am Meer", von dem ihr jetziger Name herstammt?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In den Thälern, die sich unvermerkt von den steilen Straßen der Stadt in die Berge hineinziehen, blüht immer ein sanfter Frühling, im Schatten der hochstämmigen Bäume singen die Nachtigallen, und die Brust, gedrückt vom Staub der Städte, athmet selige Genesungsluft. Ja, „hier genest man", und Qui-si-sana hat selbst ein König seine Villa auf diesen Höhen getauft.

Von der Stadt nach Sorrento zu beginnt das Reich des Oelbaums, der den Fuß des Gebirges mit Silber umkleidet. Graugelber Fels, silbergraues Laub des Oelbaums, schwarzgrüne Gruppen und Gebüsche von Orangen- und Limonenbäumen, weiße, sonnenstrahlende Ortschaften, Vico Equense — Meta — deren Häuser alle mit flachen Dächern, steile Küsten, grünumbuschte Buchten mit buntbemalten Fischerwohnungen, blauer Himmel darüber, blaues Meer darunter, — das ist der Charakter dieser herrlichen Küstenlandschaft. Idyll reiht sich an Idyll, aber das



STRASSE BEI MASSA MIT BLICK AUF CAPRI.

reizendste darunter ist Sorrento. Wie ein mit Silber auf Goldgrund geschriebenes heiteres Gedicht Anakreons spricht es uns zu Herzen:

„Sieh die holden Frühlingskinder,
Sieh hervor die Rosen quellen,
Sieh' wie sanfte Meeresstille
Glättend ruht auf blauen Wellen.
Häuser glänzen in der Sonne,
Nieder biegt sich die Olive
Und es färbt am Zweig die Traube
Sich in grüner Blätter Tiefe."

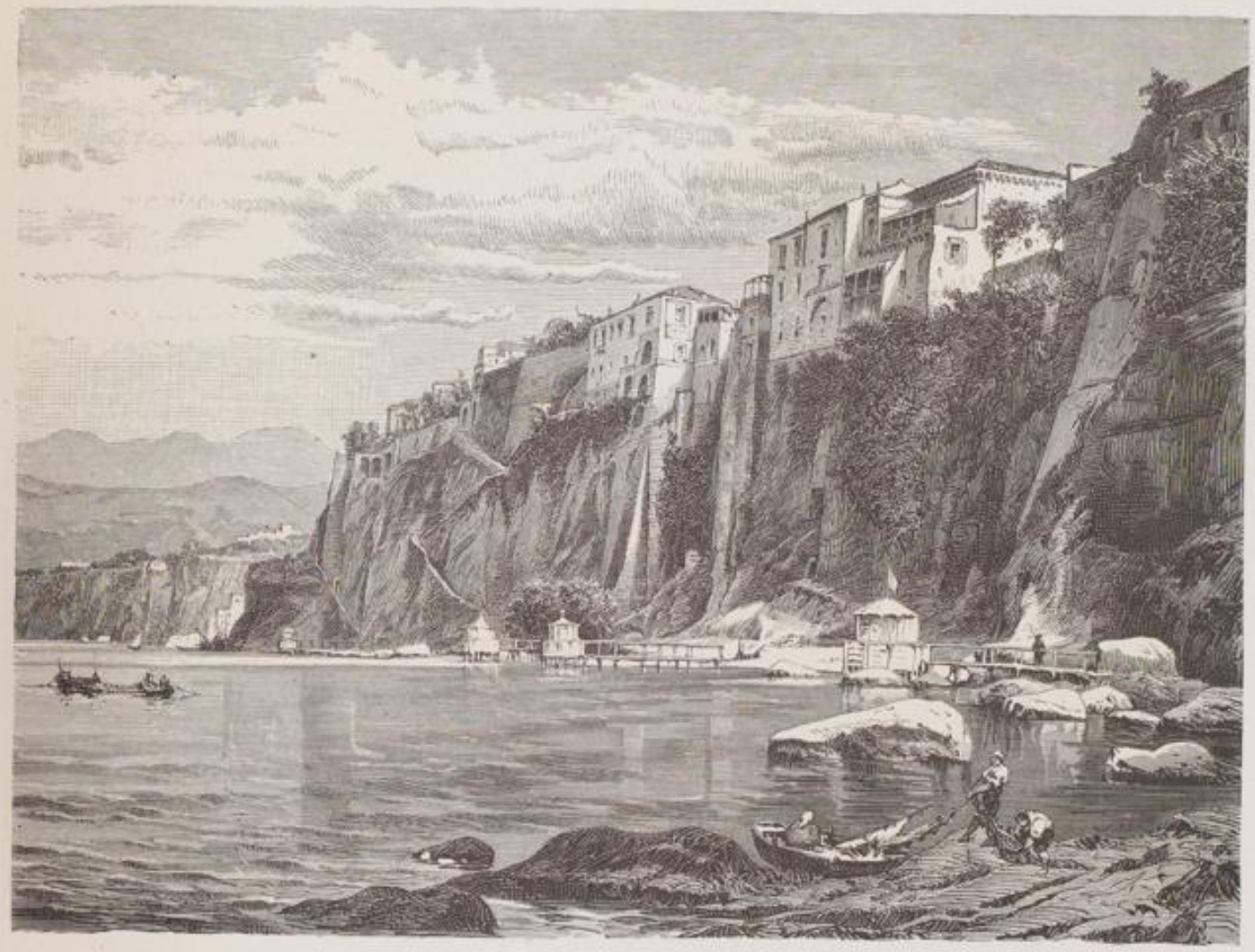
(Anakreon.)

Du herrliches Sorrento! Seliges Leben von Sorrento! Schwärmen auf den hohen Bergen in Luft und Sonne über den zwei Golfen — schwärmen auf den sanften Hügeln, wo der Lorbeer in den Oelbaum hineinwächst, von Frieden, von Schönheit und allem das Herz beglückendem Guten — schwärmen, versenkt im Wein; in schattigen Lauben seines Mädchens Athem lauschend, umflossen vom Dufte berauschender Orangenblüthen: das ist das Leben von Sorrento. Und wem das zu viel — dann gibt es so anständige, wohlgehaltene Hotels in der Stadt, wo man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sogar Rheinwein trinken kann, und wo die Kellner französisch und englisch radebrechen. Wem auch die Pfade zu den schattigen Höhen, die kleinen, schmalen Wege an den von Waldepheu umhangenen Schluchten hin, die sich in irgend einem stillen Garten verlieren, zu steil sind, der hat eine lange, lange bequeme Straße zwischen den Häusern hin bis nach Massa.

Alle aber, wir in der stillen Laube oder auf des Weinbauers flachem Dache und die dort in dem Hôtel erster Classe gedenken, wenn auch verschiedenen Gefühls, des unglücklichen Tasso, dessen Lieder ja, wie die Byron's und Goethe's, allen Nationen angehören. Wir sehen den Sänger des „Befreiten Jerusalem" bleich und elend zurückkehren aus der Welt, aus dem Kampf um den Lorbeer — die Rosen blühen und die Trauben reifen, Sorg-



TASSO'S HAUS IN SORRENT.

losigkeit ringsumher — und da ruft es wohl in unserm Herzen: „Lebe, o Herz, gedenke zu leben!" Und Tasso's Strophen zieh'n durch unsern Sinn:

Denn ach! gleich einem Tag ist schnell entschwunden
Des Erdenlebens frischer Blumenkranz,
Seh'n wir den Frühling wieder auch, empfunden
So jugendfrisch wird er doch nimmer ganz.
Drum pflückt die Ros' im Schmuck der Morgenstunden,
Eh' Mittagsgluth verzehrt den frischen Glanz.
Und eilt, der Liebe Rosen da zu pflücken,
Wo Gegenliebe kann das Herz erquicken.

Auch Sorrent lebt nur der Gegenwart, wer hierher kommt, will dem Frühling in's Gesicht schauen und denkt nimmer daran, den dichten Epheu von den Stirnen zweifelhafter Tempeltrümmer zu lüften, um begrabener

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit nachzuforschen. So kamen schon in den letzten Zeiten der römischen Republik die stolzen Herren der Hauptstadt, hier in der Stadt, die sich des besondern Schutzes des Bacchus und der Venus erfreute, wonniger Tage zu genießen. So kommen noch heute die Söhne und Töchter des grünen Inselreiches, die kranken Kinder des russischen Thule, aus allen Grenzen kommen sie, aber die Deutschen sind die Glücklichsten unter ihnen.

Von der Stadt, die hoch und steil auf den Klippen liegt, führt der Weg durch eine wilde Schlucht hinunter nach dem Strande, wo die Häuser der Fischer stehen, die in göttlicher Bedürfnißlosigkeit auf der kleinen, sandigen Scholle, große Marina genannt, zwischen Wellen und Weinranken hausen. Hier wohnt an Festtagen und an Sommerabenden immer die helle Freude, und singt und tanzt zu den Schlägen des Tamburins, und die braunen Gesichter glühen von Lust und Wein, dessen klare, kirschrothe Fluth in hohem Kruge glänzt. Die feinen Damen auf den Terrassen, die kleinen schlanken, meist kranken, zerbrechlichen Figürchen und die wohlfrisirten glatten Herren, den Zwicker auf der Nase, lehnen sich dann über die Brüstung des Hôtels und können's nicht begreifen, woher die beweglichen Burschen und die schönaugigen Mädchen die Kraft nehmen, Stunden und Stunden im Tanz sich zu schwingen. Dann fragt wohl die aus Mondschein gesponnene Gräfin ihren Nachbar: „Baron, haben Sie l'Arrabbiata von Paul Heyse gelesen? Schauen Sie nur hinab, das sind lauter Arrabbiate!" —

Von Sorrento fahren uns vier dieser Fischer in zwei Stunden nach Capri, das sirenenhaft verlockend aus den Wogen taucht. Wir aber umsegeln das Cap der Minerva, wir suchen Amalfi, nach der süßesten Lyrik das herzkräftige Epos! Nach Armida's Zaubergarten die große ernste Odysseuslandschaft.

Ueber Sorrento hinaus wird der Strand öder und öder, doch deuten zahllose Trümmer über den von den Wellen zerfressenen Klippen auf einst hier blühendes Leben. Es sind Bäder- und Villenreste, unter denen der poesievollste das Dianabad ist, ein kleiner Miniaturhafen, ein stilles, lauschiges Bassin zwischen natürlichem Felswerk und Fels gewordenem Gemäuer, das sich kuppelartig über dem Becken erhebt. Draußen branden die Wellen, hier halten sie den Athem an, den badenden Nymphen zu lauschen.

Draußen heben sich die schaumaufwerfenden Wellen höher auf das mit Algen bedeckte Gestein und kriechen schluchzend in die Löcher und Spalten, und senken sich gleichmäßig bis tief unter die breite Linie der rothen Korallengewächse. Von dem offenen Meere zwischen dem Cap und der Insel Capri herein wälzen sich breite Wogen und brechen sich brausend an den nackten Felsen, auf denen Odysseus einst der hülfreichen Minerva einen Tempel erbaute. Im Mittelalter stand hier ein Glockenthurm, dessen tönendes Erz den Strandanwohnern das Herannahen räuberischer Sarazenenschiffe kündete, daher auch der andere Name des Caps: Campanella.

Die Sarazenen gründeten ihr Reich auf der andern Seite der Halbinsel, und von Amalfi bis hinab nach Salerno finden wir zahlreiche Spuren des glanzvollen Maurenthums. Ueberhaupt wohnt die Geschichte mehr auf dieser Seite, und die letzten Denksäulen, die sie daselbst errichtete, sind jene unendlich malerischen Thürme, die sich meereinsam am Gestade erheben, und die wir überall an den Küsten der südlichen Meere erblicken, wo sie wie Cactus, Agave und Pinie unbedingt zur Staffage der Landschaft gehören. Das Volk nennt sie Normannen- oder Sarazenenthürme, und erbaut wurden sie zumeist zur Zeit Karls V. zum Schutz gegen die sich ewig erneuernden Landungen räuberischer Piraten maurischen Stammes. Viele sind schon gänzlich Ruine geworden, andere hat sich die neuere Zeit wohnlich eingerichtet, und armes Fischervolk oder ebenso arme Küstenwächter des neuesten Königreiches hausen in den öden Thurmgemächern. Aus den Schießscharten, wo sonst die Allarmkanone klang, oder auf der flachen Zinne, von welcher die warnenden Rauchwolken aufstiegen, blühen oft purpurne Feuernelken, gepflegt von den Töchtern oder jungen Frauen der jetzigen Bewohner; und wo sonst bärtige Kriegergesichter unter verrosteter Blechhaube spähend über das Meer gen Sicilien lugten, gucken jetzt schwarzäugige Kindergesichter vergnügt in den hellen Tag hinein. Die Schiffe, die da drüben in der blauen Meerfluth kreuzen, sind keine Räuberschiffe mehr. Es sind Fischerböte, und die singende Procession, die eben von dem kühnen Seeadlerhorste Positano zum Meere herniedersteigt, will die Böte, die Netze und die kühnen Jäger der See segnen. Des Priesters Wort ertönt über die Wellen, das Glöcklein der Kapelle erklingt und die Fischer halten die Ruder ein, ziehen ihre rothe Mütze ab und beten in gläubiger Andacht die Worte nach.

Mag Maria, der goldene Meerstern der Seeleute, dieser Küste gnädig sein; denn hier stürmen die Wellen, wenn der Scirocco seine Bande entfesselt, mit brausender Wuth gegen das Land, und nur wenige Stellen bieten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BAD DER DIANA BEI SORRENT.

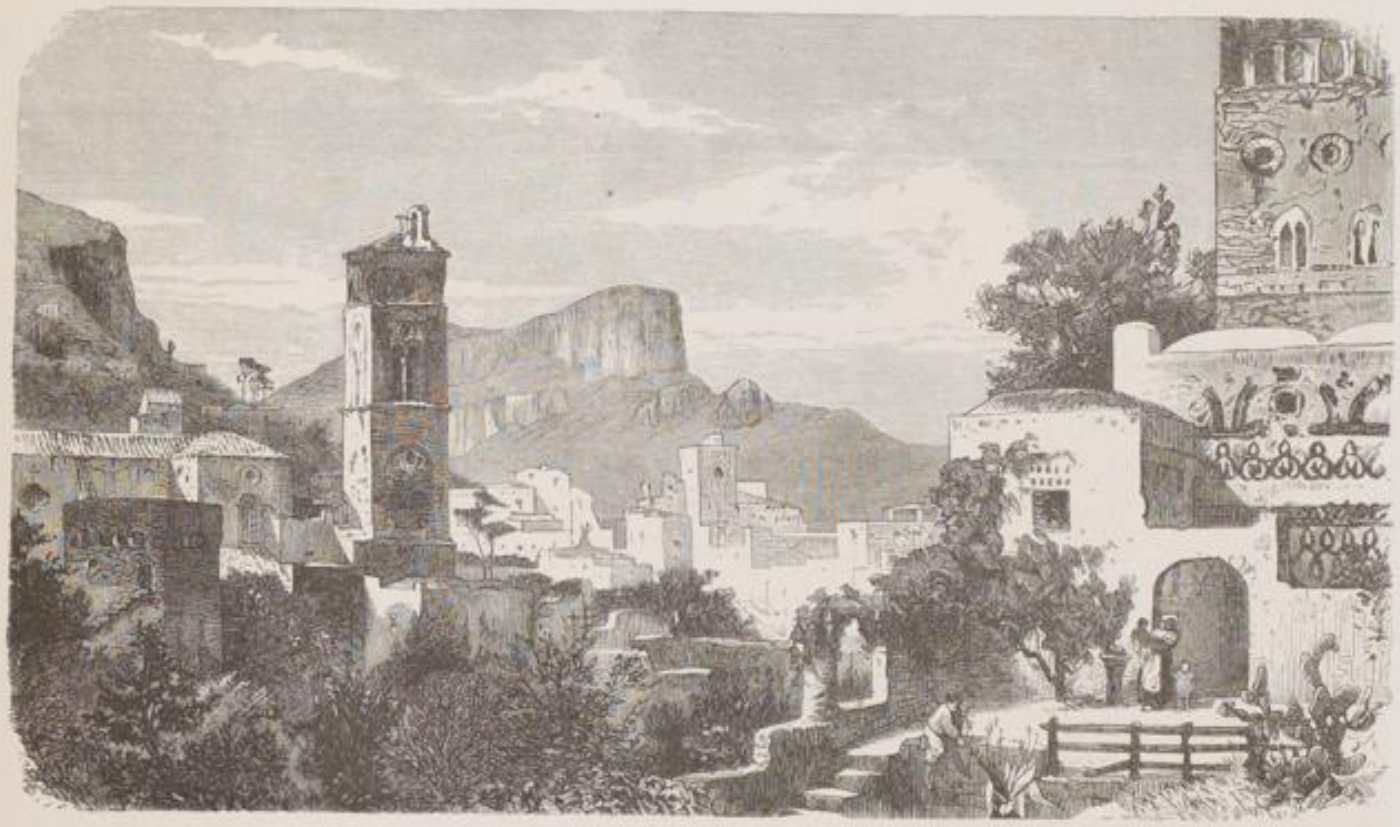
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem zwischen Himmel und Wasser schwebenden Schifflein eine Zuflucht, vielleicht nur eine, die kleine Bucht von Prajano und dann am Ende der Felsen vor Salerno, der Hafen Vietri's. Der Amalfifischer kennt die Gefahr, und erprobter und darum trotziger ist er, als der Fischer des sanften Golfes von Neapel. In dieser Kraft, in diesem Trotz gründeten sie ihre amalfitanische Republik, die einst den Wellen des Mittelmeeres bis Byzanz hinab die Gesetze, die Tabulae Amalphitanae, vorschrieb, und Colonien besaß auf Asien's und Afrika's fernem Boden. Die Schiffsflagge Amalfi's war an allen Küsten geachtet, und gefürchtet sein Schwert — dieses aber zerbrachen endlich die Pisaner, jene rissen die Genuesen herab, das Meer brach verwüstend in die Stadt — und von fünfzigtausend Einwohnern, die in goldgestickten Gewändern stolz durch marmorne Prunkgemächer wandelten, in denen sich die Schätze des Orients häuften, sank die verarmende Stadt auf fünftausend Bewohner, die bescheidenen Handel treiben mit den hier üppig gedeihenden Südfrüchten, mit Johannisbrod und Wein, vor Allem mit den vielbegehrten köstlichen Amalfi-Maccheroni.

Die heutige Stadt ist arm und schmutzig, aber die vornehmen Züge der edlen Abstammung sind ihr noch



RAVELLO.

aufgeprägt. Seinen Ursprung nahm es in den ersten Zeiten des Mittelalters und seine Blüthe fällt um das Jahr 1000. Von dieser Zeit sprechen noch die Kirchen, besonders die herrliche Kathedrale des heiligen Andreas. Sie ist im normannisch-byzantinischen Stile erbaut und mancher ächte Schmuck ist ihr aus ihrer Jugendzeit geblieben, die byzantinische schöne Bronzethüre, die schnörkelreichen Pfosten des mittlern Eingangs, die in frischen Farben blühenden Mosaiken; aber auch das heidnische Alterthum lieferte so Manches in diese heiligen Hallen; so Säulen, auf Pästum's griechischem Boden gewachsen, Vasen, Sarkophage und Tafeln mit schönen Reliefen. Von der säulengetragenen Vorhalle aus blickt man auf den immer belebten Marktplatz, auf das Gewirre von Gassen und dunkeln Sträßchen, über Gärten, die sich in die Felsen drängen und auf den Felsen Winzerhäuser und Burgruinen.

Das war wohl ein hartes Stück Arbeit, diese verwinkelten Häuser gruppenweise, durch eingesprengte Treppen, Brückchen, Gänge, neben- und hinter- und übereinander in den harten Fels hineinzuzwängen, daß sie die ganze Breite der Schlucht und ihrer Seiten bis zum schwindelnden Gipfel hinauf ausfüllen. Wie sich das auf dem Nacken sitzt, auf die Köpfe und in die Kochtöpfe schaut. Hier heißt's gute Nachbarschaft halten, und einen Grenzstreit würde der beste Advokat Neapels nicht entwirren. Auf den Dächern der Häuser sitzen die üppigsten kleinen Gärten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und bis in die Küchen und in die Schlafgemächer herein strecken die Orangen- und Limonen-, die Johannisbrod- und Feigenbäume ihre mit edelsten Früchten gefüllten Hände, und schüttelt man diese, so fällt der köstlichste Nachtisch dem drei oder vier Stockwerke tiefer essenden Bewohner des andern Hauses in die Maccheronischüssel. Das ist ein Leben wie im Schlaraffenland! Aber nein, das Volk ist arm und häßlich, weil durch überschwere Arbeit in den Mühlen des Valle de' Molini und dürftige Kost ausgesaugt, und der Frohsinn der Sorrentiner Küste ist ihm fremd. Trotzdem ertönen auch hier als sanfte Tröster im Leiden die lieblichen Weisen des italischen Volksliedes, und wer je mit Amalfifischern gefahren ist, der erinnert sich immer noch mit Freuden ihres vierstimmigen Gesanges, wie er im Rudertakt über die Wasser hinklingt.

'Ncoppa la montagnella (bis)	Hoch oben auf dem Berge,
'Ddò' stannó li pastor,	Dort wo die Hirten gehn,
Nce steano tre sorelle (bis)	Dort wohnen, voll von Liebe,
E tutte e tre d'ammor.	Drei Schwestern, jung und schön.
Cecilia, la cchiù bella,	Cecilia, die schönste
Volette navegà';	Zu rudern ging zum Strand,
Ppe vede', poveriella,	Die Arme wollte sehen,
Fortuna de trovà'.	Ob sie das Glücke fand.
„Bello pescatoriello,	Du schöner junger Fischer,
„Vene a pescà 'cchiù ccà	Zu fischen komm hieher . . . . .

Und das muß wahr sein, die ganze herrliche Küste, vom Meere aus gesehen, ladet zum Singen ein. Sie ist das Entzückendste, was man in ganz Italien sehen kann. Wer aber statt der Leyer ein Schwert sein nennt, den ladet sie zu kühner Eroberung ein, der wirbt um die schöne Seebraut mit männlicher Kraft. Das ist der Sirenenzauber, vor dem die Gefährten Odysseus', um nicht für immer seinem Banne, der Heimath vergessend, zu verfallen, ihre Sinne verschließen mußten, dem die kühnen Mauren im Mittelalter verfielen, zu dem auch die reisigen Normannen wieder und wieder mit heißer Sehnsucht gezogen wurden.

Blicke hinauf zu jenem seewärtsstehenden hohen Felsen, der sich über dem keck in die Schluchten und auf die Vorsprünge gebauten lichtvollen Atrani thürmt. Gärten und sonderbar geformtes Mauerwerk, Thürme und Burgruinen liegen unter den Wolken — das ist Ravello, einst ein maurischer Adlerhorst, und maurisch sind die Reste von Gebäuden, die sich in den einsamen Gärten dort oben bergen: maurische Thürme, maurische Säulchen und Fensterbögen mit phantastischen Arabesken, deren dunkle Steine dicht umwachsen sind von den Rosen, die da oben so herrlich blühen. Aber auch eine vollkommene Alhambra, der wunderbare Palazzo Ruffoli, hat sich noch erhalten, und in ihren Räumen ist es so leicht, sich in jene romantische Zeit zurückzuträumen, wo die Poesie noch mit Schwert und Laute über die blühende Welt wandelte.

Diesen Traum träumt man weiter in immer wechselnden Bildern am Strande hin. Wie sie auftauchen, die reizenden Gedichte, hinter den kühnen Felsen hervor, voll Zauber und paradiesischer Ruhe: Minori, Majori. Vom weißen Strande aus steigen die kleinen blendendweißen Fischerhütten in die hängenden Gärten hinein, über den Gärten liegen lachende Häuser, zwischen diesen springen, sich einen lustigen Weg zu den Wellen bahnend, die schäumenden Gebirgsbäche, genährt von den Wolken, in die hinein sich ein altes Schloß thürmt. Fliegt das Auge über das Meer, so sieht es Capri's Felsenkrone auf den Wellen, die wunderlich geformten Klippen der Faraglioni, näher die Inseln der Sirenen, in der Ferne aber, wie vom Himmelsglanze getragen, die Küste von Pästum bis zum einsamen Cap Licosa, hinter dem sich das Meer in den Süden verliert.

Nach Majori Cetara. Sonnen- und schönheitsmüd ruht das Auge auf diesem wundervollen Fischerörtchen, und möchte ihm, wo alle die andern hinter den bergenden Felsen verschwunden sind, den Preis vor allen geben. Wenn ein Wunsch sich regt, so ist es der, aus der Welt zu verschwinden und in diesem märchenhaften Glücke unter den Reben der reichen Gärten versteckt, seine Tage nur in seligem Schauen auszuleben.

BLICK

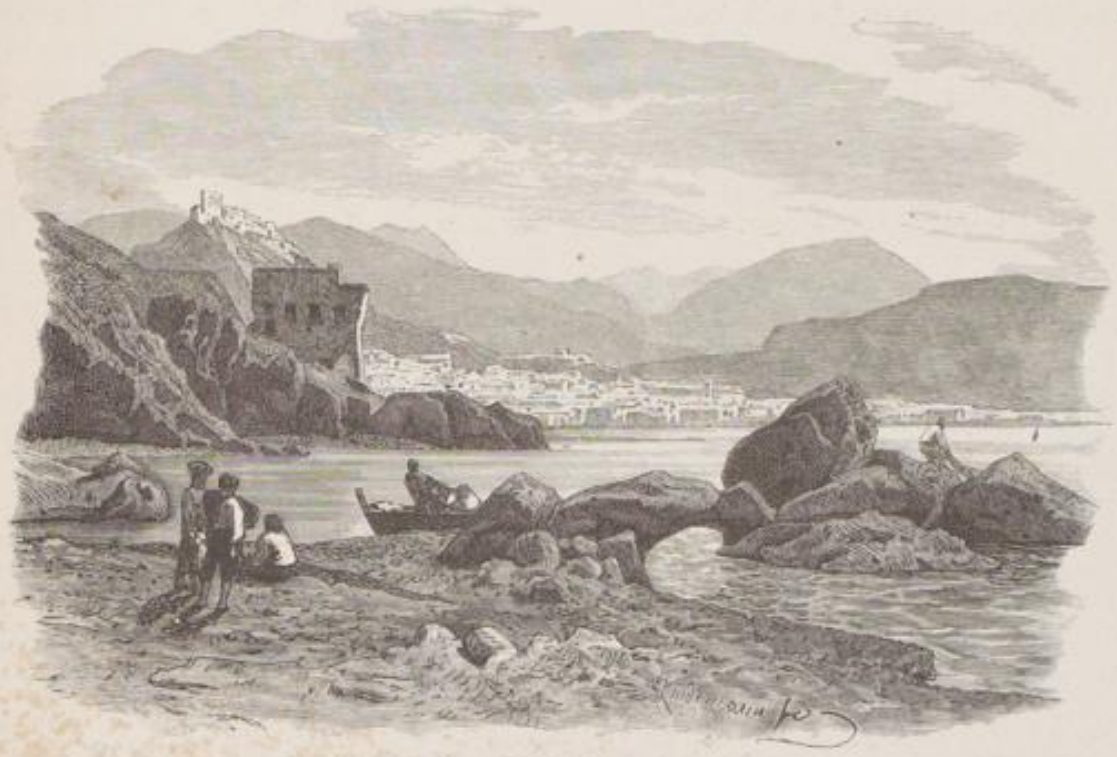
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BLICK AUF AMALFI VOM KAPUZINERGARTEN.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



SALERNO.

Doch weiter! Vietri, Salerno — und da hat uns das Leben, hat uns die Gegenwart wieder. In Salerno, mag es in seinen Mauern noch reiche schöne Reste jener Zeiten geben, mag seine Lage entzückend sein, in Salerno finden wir eine moderne Stadt, und kommt man von Amalfi, im Herzen einen Paradiesestraum, so beleidigt unser Herz das Geschrei des Tagesmarkts, und der Pfiff der Lokomotive, die uns wieder nach dem tollen Neapel tragen soll, Salerno hat nichts zu thun mehr mit dem Sange der Sirenen, dem wir längs dieser göttergesegneten Gestade in freudiger Vergessenheit lauschten.

Die drei Schwesterinseln.

„Ohne dich, o Vesuv, und euch holdselige Inseln,
Dünkte Neapel auch nicht mir Neapel zu sein."

(Vaihinger.)

Nisita, Procida, Ischia, die Perlen des westlichen Meeres, wie alte schöne Sagen, wie Wonneträume heben sie sich aus den Fluthen! Wir sitzen der schönen Neapolis im Schoße, aber wir sind nicht zufrieden damit, wir sehnen uns und träumen uns in immer neue Fernen hinein. Und da sind es die verlockenden Inseln, die, in das Geheimniß des Meeres so wunderbar hineingewoben, in Duft und Stille schwimmen und so viel Schönes verheißen, da sie in ihrer weltverlorenen Einsamkeit das Glück zu bergen scheinen, was wir unter dem Schrei der Dampfpfeifen, dem Rasseln der Druckerpressen und all dem wilden Hasten und Treiben der modernen Völkerwanderungen, im Staub der ausgetrockneten Heerstraßen nur so schwer finden können. Wie schmerzentilgende Lotosblumen wachsen die Inseln aus den Wassern und wir fliegen hinüber, der köstlichen Speise zu genießen, mit dem Wunsche:

„Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen der Heimath."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Selbst Kaiserseelen hegten dieses Sehnen. Wie liebte Augustus seine Capreä! Wie dürfen wir unser jungfräuliches Procida, diese „Isola incantata“, dies zauberhafte und bezaubernde Eiland, lieben. Wie eine süße Jungfrau verbirgt sie ihre Reize vor dem Wanderer der großen Straße, schließt sich ab von der Allwelt und liegt fast spröde und mit abgewandtem Gesichte im blauen Meere, nur ihren Freunden freundlich. Und dann Ischia! Herrliches Ischia!

Das Schifflein trägt uns an den Villengärten des Posilippo entlang, und wo dessen Felsen sich in's Meer senken, da gegenüber liegt die erste, die kleinste der drei Schwesterinseln, das keck aus dem Meere steigende Nisita. Waiblinger setzt ihr die erste Perlenkrone auf die Stirn und singt von ihr: .

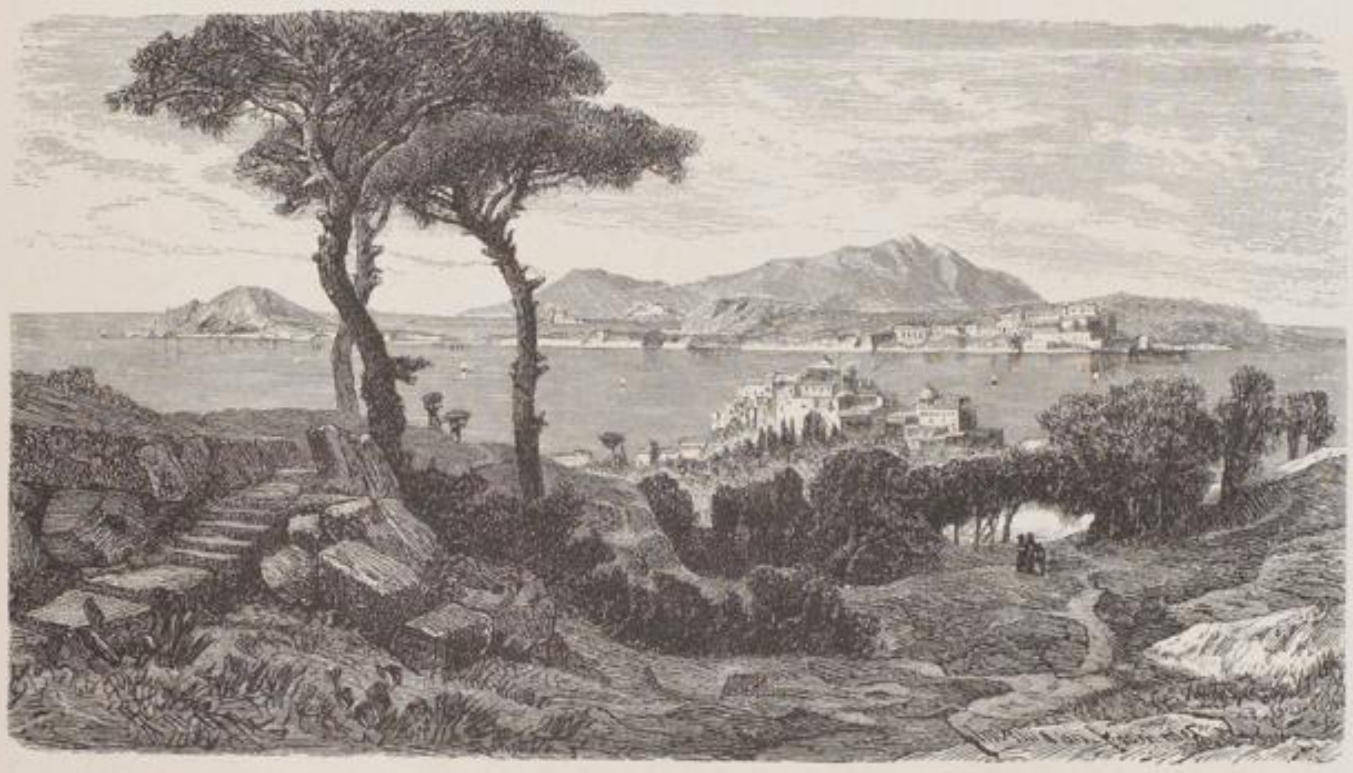
Gleich dem lieblichen Kind, von schalkhaft lächelnder Wange,
Das noch schüchtern sich nicht weit von der Mutter gewagt,
So enttauchst du der spielenden Fluth voll freundlicher Anmuth,
Drängest dem Mutterland kindisch verzagend dich an.

AUF ISCHIA.

Aber dem Kinde ward ein schlechtes Loos, denn Krankheit und Verbrechen wohnen mit ihm. Nach der großen Pest von Messina baute Philipp IV. von Spanien 1624 am Molo der Insel ein Lazareth mit Quarantaineanstalt, und auf ihrer Stirn, wo einst in prächtigem Schlosse die Königin Johanna, und nach ihr die amalfitanischen Herzöge wohnten, thürmt sich jetzt das Bagno, von dessen Fenstern aus die Camorristen und Raubmörder aller Provinzen des Königreichs einer entzückenden Aussicht genießen. Im Alterthume wohnte hier der Luxus, und die Reste der Werke des Lucullus sind noch am Strande und unter dem Wasser deutlich nachzuweisen. In dieser Villa jenes römischen Großen kam zu wohnen Cicero, nachdem ihn die Drohungen der Cäsarianer nach dem Falle Julius Cäsars aus der Hauptstadt vertrieben hatten. Er fand hier den Brutus, der zuwartend nach der großen That hierhergeflohen war, und damals waren die Felsen Zeugen von großen Unterhandlungen.

Fährt man heute in der Stille des Sommermittags unter Nisita hin, so hört man das Klirren der Gefangenenfesseln und kein Wunsch regt sich, hier zu landen. Wir steuern zum Cap Misen, zum flachen Strande

von Miniscola, und winken uns die braunen procidanischen Fischer von der Insel herüber. Der ruhige schöne Tag hat das Meer zu goldener Fläche geglättet, wie Weinfluth in leuchtender Schale breitet es sich duftig zwischen den kreislinigen Küsten aus. Friede und Freude liegt dann auf dem Lande, über der Insel, die wie ein herzlicher Gruß zu frohem Genießen herüberlockt. Prochyta, wie es in griechischen Zeiten heißt, ist auch griechische Colonie gewesen. Die Hellenen wohnten hier, als sie die erste Kyme auf der größeren Aenaria gegründet hatten, und Orte, wo sie gewohnt, sind gleichsam veredelt und geweihet für alle Zeiten. Dem Volke Procida's, wie jenem Ischia's und Capri's, weist man griechische Abstammung nach, und wo einst die weichen jonischen Laute erklangen, ist auch ein weicher Laut in der Sprache erhalten geblieben. Das arme Volk Procida's und Ischia's spricht ganz anders, als das Neapels oder Pozzuoli's. Davon macht die Marine unsrer kleinen Insel vielleicht eine Ausnahme, hier verkehren die Küstenschiffer aller nahen Länder, und hier tönt laut der wellenbesiegende Schrei des Seemanns. Eigenthümliche, bogenhallige Häuser, und Häuser mit bizarren Saracenenkuppeln stehen an diesem Strand. Die Segel der Schiffe



POZZUOLI MIT CAP MISENO UND DEN INSELN PROCIDA UND ISCHIA.

knattern im Winde vor den weitgeschwungenen Hallen, und der Donner der Brandung singt schon der Fischerfrau kleinen Säugling in Schlaf. So sucht sich das Volk hier sein Brod nur auf den Wellen. In dunkeln Schiffen ziehen die schönen Jünglinge hinaus in die fremden Meere, ziehen an Afrika's und Sardiniens Küste zum Korallenfang, kommen zurück, kaufen eine Scholle Landes und freien eine Inseltochter. Noch nie ist einem die Lust angekommen, ein Weib aus der Fremde mit heimzubringen. Aber die bunten, seidenen Tücher, die die Frauen und Mädchen an Festtagen tragen, sind Geschenke, die der Jüngling oder Mann von seinen Meerfahrten mit nach Hause bringt. Die Insel ist zu Zeiten fast nur von Frauen bewohnt, die den Garten bestellen und am Feierabende auf den Mauern oder den Dächern der oberen Insel stehen und hinausschauen auf das Meer, wo die Schiffe kommen und gehen. Oder sie sitzen schweigsam mit hochaufgerichtetem Nacken vor den Thüren, gleich der Tochter Ikarios' spinnend und den meerdurchirrenden Odysseus erwartend. Sie sind sanft und meist schön, und sanft sind auch ihre Sitten. Ihr Gang ist würdevoll. Wenn sie Waiblinger „beispielloser thierischer Zudringlichkeit und frecher Wildheit" beschuldigt, so ist dies einfach der Irrthum einer schlechten Laune. Ebenso, wenn er behauptet: „die Insel bietet an sich nichts Malerisches dar, als einige Aussichten, von denen die westliche auf Ischia die schönste ist." Wie entzückt doch waren noch immer die Maler, nicht über die Aussichten, sondern über die reizenden Motive, die sich auf allen Wegen und Stegen der Insel darbieten. Man steige von der Marine hinauf und verliere sich in dem reizenden Gewirr der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weingärten, die mit ihren Reben einen dichten grünen Ariadneschleier über die Jungfräuliche breiten: welch herrliche Vegetationsbilder ringsum und mitten darin die kleinen vielgestaltigen Wohnungen der Zufriedenheit und bacchischer Freude. Eine dicke Wolke von Wohlgeruch, den Blüthen ungezählter Agrumi entsteigend, schwebt im Lenz über den Gärten; im Sommer hängen die Bäume, wie selbst in Sorrento nicht, übervoll von goldenen Früchten, und im Herbst erfordert die reiche Fülle der Trauben alle Hände, den überaus köstlichen Procidawein zu keltern und in Fässer zu füllen. Dazu ist die Luft so rein, dazu rauscht die Brandung des Meeres so traumspendend — o, diese Insel ist ein kleines Paradies. Aber auch ein Blick von der Höhe des Castells aus auf die Dächer der obern und untern Städtchen ist überraschend. Da ragen einige Palmen und mehr bedarf es nicht, um uns beim Anblick der Häuser mit Kuppeldächern im Angesicht einer maurischen Stadt zu finden.

Zwar die Saracenen waren hier, aber als Piraten kamen sie und hausten, besonders zur Zeit der spanischen Vicekönige, gar verheerend auf der Insel. Besonders unter des wilden Barbarossa Führung. Sonst nennt uns die Geschichte der Insel noch einen Namen, der auch in unserer Hohenstaufengeschichte erklingt: Johannes von Procida. Er war Freund Friedrichs II., Freund Manfreds und hochbegünstigt durch Peter von Aragonien. Er ist der Urheber der sicilianischen Vesper, in welcher er das Blut Conradins, das er auf dem Markte Neapels vergießen sah, durch Ströme Franzosenblutes wegwaschen wollte. Er war Edelmann von Salerno und die Insel Procida war sein Besitz. —

Von den letzten Gärten aus blicken wir über das kleine wüste Eiland Guevara, eine Kraterwand des zwischen ihm und Procida liegenden, im Meere versunkenen Kraters, hinüber nach dem in seinem Epomeo pyramidalisch-gethürmten Ischia. Schwarzblau breiten sich die Gefilde dieser Insel über die Seiten dieses gewaltigen Berges aus, und gastlich blinken zahlreiche Ortschaften aus dem Dunkel der Baumgruppen, gastlich und lockend. So lebe wohl! schöne Procida, Knospe, weiter entfalte dich! Jetzt lockt uns die vollkommenere Nachbarin. Scheidend lesen wir in deinem Stammbuch:

„Dich vergleich' ich dem Reiz der jung aufblühenden Nymphe,
Der jungfräulich noch kaum Busen und Nacken erschwillt.
Auch nur halb entknospet, ergriffst du doch das Gemüth mir,
Lockte die Nachbarin mich, nicht die Vollkommenheit an."

Diese Nachbarin ist Ischia, und Ischia ist die Vollkommenheit. Die kleinen Züge der jugendlichen Schwester finden wir groß und herrlich ausgebildet wieder in ihrem Angesichte, in dem mächtigen Wuchse ihres Leibes, „der üppig gereift ist zu süßer Umarmung."

Freudeverheißend lacht die strahlende Insel über die Wellen und zieht das Schifflein wie an Zauberbanden ihren Ufern näher und näher. Diese sind gegürtet mit dunklem Lavaschmuck, über welche der Fluth weißschäumende Brandung rauscht. In dunkelbraunen Klippen steigt der Strand aus diesen Lavablöcken empor; nackt, oder nur mit zähen, meergewohnten Pflanzen bedeckt. Seinen Rand aber säumt, wie ein Goldband das Gewand der Jungfrau, der reichblühende Ginster. Hinter diesem steigt das Gelände sanft bergan bis zur Mitte des ragenden Epomeo, und ist in Beschlag genommen, bis in das letzte Winkelchen hinein, von der freundlichsten Vegetation. Ein Lustgarten ist das Land.

Liegt die Sonne auf der Insel, so unterscheidet man schon vom Meere aus deutlich die einzelnen Baumformen und Arten. Da ist es besonders der freundliche Oelbaum, der mit dem dunkeln Weinlaube und dem schwarzgrünen Gezweig, wie dieses mit dem lichtbraunen Tuffboden eine liebliche Farbenharmonie in tausend feinen Abstufungen der Schattirungen bildet. Nirgends auch erscheinen die menschlichen Wohnungen, die Winzerhäuser und Villen, so sauber und farbenrein, als auf dieser staubfreien Insel.

Die Insel ist heute der schöne Bezirk Flora's und Pomona's und Niemand denkt mehr daran, daß sie ein altes Meisterwerk Vulcans ist. Auf sein Geheiß, durch seine Macht erhob sie sich dereinst in der Vorzeit Tagen die Wellen theilend und wachsend höher und höher, mit dem glühenden Scheitel die Wohnungen der Götter berührend. Ein Vulcan ist der Grundstock dieser Insel, der Monte Epomeo, der in ihrem Centrum steht. In breiten Strömen ergossen sich aus seinem meilenbreiten Krater die feurigen Massen, schossen an seinem Fuße in die Fluthen hinein und baueten also die Inselbreiten. Durch ihren vulcanischen Baumeister erhielt die Insel ihren Grundriß, eine kreisrunde Form; andere, untergeordnete Kräfte fügten die zackigen Ornamente hinzu. Das waren die Lavaschlünde, die sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KORALLENFISCHER.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Erkaltung des Hauptkraters an seinen Seiten öffneten und ihre Massen über den Rand der Grundform hinaus in das Meer schoben, dergestalt rings um die Insel eine Anzahl von Cap's oder Punta's bildend. Neunundzwanzig solcher Lavaornamente gibt es und die vorzüglichsten, welche die Ischiaschiffer nennen, sind Punta di S. Pancrazio, Punta S. Angelo und Cap Negro im Süden; Punta dell' Imperatore und S. Francesco im Westen; im Norden P. Caruso, Cornacchio, del Lacco, della Scrofa und S. Pietro, und im Osten als hauptsächlichstes der Fels, auf welchem Ischia's alterthümliches Schloß thront.

Unterhalb dieses Castells landet man, nicht weit davon ist der reizende Hafen Ischia's, den die Natur selbst wie im Spiele bauete, als sie einen alten Krater versinken ließ und seine Höhlung mit der Meerfluth ausfüllte.

HOF AUF ISCHIA.

Er ist kreisrund und liegt so still wie ein einsamer Gebirgssee, nie bewegt sich in ihm auch nur eine Welle. Die rosenblumigen Oleander umblühen ihn in südlicher Fülle, und weißleuchtende, freundliche Häuser und fruchttragende Gärten stehen dicht bis an das Wasser heran. Von hier geht man auf ebener Straße, zu welcher Vulcan das Material lieferte, immer am Meere hin nach dem Städtchen Ischia. Die Straße kreuzt aber ein breiter Lavastrom, der sich, nachdem der Berg fast siebzehnhundert Jahre geschwiegen hatte, im Jahre 1301 unter Carls II. von Anjou Regierung plötzlich und unerwartet aus einer Spalte unterhalb des Epomeo ergoß. Zahlreiche blühende Gärten lagen in seinem Wege, sie wurden verbrannt; die Villen der Vornehmen, die diesen durch das Castell gesicherten Theil der Insel den andern vorzogen, fielen der Vernichtung anheim. Erst bei Punta Molina stürzte der Verwüster in's Meer. Die Lava ist längst erkaltet, aber die sonst so mächtige Vegetation vermochte dieses Brandfeld noch nicht wieder zu erobern: die mißfarbige Lava starrt überall noch als wüstes Geröll. Noch heute aber nennt das Volk den obern Theil des Stromes Cremato, den untern Arso, beides Gluthbrand bedeutend. — Mehr als zwölf Kratererhöhungen zählt man auf der Insel; wie Kinder um den Ahnherrn lagern sie sich um den Epomeokrater her, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schreitet man an dessen Fuße hin, so wandelt man nur zwischen braunem Lavageröll; und Lavablöcke bilden das Material zum Bau der Mauern um die zahlreichen Weingärten, deren Reben das bienenfleißige Volk in die durch die Jahrhunderte verwitterte Oberfläche allüberall gesenkt hat.

Zwischen diesen Gärten hin windet sich der Weg zum Gipfel der Bergpyramide. Man reitet unter Kastanien- und Feigenbäumen und erblickt zwischen den Zweigen, immer mehr in der Tiefe zurückbleibend, das Meer, tiefblau wie der Himmel; dann leicht verschleiert die seligen Küsten Sorrento's, das märchenhaft dämmernde Capri, und zu Füßen das freundliche flache Schwesterinselchen in der Form eines Fragezeichens, nach einer Frage der Liebe. Neapel erscheint im grauen Dampf, S. Elmo, das Schloß, und das Camaldolikloster im hellen Sonnenschein.

Erreicht man das Dorf Moropano, so öffnet sich dem Auge das weite unbegrenzte Meer, hinter dessen Höhe Sicilien liegt, zu dem des Wanderers Grüße auf Mövenflügeln hinüberfliegen. Zahlreiche Segel gleiten über die schweigende Fläche und auch hier oben unterbricht die Stille nur der Gesang der sonnenfreudigen Cicade.

Dann aber durchschneidet der schmale Weg das Geklüft der äußersten Felsen des Berges. Eine Wüstenei ist das Land hier und nur wenige dürre Kräuter erinnern an einen kurzen Frühling. Die Landschaft ist gelb und blendet das Auge, und erschreckt fast die Seele durch ihren wilden Trotz, der wie im Tode erstarrt steht. Hier, zweitausend Fuß über dem Meere, liegt das höchste Dorf der Insel, und über dem Dorfe, noch fünfhundert Fuß höher, endet der Berg in einer jähen, scharfkantigen Spitze, in deren Tuff ein Kirchlein und die Wohnung eines sonnenverbrannten Einsiedlers gesprengt ist. Von hier aus blickt man wie ein Adler über den Garten der Insel hin, und sieht die Nester der Menschen in Gruppen und einzeln aus dem dunkeln Grün lauschen. Dann aber schaut man über das Meer und — zu viel des Großen, des Herrlichen, mehr als zwei Menschenaugen erfassen, als sich in diesem engen Menschenherzen bergen läßt!

Eine Blendung geht von dieser Landschaft aus. Der Wanderer fühlt sie auf's Neue, er legt lieber die Feder weg, um nicht durch kalte Worte und nichtssagende Namen zu freveln an dem allgewaltigen Bilde, das erschaut werden muß, aber nimmer geschildert werden kann.

Die Worte eines Briefes, von der Spitze des Berges aus an einen Freund geschrieben, mögen die Schilderung Ischia's schließen, da ich auch heute nichts Besseres zu sagen wüßte:

Ein reines schönes Bild mehr habe ich in meine Seele aufgenommen, eines von denen, die wie olympischer Sonnenschein für ewig über unserer Erinnerung schweben, die, um christlich zu sprechen, einem Blicke in das von unsrer unschuldigen Jugend geträumte Paradies gleichen. Ich weiß, daß ich nicht zu viel sage. Ich, der ich Italien allseitig kenne, bin mir wohl bewußt, daß es, wie beispielsweise in meinem geliebten Latium und Syracus, großartigere Landschaften gibt, die als erhabene Geschichtstheater auf den Geist wirken; ewig aber fühlt sich unsre Seele zur Odyssee hingezogen und hier breitet sich die wogendurchrauschte Bühne dieses lieblichsten aller Märchen aus, und die Luft der Sage umweht von diesen Gestaden mit den süßen ahnungsvollen Schauern der Kindheit die lauschende Seele.

Hier athmet man nichts als Heiterkeit und Glück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MORGENSTUNDE AUF CAPRI.

Die Insel Tibers.

„Siehe! es ragt nicht fern von Neapel des sonnigen Eilands
Schöner dädalischer Fels. Dort träumt in saphirenen Grotten
Amor gern, und belauscht Brautkammern der Meeressirenen,
Wo leis kichernd die Fluth im Phosphor wallet, und heimlich
Webt die narkotische Luft ein azurnes verliebtes Gedämmer."

(Gregorovius, Euph.)

Wie eine silberglänzende Perle in den Becher der Lust geworfen, liegt das capräische Eiland in dem Golfe Neapels, weithin leuchtend, weithin lockend. Sirenen sangen einst auf seinen Klippen sinnbethörende Weisen dem südwärtssegelnden Odysseus, und verlockten die griechischen Schiffer.

Dann kamen sie, eine neue Heimath suchend, von den fernen Küsten Leukadia's, die ruderliebenden Männer der schönen Taphos. Sie führten mit sich die köstliche Rebe des weinspendenden Landes, die hellenischen Götter, die klangreiche Sprache. Bei der sandigen, offenen Stelle der nördlichen Inselseite ließen sie die Flügel ihrer Phaselen sinken und trieben die Fahrzeuge auf den Strand.

So wurde Capreä ein griechisches Eiland.

Die Männer aber senkten die Rebe und des Oelbaums Sproß in die Spalten seiner Felsen und bauten alsbald zwei meerthronende Städtlein auf der Höhe; Capri die eine, die andere Anacapri. Dort saßen sie nun und schauten hinüber nach der leuchtenden Mutterstadt am Golfe da drüben, der schönaufblühenden Neapolis. Bald auch wurden sie dieser verbunden durch die Bande gemeinschaftlicher Sitten und Gesetze und führten ein friedliches Dasein Jahrhunderte lang.

Da geschah es, daß der das Griechenthum liebende Augustus, des Lebens müd und der tosenden Hauptstadt, den Frieden der Welteinsamkeit suchend im südlichen Meere, den Fuß setzte auf diese felsigen Gestade. Alsbald aber wird ihm die jubelnde Kunde, daß eine altersdürre Eiche bei seiner Landung plötzlich neue Sprossen getrieben habe. Das war eine glückkündende Botschaft, und mehr noch, sie wird ihm aus dem Munde Eines mit Namen Eutychus,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das ist verdolmetschet: Glückskind. Aus der Höhe aber flog ihm eine Schar Tauben entgegen, der Venus heilig, der Stammmutter Julischen Geschlechtes. Dadurch gewann er das Eiland in der ersten Stunde lieb, und er tauschte es ein, indem er der Stadt Neapolis dafür die reiche große Aenaria überließ.

So wurde Capreä römischer Kaiser Eigenthum.

Augustus aber, der nicht prachtvoller Paläste marmornen Zwang achtete, bauete sich auf seiner Friedensinsel einfache Landhäuser, und sie schmückte er nicht mit prunkenden Statuen und kostbaren Gemälden, sondern mit Blumen und schattenspendenden Baumpflanzungen, mit Weingängen und Spazierwegen. Eine Privatfreude waren ihm die Sammlungen von Alterthümern und Raritäten, die er hier durch eine solche von Riesenknochen gigantischer Land- und Seeungeheuer vermehrte. Einfach war auch seine Lebensweise. Die Ruhepolster, die Tische, die Betten, seine Mittagstische glichen denen eines wohlhabenden Landmanns. Seine Hauskleider waren von den Frauen seines Hauses gewebt und genäht.

Im Sommer schlief er bei offener Thür, oft auch im grünumrankten Peristyl beim Rauschen des Springbrunnens — reine Luft und Ruhe war Alles, was er in späten Tagen begehrte, und wo wäre Beides schöner zu finden gewesen, als auf der weltverlorenen Insel?

Schaute er dann von der Terrasse seines Hauses über das Meer hin, von Aenaria's ragendem Gipfel bis Pästum und bis zum Cap Licosa — welche herrliche Welt öffnete sich seinem Träumen. Wie heiß, wie üppig brandeten die Wellen des Lebens an jenen völkerwimmelnden Gestaden. Da liegt die zierliche Prochyta, ihr gegenüber das stolze Promontorium Misenum, der Portus Misenus, in welchem die meerbeherrschende römische Flotte vor Anker lag. Mit Lustschiffen in buntem Gewühl gefüllt der wollustathmende Sinus Bajanus, mit hochgethürmten Marmorschlössern der Strand der üppigen Venusstadt Bajä. Dahinter dehnten sich die sagenreichen Campi Phlegräi, begrenzt von dem weinbewachsenen Mons Gaurus, an dessen Fuß die reiche Kaufherrenstadt Dicäarchia oder Puteoli ruhete, vor ihr auf den Wogen das Inselchen Nesis. Dann die Villenstadt Paläopolis, dort wo der Pausilippus in's Meer fällt, und weiterhin, Palast an Palast Neapolis. Unter dem Schutze des Vesuvius, der bis zu seiner Kraterspitze von Weinreben und Fruchtbäumen erklettert war, die Städte Resina, Herculaneum, Oplontiä, Pompeji, Stabiä und wie sie alle heißen mögen, bis zu dem prächtigen Surrentum, bis zu dem Cap der Minerva und dem Tempel der Minerva, dessen marmorne Säulenhallen noch in vollem Glanze aufrecht standen, wo die städteschirmende Pallas Athene noch freudige Opfer empfing. —

So lebte der alternde Kaiser noch oft Tage des Glückes auf seinem Eiland, und es war ihm vergönnt, auch die letzten seines Lebens in ungestörter Heiterkeit hier zu verbringen. Er kam von Rom. Als er dem Hafen Puteoli's vorbeisegelte, erkannten ihn griechische Schiffer und Reisende von Alexandrien, und feierten in freudigen Opferfesten den Schützer der Künste und des Handels in griechisch-schöner Weise. Das leuchtete noch wie ein Sonnenblick in die letzten Stunden seines Abends hinein, und er ging nach Capri, um auch dort die frohen Feste mit gymnastischen Spielen der Epheben, mit rosenbekränzten Gastmählern, zu denen die Bewohner seiner Insel geladen waren, mit Liedern und lustigen Scherzen jeder Art fortzusetzen. Hell noch einmal flackerte sein Geist auf, so daß er selbst griechische Verse sprach. Viermal sah er so die Sonne hinter dem Vesuv heraufsteigen, dann ging er, schon von der Hand des Todes geführt, nach dem Festlande hinüber. In Nola aber schlug ihm die schwarze Stunde. — —

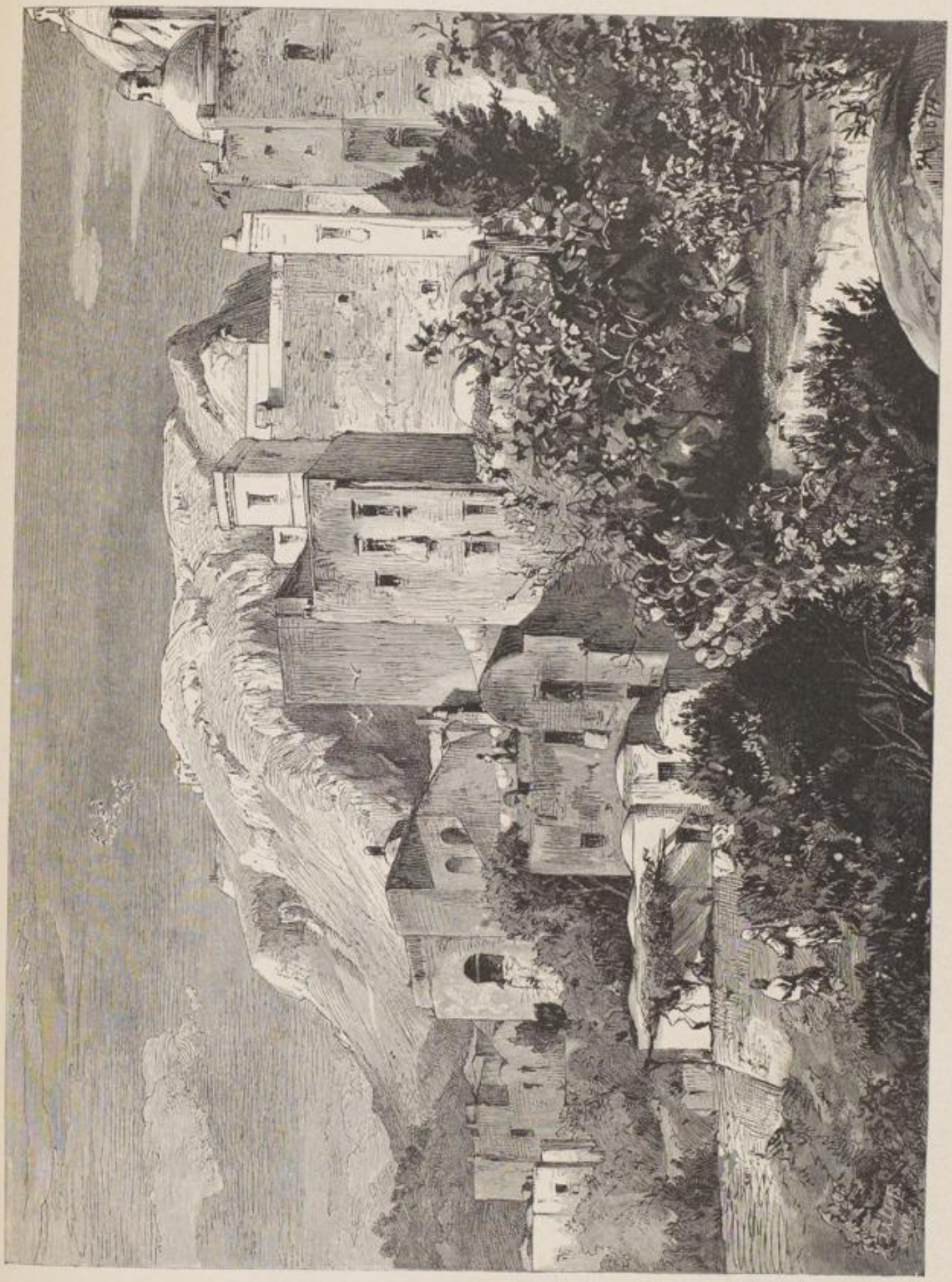
Zwölf Jahre vergehen. Es ist im Jahre 26, da landet ein finsterer Mann, ein mit der Welt und allen Göttern grollender, umnachteter Geist auf Capri.

„Siehst du den spiegelglatten Felsen?"
— Ja. —
„Und jenseits steht Sorrent wie eine Mauer."
— Und zwischen beiden wälzet sich die See. —
„Wer da hinunterstürzt, wird schwerlich nach
Surrentum schwimmen."

(Sauch Tiberius.)

Tiberius ist es, der mit seinem Sterndeuter Thrasyllus auf der Opferstätte seiner Lüste, auf der Jupiter-Villa sich also unterhält. Wie eine Spinne war er gekommen und hatte ein marmornes Netz von glänzenden Lustbauten über die zwölf Spitzen der Insel gesponnen. Wie eine Spinne saß er in diesem Netze, dessen Fühlfäden bis Rom und in alle Gränzen der Erde liefen, und regierte von hier aus Rom und die Welt. Aber nichts beobachtete er

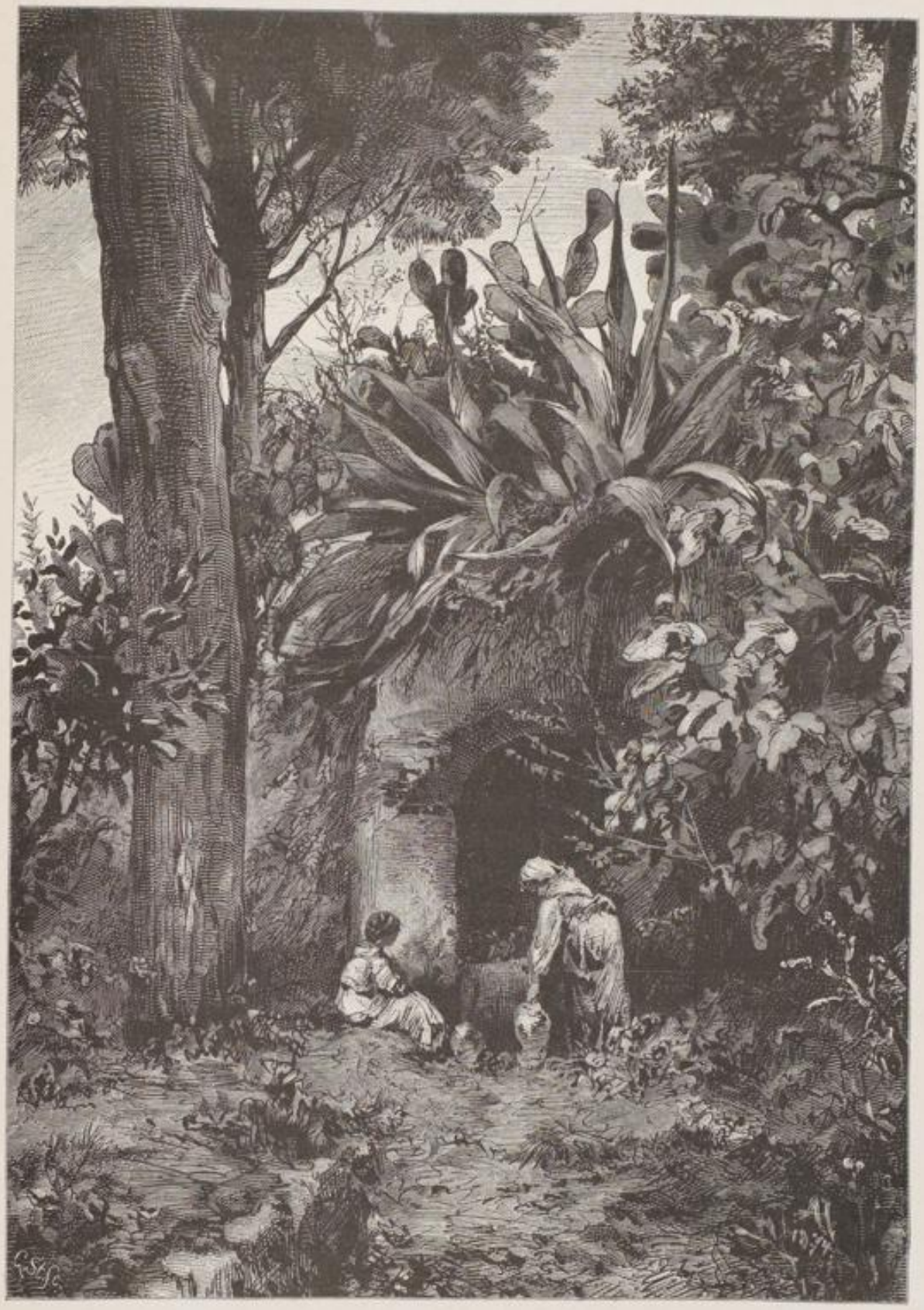
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



CAPRI VOM HOTEL PAGANO AUS.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



GARTENQUELLE AUF CAPRI.

mehr, als das Zucken der Opfer, nichts auch machte ihm mehr Freude. Der Friede war von der Insel gewichen, und die finstere Leidenschaft verschloß sich in goldenen Prunkgemächern. Die Wolke des Fluches lastete schwer auf diesen Klippen, und wenn es aus ihr blitzte, dann gab es ein Sterben irgendwo im Reich. — Dieser Blitz von Capri traf zuletzt den allmächtigen Sejan.

So gingen elf Jahre dahin. Das Hirn des Kaisers war vermodert in Nacht und Wahnsinn. Das Wesen Mensch war ihm ein Ekel. Er saß im Garten seiner Jupitervilla und fütterte in greisenhaftem Aberglauben seine Lieblingsschlange. Dann ruft er den Fluch der Götter auf sein Haupt, das ist in dem Briefe an seinen Senat:

„Mögen alle Götter und Göttinnen mich noch elender hinsterben lassen, als ich mich jetzt schon täglich hinsterben fühle, wenn ich“ — Und der Fluch erfüllt sich, und er erhält, wie einst Augustus Zeichen des Friedens, die des Verderbens. Der herrliche Leuchtthurm ob seiner Villa, gepriesen als der Sieger des Mondes, stürzt ohne Grund in sich selbst zusammen. Seine Lieblingsschlange findet der wahnsinnige Einsiedler todt auf seinem Spazierwege, von wimmelnden Ameisen schwarz bedeckt. — Dann geht er, vom düstern Verhängniß geführt, nach dem Festlande, und am Cap Misen wird er zu den Schatten hinabgestoßen.

Mit Tiberius zog aber auch die Geschichte von der Insel fort, nachdem sie in ihren Annalen verzeichnet: Sed tum Tiberius duodecim villarum nominibus et molibus insiderat. Das erzählt Tacitus und wir stehen heute auf den Trümmern der zwölf Villen, von denen die Sage geht, daß sie den zwölf oberen Gottheiten geweihet waren. Niemand weiß sie mit Bestimmtheit zu nennen, aber der Name Tiber's klingt noch wie eines bösen Geistes Name durch das Singen und Sagen des capriotischen Volkes. Achtzehn Jahrhunderte waren nicht genügend, die Erinnerung an den finstersten Cäsar zu tilgen.

So hatten die Sirenen und die Kaiser die Insel verlassen, und ihr kleines Völkchen griechischen Stammes blieb wieder sich selbst überlassen. Friedlich siedelte es wieder auf seiner Scholle und hat aus dem goldenen Alterthum nichts gerettet als seine Grazie, die Zierlichkeit der Frauen, den feurigen leukadischen Wein und die freudeweckende Tarantella. Die Tarantella, ein Erbe aus der Sirenenzeit. So will es des Volkes Tradition. Denn als die Sirenen vergebens den Odysseus mit Gesang gelockt hatten, baten sie, für ferner an ihrer Macht verzweifelnd, die Grazien um ein neues Geschenk, den Schiffer zu bethören. Diese lehrten sie die graziöse Tarantella. Die Tarantella, wie jeder Tanz, war aber nicht für die Leiber der Meerfrauen angethan. Sie verzweifelten und gaben sich den Tod. Die Töchter der strandanwohnenden Fischer aber hatten das Spiel erlauscht und übten es weiter unter den Reben ihrer Gärten. Alle Küstenanwohner lernten den Tanz, aber der Hauptort ist der Sirenen Eiland, ist Capri geblieben. Bei den schlanken Töchtern Capri's wohnt noch heute die Grazie.

Das erfuhr einst ein Maler. Er ging und plauderte es den andern aus.

Und so wurde Capri die berühmte Malerinsel, der schöne Besitz farbenfroher Schüler und Meister. Und das ist sie bis auf unsere Tage geblieben. Aber auch Dichter kommen, und Tausende dann, die den Preis der Insel so oft gelesen haben, und Neugierige, die in der blauen Grotte ein Wunder schauen wollen. Zahlreich sind die Böte und Barken, die Schiffchen und Dampfschiffe, die im Winter und Frühlinge von Neapel und dem nahen Sorrento herüberschwimmen, um den fremden Mann und die nordische Frau für kurze Tage an die Hotels der Insel abzuliefern. Denn wie zu Tibers Zeit zwölf Göttervillen, so stehen heute zwölf Wirthshäuser an den verschiedenen Punkten, und an Stelle der Sirenen empfängt den meerdurchirrenden Mann der befrackten Kellner lockende Schar.

Im Hochsommer aber ist der Maler Herr der Insel, und er thut gut daran. Monate und Monate sitzt er hier, und kommt doch nächstes Jahr wieder. Und so viele ihrer auch kamen, sie sind doch noch nicht fertig geworden, zu zeichnen der meerhangenden Klippen und aufsteigenden Felsenschroffen wundervolle Linien, zu malen das millionenfache Farbenspiel der südlichen Sonne in den Falten der Hänge und Höhen, in den stillen Gärten, die auf's Meer schauen, wie auf den Fluthen selbst, die im reichen Wechsel von der dämmernden Frühe bis zum goldenen Abend um die Gestade spielen und wogend zurückgleiten in den purpurnen Horizont hinein.

Wahrlich, das schönste auf Capri ist nicht die blaue Grotte, so groß ihr Ruf auch immer sei. Wegen der blauen Grotte braucht Niemand das Eiland zu besuchen. Das Schönste hier verbirgt sich nicht in Höhlen und Grotten, es liegt offen und freudig unter der Sonne da, jetzt blendend in staunender Größe, dann unschuldig lächelnd in Lieblichkeit — aber immer neu.

Wer je auch nur einen heitern Mai- oder Augusttag auf der Insel verlebte, wird die Erinnerung daran nie wieder los werden. Wie Sirenenlockung klingt es in seiner Seele weiter und des Rücklauschens goldige Freude wandelt sich ihm alsbald zu mächtiger Wehmuth bannendem Zauber. —

Ein heiteres Völkchen, meistens Frauen und Mädchen, das sich in einfachen Fischerhäusern an dem schmalen Strande der großen Marine angesiedelt, empfängt den Reisenden mit kindlicher Neugier bei seiner Landung. Viele Schönheiten wird er darunter nicht entdecken, denn die verstecken sich oben im Städtchen Capri oder hoch oben in Anacapri unter dem Rebdache der Weingärten. Nach Capri zunächst führt ein schmaler, aus allerlei Geröll gefügter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EINFAHRT IN DIE BLAUE GROTTE.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beschwerlicher Weg. Ihn steigen herab, ihn erklettern, wie viele Male des Tages, die Gazellen der Insel, Elephantenlasten auf den zierlichen Köpfen tragend: große Wasserkrüge, Weinfässer, Fruchtbündel, Steine, Bretter und anderes Baumaterial. Hier kann man die ersten Studien machen, die zunächst mit Bewunderung anfangen darüber, daß diese schlanken Hüften, diese graziösen Gestalten solcher Kraftleistungen überhaupt fähig sind. Sie schreiten vor dem mühsam Nachkletternden daher so leicht, so elastisch, sie plaudern scherzend und lachend, als ob sie Amor's Rosenkörbchen zu tragen hätten. Aber seinen Pfeil tragen sie quer durch den griechisch-geschlungenen Knoten ihrer schwarzen Haare gesteckt, seine Rosen tragen sie in heller Gluth auf den braunen Wangen, und lustige Amoretten blitzen aus den schwarzen Augen keck in die Welt hinein. Edel zumeist ist der Schnitt ihres Gesichtes, griechisch die Nase, und bei besonders reinen Zügen mag es hin und wieder gelingen, noch deutliche Spuren des griechischen Ursprungs aufzufinden. Ihre Zähne aber scheinen sie wie die Perlen ihrer festtäglichen Halsgeschmeide geradenweges den Meeresprunkgemächern der Anadyomene geraubt zu haben. Du bist kein Fremder unter ihnen, und wenn Du vom fremdesten Norden kämest, Du bist ein lieber, heimgekehrter Sohn und Bruder. Du wirst der Familie eingereiht, Du bekommst die kleinen Leiden zu hören und die großen Freuden zu kosten, wenn Du verstehst, ein freundliches Kind zu sein, es wieder einmal zu werden. Dann führt Dich der Vater, dem die Gutmüthigkeit das Gesicht in nie wechselnde Falten gelegt, in seinen kleinen Garten am Berge; zeigt Dir, wie der Oelbaum in Früchten steht, wie der Weinstock von Trauben schwer und der Johannisbrodbaum voll dunkler Schoten hängt. Die Mutter führt Dich zu ihrer Kammer, an deren Wänden, in Körben, auf Tischen und Bänken der grausilberne Seidenwurm sein Wesen treibt, dessen schwellende Größe auch Deine Freude erwecken soll. Die strahlende Tochter geleitet den gern bewundernden fremden Mann zu ihrem kleinen Rosmaringärtlein, duftende Zweige und eine Rosenknospe zu zierlichem Sträußlein für Dein Knopfloch fügend. Oder sie setzt

ALTE SCALINATA AUF CAPRI.

sich und webt und Du sagst der unverheiratheten Penelope scherzende Worte über ihr Herz und ihre Kunst. Unter des Hauses Vorhalle, welche der Weinstock mit seinem Netze bildet, stellt dir der kleine Sohn den schlichten Strohstuhl, und auf grünem Blätterteller bringt Dir die knospende Schwester die goldene Feige, die bräunliche Capritraube. Und Du genießest, o so gern; Du bist ganz daheim. Du kommst wieder, freudig erwartet und gern gesehen. Dann kommen, wenn der Tag kühl ward, und die schwirrenden Scharen sonnenfroher Cicaden sich zur Ruhe in die Spalten der alten zerklüfteten Oelbäume gesetzt haben, die Gazellen, der letzten Last entledigt, zierlich aus dem Gebüsch, durch die breitblättrigen Cactushecken herbeigeschlüpft, gelockt von dem rauschenden Getön des Tamburino — und die uralte Tarantella hebt an, auf kleinstem Lokal ein großes schönes Märchen! Oder ein kleines Drama.

Dolci ire, dolci sdegni e dolci paci — die Eifersucht, die Liebe, die Trauer — alle Leidenschaften des in Liebe gefesselten Herzens werden gelöst. Und sie ermüden nicht, diese Leidenschaften. Diese zwei Leiber tanzen wie zwei Herzen, die sich viel Liebes zu sagen, viel Leides zu klagen haben, die sich fliehen, sich umarmen, sich knieend versöhnen, die in Wonne vergehen möchten. Es scheint der Altar der Venus zwischen ihnen zu stehen, eine mächtige Flamme geht von ihm aus, und die zwei darum flatternden Schmetterlinge möchten sich von der göttlichen Gluth verzehren lassen. Großmutter schlägt mit den dürren braunen Händen immer toller das sausende Becken, das erglühende Mädchen schmettert von den Stufen der Halle ihr Tarantellalied immer bacchantischer in den Abend hinein, es schwirrt die Guitarre, die Kastagnetten klappern — die vom Felde heimkehrenden Esel erheben lautes Getön, vom felsigen Pfade schallt es, das Echo weckend, tief zu den Klippen hinab — — das ganze griechische Alterthum ist wieder lebendig geworden, und die idyllische Freude verschwundener Völkerjugend sprüht wieder für kurze Stunden helle Funken durch unsern Geist.

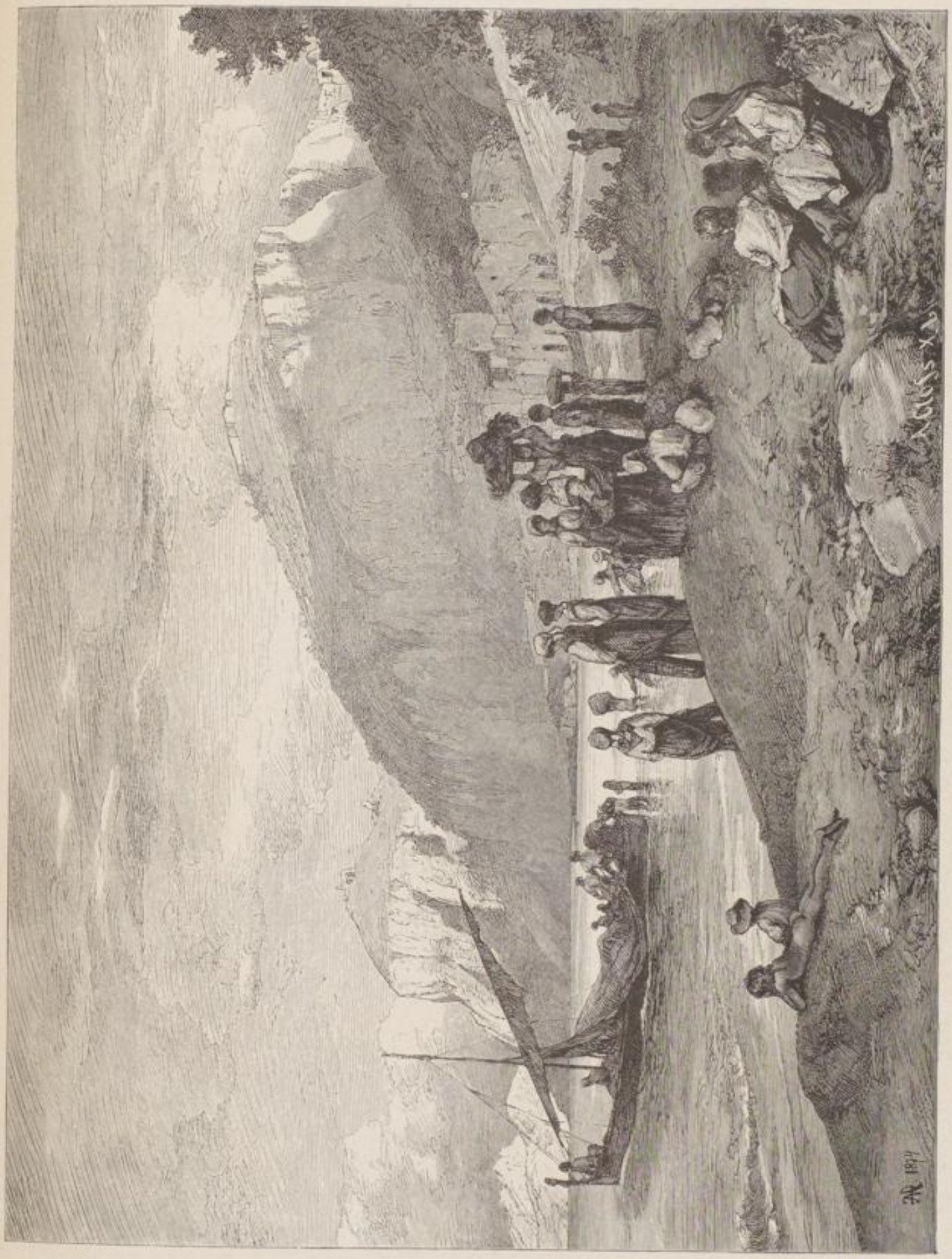
Ein anderer ist der schöne Tanzreihen, der von vier oder acht Paaren ausgeführt wird, er heißt il trescone, Ringeltanz, und ist nur auf dieser Insel bekannt. Die Griechen nannten ihn Ormos. —

Wenn das Auge müde geworden von dem ewig verlockenden Blicke auf die stille Meereswelt in Nähe und Ferne des Eilandes, wenn auch der Fuß ermüdete von den rauhen Klippenwegen, auf denen oft nur die kräuternaschende Ziege zu stehen vermag, lenkt er so gern wieder zu dieser einfachen Dächer Frieden zurück, und das Herz vergißt so ganz, daß es da draußen noch eine Welt gibt mit stäubenden Heerstraßen und geängstigtem Menschengeschlechte. Ueber diese Insel hinaus fliegt kein Sehnsuchtsgedanke, die haben alle längst ihre Nester gefunden, oder sie gebaut an sonnigen Lieblingsplätzen, deren man hier eine Menge treffen mag. Sonderbar nur ist es, daß diese Lieblingsplätze alle sammt und sonders mit den einstigen Villen des römischen Wahnsinnigen zusammenfallen. Denn diese Lieblingsplätze des auf Capri heimisch Gewordenen sind Damecuta, Monticello, Timberino, Capodimonte, Palazzo a mare, Ajano, Castiglione, S. Michele, Unghia Marina, Tuoro grande und, von allen der schönste wohl, die Klippe, auf welcher heute das arme Kirchlein S. Maria del Soccorso steht, auf der Stelle von Tibers Jupitervilla.

Sie liegt gegen Osten, dem großartigen Cap der Minerva gegenüber; und blickt man über die mit Myrthen, Disteln und Rosmarin bewachsenen Kalkfelsen, so mag man tausend Fuß hinab mit schwindelnden Augen geradenwegs in's Meer schauen, über welches die Felsen in schauriger Steile aufragen. Hier sieht man, wie die Wogen in großen Zügen von dem offenen Meere her in den Golf drängen, wie sie schäumend hinaufspringen an den gethürmten Mauern des jenseitigen Caps, und näher tosend das capräische Eiland umringen in ewig unwandelbarem Spiel und Kampf. Wie sturmfröhliche Möven, die in dem Geklüft der Klippen nisten, eilen weißbeschwingte Schiffe dem Hafen Neapels oder Castellamare's zu, oder ziehen weiter nach Calabrien hinunter. Auch Dampfschiffe durchschneiden die Fluth, und schleppen meilenlange schwarze Schleier über das blaue Meer; sie kommen von Afrika, von Sicilien oder der französischen Küste. Die Reisenden blicken neugierig nach dem Felsen Tibers hinüber, die Schiffer voll Scheu, denn sie wissen, daß derselbe bei Sturm schon manchem Fahrzeug verderblich ward.

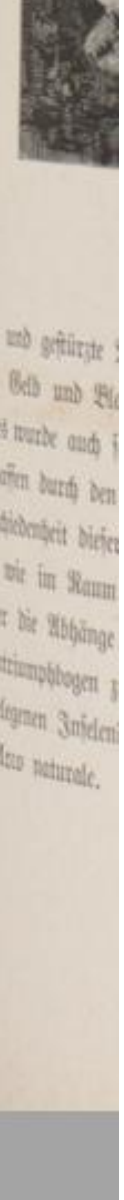
Heller Sonnenglanz breitet sich über die Landschaft; und des Vesuvs und der fernen Apenninen schöne Linie stehen scharf und klar auf dem himmelblauen Hintergrunde. Nur über der sumpfigen Küste von Pästum lagert der Nebelschleier des Sommermittags. Es tönt der Cicaden schriller Gesang von Baum und Strauch, Eidechsen huschen züngelnd an dem altersgrauen Gemäuer herum, und an den lichtrothen Nelken, die seewärts an den Rändern blühen, hängen blaue Schmetterlinge. Nur manchmal flattert ein ferner Gesangeston aus den Weingärten der jenseitigen Berge herüber, sonst ahnt man kaum das Dasein der Menschen. Tiefe Stille. Die Blätter der Oelbäume starren wie erstaunt, und zitternde Luft tanzt über die Spitzen der braunen Kräuter hin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



GROSSE MARINE AUF CAPRI. ANKUNFT EINES MARKTSCHIFFES.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da dunkelt es wie Nacht hinter dem Vesuv herauf — und Nacht dringt in das Blau des Himmels hinein und wirft dunkle Schatten über die See. Ein Blitz, ein kurzer Donner. Ein jäher Windstoß auf den Wellen — ein Windstoß stürmt die Felsen herauf und regt mit lautem Rauschen die Wipfel der Bäume. Das Lied der Cicaden verstummt, mit gellendem Schrei schwingt sich die Möve aus dem Geklüft über die überall aufspringenden Schaumwogen. Neuer Donner, dem jetzt die Berge und Felsen im Echo dröhnende Antwort geben. Die schwarze Nachtwolke vermischt ihren regennassen Saum mit den Wassern der See, und lange, flammende Blitze scheinen den Grund der Tiefe zu spalten. Und mitten in dem Tosen der Elemente die kleinen geängstigten Menschenschifflein, die Segel schief bis in den Wellenschaum hineinhängend, dem sichern Lande zutrachtend.

ARCO NATURALE.

Das ist ein wildes Ringen! Des Nereus Töchter heben sich halben Leibes, ganzen Leibes aus der Fluth — ihnen entgegen neigen sich aus der Höhe die dämonischen Söhne Aiolos zu wilder Umarmung — das Meer wächst in den Himmel hinein, der Himmel steigt in's Meer: und gewaltige Tromben wirbeln und drehn sich in rasendem Tanze um die Insel zum Klange des rollenden Gewittergetönes.

Dann verkroch sich der feige Tyrann Tiberius in des Tempels Heiligthum und drückte geängstigt sich den göttlichen Lorbeer in die Stirne, sich also vor dem Blitz des zürnenden Donners zu schützen meinend. Dann that er wahnsinnige kleinliche Menschengelübde. Heute zieht der Einsiedler des Berges das Glöcklein der Kirche S. Maria del Soccorso, der hülfreichen Gottesmutter, eines Gotteshauses, das auf den Trümmern und aus den Steinen der blutgetränkten Jupitervilla als Sühne für die zahlreichen Opfer gebaut wurde.

Diese Trümmer sind hier zahlreicher als auf andern Punkten der Insel und man erkennt aus ihnen, wenn nicht den Plan des einstigen Gebäudes, so doch seine Ausdehnung. Von dieser sprechen die überall im Grün versteckten Kammern, Gewölbe, Treppenaufgänge, Mosaikfußböden, Säulenreste und gestürzte Mauern. An vielen Wänden sieht man noch die hellen freundlichen Farben in pompejanischem Roth, Gelb und Blau, und manch schönes, kostbares Alterthum mag der hochaufgehäufte Schutt noch bergen. Viel Schönes wurde auch schon gefunden. Der gestürzte Palast, wohl mochte er ein Wunder der Pracht zu seiner Zeit sein, geschaffen durch den Willen eines übermüthigen Cäsar. Doch größere Wunder baute die Natur in der Stille und Abgeschiedenheit dieser Insel. Sie wählte sich die Absenkung der Felsen nach Südosten, um wie im träumerischen Spiel, wie im Raum ihrer Größe Massen über Massen zu thürmen, Klippen durcheinander zu werfen, Felsenkolosse über die Abhänge zu stürzen, Pyramiden zu formen, um endlich dem titanischen Spiel den Abschluß in einem Riesentriumphbogen zu geben — das Ganze der Meereseinsamkeit überlassend.

In diesem abgelegenen Inselende steht er noch heute, ein Wunder aus der Vorwelt Tagen, der aus klippiger Tiefe ragende Arco naturale. Durch seine kolossale Thorweite blickt man über das Meer in die jenseitige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

starre Felsenwelt hinein, und das Gefühl der Einsamkeit dringt fast beängstigend allseitig auf den verschwindend kleinen Menschen herein.

Tiefer hinab steigt man zu der verrufenen Mithrashöhle, wo in finsteren Tagen unnachtete Menschengeister in unheimlichem Gottesdienste unbekannten Mächten dienten. Auch Menschenblut, Knabenblut floß in jener Grotte.

Ja, in Wahrheit die Insel Tibers! Wohin man auch wandere, überall drängt sich die Erinnerung an jenes finstere Gespenst auf. Nur Anacapri ist vielleicht ausgenommen.

Anacapri ist dem Himmel noch viel näher gerückt. Es liegt auf der Westseite der Insel, welche im Monte Solaro sich bis zu zweitausend Fuß, im Ganzen noch einmal so hoch als die Ostseite erhebt. Die fünfhundertsechsunddreißig Stufen einer schwindelerregenden Treppe, die früher von den sanfteren Höhen über der Marine an

KLEINE MARINE AUF CAPRI.

der Felsensteile hinauf zu dem oberen Städtchen führten, hat die neueste Zeit zerstört. Mit Fäustel und Sprengpulver bahnte sie eine schöne Straße durch das Gestein, auf welcher heute die Prosa bequem auf Saumthieren, bald sogar vielleicht in Droschken dahinzieht, während die Poesie vordem unter lautem Jauchzen athemlos klettern mußte. Welch herrlichen Bildern begegnete man auf dieser Felsenstiege. Besonders schön waren die Gruppen der Frauen, die mit Krügen und Lasten hinauf- und hinabstiegen, oder ruheten und über die Brüstung gelehnt nach den Schiffen späheten. Und die Frauen Anacapri's sind reiner im Blut und darum schöner, auch stolzer als die des tieferliegenden Städtchens.

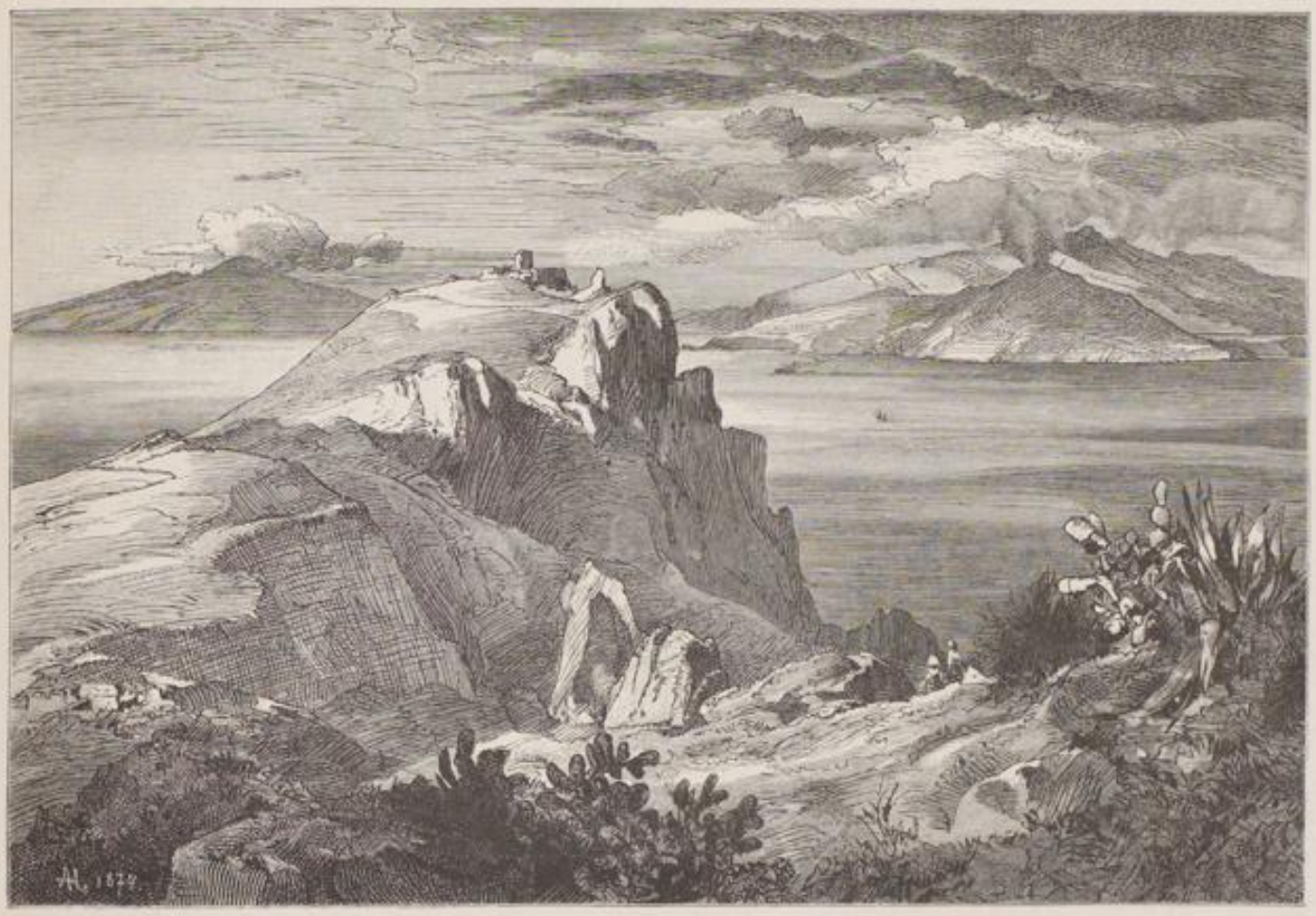
Hier oben in Anacapri weht eine entzückende Luft und der Boden bietet alle Schätze in reicher Fülle, wie sie nur Neapels Hügelland hervorbringen kann. Das Völkchen ist dennoch arm, aber glücklich, und wenn es noch ein Paradies auf Erden gibt, so ist es Anacapri. Was weiß Anacapri von der laufenden Jahreszahl, was auch von dem Getriebe der Welt! Aber der glücklichste Mensch dieses Paradieses ist wiederum der Einsiedler, der auf der höchsten Inselspitze sein Wesen treibt. Wie eines Falken Horst hängt die Einsiedelei an dem Gipfel des Monte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Solaro, und wie des Olymps Wächter sitzt der einsame Mensch hier oben, von Winden und Wolken umwettert, sieht die Sonne früher als Alle hinter dem lucanischen Apennin heraufglühen, sieht sie, der Letzte, in das westliche Meer hineinsteigen. Sieht — was er gewohnt zu sehen, wir schauen es einmal und starren und preisen, und lassen unsere Seele untergehen in dem Meere der Schönheit. — —

Die blaue Grotte! Tauchen wir ein noch einmal in jene glanzvolle Meereskammer! Wollen noch einmal wir lauschen dem Geheimniß der Fluth? Schildern? Die Palette, von welcher die früheren Maler ihre leuchtenden Farben nahmen, ist leer, und Federzeichnungen genügen nicht, ihre geheimnißvolle Pracht darzustellen. Aber noch einmal: sie ist das Schönste nicht, was Capri's Eiland birgt.

So scheiden wir von der Insel. Wir nehmen Abschied von dem lustigen Völkchen der Künstler, das da



TIBERFELSEN MIT JUPITERVILLA AUF CAPRI.

jahraus und jahrein in dem palmenbeschatteten traulichen Albergo Pagano, wo auch Scheffel seinen „Trompeter" dichtete, und in dem Albergo des Don Luigi auf der Höhe haust; Abschied auch von dem griechisch-heitern Volke und wünschen ihm und der geliebten Insel alles Liebe und Gute.

Ja, hört ihn den Segen der Fremdlinge, die ihr noch immer gastlich unter eurem Dach des Hauses und den laubigen Schatten aufgenommen, die ihr, rechte Liebesmahle feiernd, mit eurem Brod, mit eurem Wein voll Liebe und Lust gelabt.

Hört den Segen, der eure in die Wellen tauchende Küste trifft: Lasse euch der gütige Gott der Reben noch in alle Zukunft hinein von Lenz zu Herbst, nach Arbeit und Hoffnung in reicher Erfüllung eure fröhlichen Theodäsien feiern! —

Aber auch von Neapels Golf, von campanischer Landschaft scheiden wir. Heiteres Land des Lebens im wallenden Meere mit deinen sonnigen Küsten und wonnigen Inseln — lebe wohl!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vom Vesuv in die Calabrischen Berge.

In Procession in's Land hinein.

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück. (Schiller.)

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen. — Donnernd hallt Schuß um Schuß durch die nachtschlafenden Straßen Neapels — vom Borgo di Coreto kracht es herüber, vom Pendino; antwortend donnert es aus den engen Gäßchen der Quartiere Molo Piccolo, Chiaja und Stella, und in Festfreude drängt sich alsobald das Leben hinaus auf die Straßen, auf den Markt, zu jubelnder Lust geweckt. Karren und Wagen aller Art rollen über das Pflaster der östlichen Vorstadt, sich zu sammeln in buntem Gedränge auf dem weiten Platze vor dem Capuanischen Thore. — Laute Zurufe hier, frohe Gesänge und Töne von Musikinstrumenten dort — neue Schüsse — es wächst der Lärm. Hunderte von bunt und barbarisch geschmückten Wagen, gefüllt mit geputzten Menschen jeden Alters, sind jetzt versammelt im ersten Morgenscheine. Es klatschen die Geißeln der ungeduldigen Kutscher, die Pferde stampfen den stäubenden Boden, und dann, wenn sich die Sonne hinter'm Vesuve hebt, geht es in fliegendem Saus ihr entgegen, die Landstraße nach Nola hinauf.

Das ist die Freitagnacht vor Pfingsten, und am Pfingstsonntag feiert das Volk Neapels sein theuerstes Fest weit draußen auf dem östlichen Berge ob Avellino, auf dem uralt heiligen Monte Vergine: das Fest der Madonna degli Angeli; und gleichen Tages das der Madonna dell' Arco.

Heilig war schon den eingewanderten Griechen der Berg, der sich isolirt vor dem napoletanischen Apennin erhebt. Hier, auf des Berges Mitte, stand der jungfräulichen Diana geweihter Tempel, und der Weg, der von der Griechenstadt am Strande in das Land hineinführte, hieß noch zur Römerzeit ad matrem magnam. Von der Höhe des Berges suchten sie, anbetend nach Osten blickend, „das Land der Griechen mit der Seele". In der Ebene stand auch ein Heiligthum Apollo's; die Ortschaft Mercogliano soll noch immer an Mercurii arae erinnern, und eine Wiese führt heute noch den Namen der Vesta. Aber: „Schöne Welt, wo bist du? . . ."

Seit grauen Zeiten schon sind unzählige christliche Kirchen und Kapellen in jener Gegend entstanden, und sie verdanken ihren hohen Ruf den antiken Traditionen, der hochgefeierten Helferin Diana, in deren Fußstapfen auf

dem steilen baumlosen Kalkfelsen die hülfreiche Maria getreten, der zu Ehren man das berühmte Kloster auf den Ueberresten des Heidenthums errichtet. Dorthin geht die Pfingstprocession.

Ganz Neapel und die umliegenden Städte und Dörfer rüsten sich auf sie; und der frommen oder wilden Festfreude mischt sich die schlaue Gewinnsucht, und schickt den schellenklirrenden Wagen, die Händler mit tausend Bedürfnissen, mit Luxussachen und Kinder-Spielwaaren, mit Wasser und Wein voraus. Der Tamburinverkäufer darf so wenig fehlen, wie der Händler mit Fahnen und Feuerwerk, Guitarren und Castagnetten, denn der Kirchenfeier folgt Gesang und Tanz, folgen Bacchanalien, ja Orgien; und diesen dienen die Hunderte von fliegenden und

MONTE VERGINE.

ständigen Küchen und Kellern, welche in reicher Füllung und mit tüchtigen Vorräthen der heuschreckenähnlichen Heerzüge fromm-froher Pfingstpilger harren.

Und sie kommen! die Frommen mit reichen Geschenken an Wachs und Metall; glaubt doch jeder eine vergangene Schuld für gewährte Genesung aus schwerer Krankheit abtragen, oder eine Gabe für Verheißungen in die Zukunft spenden zu müssen, und bringt somit große Wachskerzenbündel, leichte und schwere Silberlampen, silberne Herzen und goldene Ketten und Spangen dar; Alles aber schon während der Fahrt zur Schau gestellt in prahlendem Gepränge.

Die Frohen führen mit sich nur die beliebtesten Sänger und Schreier der Stadt, die Festtagsimprovisatoren, die Canta-figliole, wie sie das Volk nennt, die sich auf dem Plan gegenseitig herausfordern und überschreien müssen in langgedehnten Ritornellen, deren jedes zu Ehren der Jungfrauen mit einem unendlichen figli — o — o — o — ole — — enden muß. Hunderte von Ducati werden gespendet, und ein gut Theil davon auf den Schmuck des Wagens, der

Pferde und ihres Lenkers, wie des eigenen Leibes verwendet. Der Arme hungert oft ein Jahr lang auf diesen flüchtigen Festrausch los. —

Jetzt — eine dicke Wolke Staubes schwebt auf der Landstraße und über den napoletanischen schönen Kirchhof hin, über dessen Mauern beim Vorüberziehen laute Rufe, Grüße und Gebete für die armen Seelen im Fegefeuer fliegen.

Vorbei geht es dann in gestrecktem Lauf an Cisterna Marigliano, Pontecicciano — und die Abendrast winkt in Cimitile, auf den Fluren, unter den Bäumen, an den Mauern Cimitile's. Der Name des Ortes erinnert an die Todten, die unter diesem Rasen zu Tausenden geschichtet lagen und liegen, denn wir lagern auf den nolanischen Katakomben. Die aber diesen Rasen stampfen, denken des Lebens, und Jubel und Jauchzen durchhallt die Nacht. Ebenso in Monteforte, wo große Zeltlager und Wagenburgen aufgeschlagen werden von den Pilgern, welche die Nacht im Freien verbringen.

Andere stiegen hinab nach Avellino, dessen Häuser und Hausfluren, Treppen und Winkel erfüllt sind von Schläfern. Auch Mercogliano bietet dasselbe bunte Nachtbild.

Große Feuer flammen durch das Dunkel und um die Feuer kreist der Becher, — durch die Reihen der Gelagerten, grell beleuchtet von der Flamme, fliegt der Witz, fliegt Gesang und Guitarrenton, bis die Freude im Gebetsgemurmel und mit den sinkenden Feuern nach und nach erstickt. —

Noch ist es finster, da regt sich schon wieder das Leben. Die Fackeln werden entzündet, und bei ihrem Schein steigt jetzt die Procession den gewundenen Weg, der von Mercogliano ausgeht, hinan zum Berge. In dem rothen Lichte flattern die Fahnen, erscheinen die bunten Gewänder, die angestrahlten Gesichter von Männern und Frauen. Gluthig flackert es durch die Kronen der uralten Eichen und Kastanien, die sich zwischen den Felsblöcken an des Weges Saume drängen. Der Nachtwind weht die Madonnenhymnen bald lauter anschwellend, bald leiser verhallend in das schlummernde Land hinab, aus dem hin und wieder eines erwachenden Glöckchens Ton klingt. Dann verschwindet der Zug hinter einem Felsen der Wegbiegung, und taucht wieder höher unter den Bäumen hervor — und höher.

Oben auf den Kirchstufen des Klosters liegt armes schlafendes Volk. Es wird geweckt von der Glocke der Kirche, die jetzt hell und festtagsfreudig ihr Salve regina! in den thaufrischen Morgen hineinläutet, und —

Salve regina,
Mater misericordiae!

antwortet der Stimme aus der Höhe mit brünstigem Tone der nahende Festzug. Salve regina! Und da öffnen sich die Pforten des Heiligthums, und mit lautem Gebetsruf stürzt sich das Volk in die geweihten Hallen, mit ausgebreiteten Armen flehend zur Königin des Himmels, ihr opfernd und gelobend. Mit voller Andacht wird dann das große Hochamt abgehalten, die Kirche schwimmt in einem Nebel von Weihrauch, durch dessen Gewog die helle Maiensonne ihre goldenen Strahlen schickt auf die bunte dichtgedrängte, knieende Menge. Auch der Aermste wirft seinen Obolus, der Reiche sein Gold hinter die Gitter der Kapelle S. Guglielmo's, des Stifters dieser Kirche. Er bauete sie im Jahre 1125 auf der Schwelle der entthronten Diana. Der Hohenstaufe Friedrich II. besuchte sie zweimal und der unglückliche Manfred bestimmte, daß man hier sein Grabmal errichte. Als er zu Benevento gefallen war, ließ dies Karl von Anjou zerstören und bei einem Besuche der Stätte seine drei Lilien auf den Marmor der Kirche meiseln. So hat auch die Geschichte vielfach ihren Fuß auf diesen Felsen gesetzt.

Nach dem Feste auf der Höhe steigt das Volk hinab, und es beginnen die Bacchanalien, die zügellose Freude beginnt. Die Kronen der Kirschbäume und der Eichen, die Ranken des Epheu's und des Weinstocks werden geplündert und im Schmucke grüner Kränze tummeln sich die Festgenossen zwischen den Zelten, von welchen lustige Fahnen wehen. Geschrei, Gesang, Trompetenton und das Pauken des Tamburins, Gläserklirren, Tellerklappern vereinigt sich zu einem wilden Gebraus, dazwischen nehmen die Tafelfreuden ihren Anfang.

Später hört man im Bescovato noch einmal die Messe und zieht dann nach Saviano und S. Anastasia. Auf halbem Wege kommen ihnen die Jungfrauen dieser Orte entgegen, auch mit wehenden Fahnen, mit Musik und Blumen, und wenn die Festfreude einer Steigerung fähig ist, so steigert sie sich hier bis zum Kehraus des Pfingst-

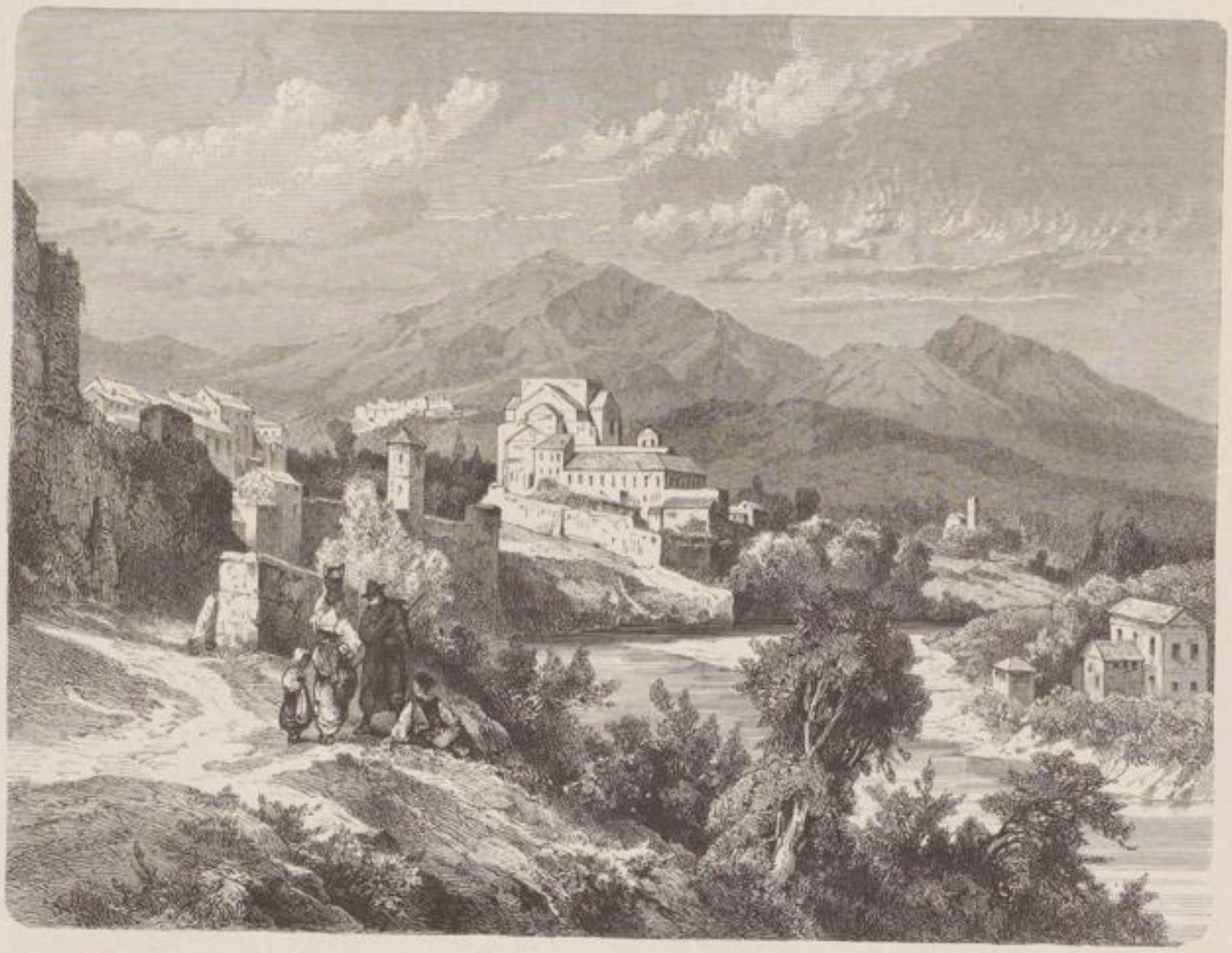
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MUEHLE BEI ARIANO.

montags. Dann zerstreut sich die Menge, und wer selbigen Tags von Neapel her in die Berge wandert, der begegnet nur müden oder schlafenden, argbestäubten Menschen, die jetzt stumm in die Heimath kehren. —

Der letzte Pilger ist verschwunden. Wir stehen allein auf dem heiligen Berge und blicken auf das stille, schöne Land zu unsern Füßen. Dort hebt sich dunkelblau der Vesuv, ein leichtes Silberwölkchen krönt seinen Scheitel. Jene Stadt ist das alte Benevent, diese Ariano, da liegt Bisaccia, Caudano, Arpadio, Monte Sarchio und S. Agata de' Goti. Gegen Morgen dehnt sich die weite puglische Ebene und nach Süden ziehen durch das stille Waldland der Irpiner die lucanischen Berge der calabrischen Grenze zu. Dorthin geht unser Weg! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



PIANO DEL ROSETO BEI BENEVENTO.

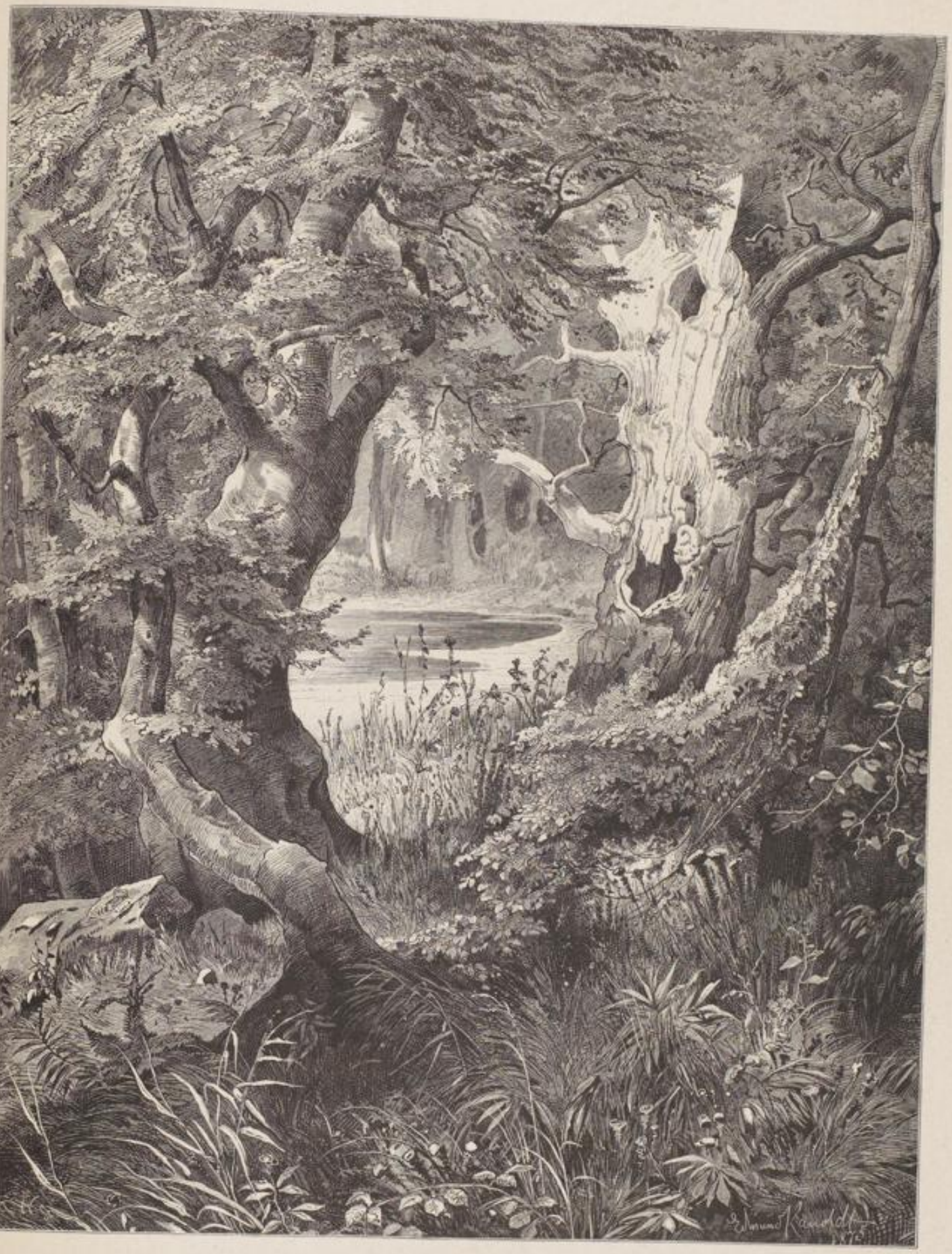
Lucania, Apulia und Calabria einſt und jetzt.

„Singen wir Wald des Gebirges . . . . . .“

(Virgil.)

Zwei mächtige Gebirgsgruppen im Weſten und eine ſie im Oſten begleitende gewaltige Ebene bilden den Fuß des italiſchen Landes, der in zwei Meeren: in dem tyrrheniſchen und dem joniſchen, ſteht. Das eine der beiden Gebirge, das nördliche, iſt der napoletaniſche Apennin, den man als Fortſetzung des Abruzzenlandes von den Bergen Sorrento's aus, in vielfach zerriſſenen Zweigen ſich nach Süden hinausſtrecken ſieht. Baſilicata heißt das Land, das er erfüllt, Baſilicata oder Lucania, das ſeinen Namen von Lucus erhalten haben mag, denn düſtre Wälder, oft noch jungfräuliche Urwälder bedecken ſeine Hänge, und graue, ungaſtliche Städtchen und Dörfer bauen ſich am Fuße der Berge oder auf deren Gipfeln, die von der Cultur noch faſt unberührt geblieben ſind, wie das oft halbwilde Volk, das ſie bewohnt. Bis zum Ofanto, dem einſtigen Aufidus, reicht der erſte Zug, und dort auch, bei Melfi, erhebt ſich der vor allen bekannte, mächtige Monte Vulture. Ein zweiter Zug führt bis zum Golfe von Policaſtro, und ſeine Gipfel ſind der Monte Acuto, der Papa und Roſaro. Von ihm aus gehen durch Päſſe und Querthäler zerriſſene Zweige nach Oſten hinüber und verlaufen ſich in der pugliſchen Ebene. Die Städte des Landes aber ſind Potenza, Brienza, Acerenza, Matera, Lagonegro und vor allen das hiſtoriſch berühmte Melfi und Venoſa, die Geburtsſtadt des Horaz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



BOSCO DELL' UMBRA AUF MONTE GARGANO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die apulische Ebene, oder Tavogliere di Puglia, ist durchaus Flachland, aus welchem sich nur wenige niedrige Terrassen erheben. Sie gleicht in ihrer äußern Erscheinung genau der römischen Campagna, nur daß bei ihr die Adria den Horizont bildet.

Die gesammten südlichen Provinzen könnten in ihrem Wappen Acker- und Hirtengeräthe führen, denn nur von dem Ertrage des Feldes und der Weide leben sie. Ueberall in der Ebene reift Korn und Mais, während an den sonnigen Hängen ein feuriger Wein gedeiht und in den Gärten entlang der Küste die Südfrüchte in ungeheuren Mengen erzeugt werden. Auf den meilenbreiten Weideflächen wird das Vieh im Winter gehütet, im Sommer zieht es auf die Bergtriften und hoch in das Gebirge hinein, und hat als Hüter jene halbwilden Hirten, deren barbarische

RUINEN DER ABTEI S. S. TRINITÀ IN VENOSA.

Tracht uns aus den Brigantenbildern bekannt ist, denn Briganten und Hirten sind hier eine engverbundene Genossenschaft. Wer diese nomadisirenden Hirten kennen lernen will, muß quer durch die Tavogliere di Puglia reisen. Hunderttausende von Schafen ziehen über die halbverbrannte Kalkfläche hinauf in die westlich winkenden, wasserreichen Gebirge, oder in das inselartig sich erhebende Gebirge Gargano, das vom Golfe Manfredonia blau und lockend herübergrüßt. Die Ebene ist den Hirten überlassen. An der Küste jedoch blüht eine Reihe junger aufstrebender Städte. Sie haben sich selbst auf's Meer angewiesen, und suchen wie einst die griechischen Bewohner des Landes im Seehandel ihr Heil. In den drei Provinzen der Capitanata, Terra di Bari, Terra di Otranto, nennen sich von dem stetig wachsenden Foggia an bis hinab nach Taranto, eine Menge von Städten, die sich, wie Barletta, Trani, Bari, Brindisi und Lecce, um den Vorrang streiten, welcher dem reichen Barium gebührt.

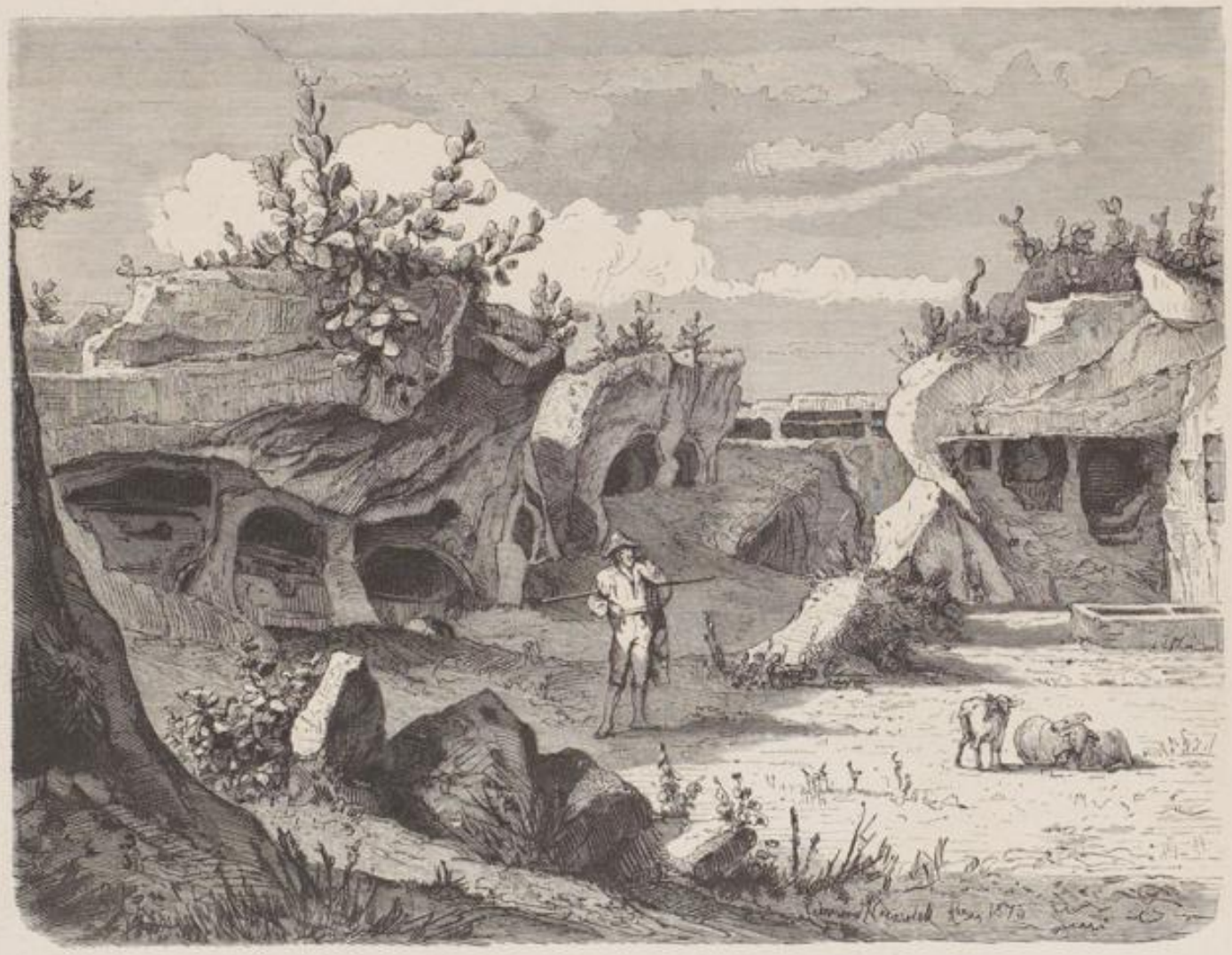
Unter derselben Breite, in der sich die puglische Ebene östlich vom Golf von Taranto in's adriatische Meer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verläuft, beginnt im Westen desselben Golfes das Gebirge Calabriens seinen Lauf, jede seiner drei Provinzen (citeriore und ulteriore I. und II.) mit einem abgeschlossenen Gliede seiner Kette markirend, deren mittelstes das geheimnißvolle, gewaltige Silawaldgebirge ist.

Und Calabrien ist des Südlandes interessantester Theil!

Es erhebt sich trotzig und wild, kühn und schroff, zerrissen in tausend rauhe unzugängliche Gebirgsthäler, von den Wogen des tyrrhenischen und jonischen Meeres gegürtet, castellartig bewacht von vielen keck in die blauen Wogen hineintretenden felsigen Caps. Hastig stürzen im Winter und Frühlinge die Wasser des Crati, Amato, Corace, Niete und Metramo durch die felsblockerfüllten Thäler die schmalen Küsten herab, um im nahen Meere den kurzen Lauf zu enden, während im Sommer ihre breiten Betten vertrocknet stäuben.



KATAKOMBEN VON SIPONTO BEI MANFREDONIA.

Es lacht hier derselbe blaue Himmel wie über der Campagna felice, es grünen und blühen auch hier Lorbeer und Myrthe — aber die calabrische Landschaft schweigt wie im finstern Trotz. Wie im finstern Trotz nur nimmt der verarmte Einwohner, und sammelt er die Gaben, die ihm eine freundliche Sonne und Regen oder Thau aus der Höhe erzeugen. Diese Gaben sind mannigfaltig, sie vermöchten dem Lande zur Blüthe und Freude, zum Reichthum zu verhelfen, und doch liegt der einst blühende Kranz verwelkt im Staube, und doch weint durch ganz Calabrien die Armuth in den Thälern und auf den Bergen, oder zieht auf fremden Schiffen hinüber nach Amerika. Das Land entvölkert sich mehr und mehr, und welches gerade könnte mehr fröhliche Arbeitskräfte brauchen als dieses? —

Diese drei Landschaften aber: Lucania, Apulia und Calabria, gehörten einst zum großen Theil der mächtigen schönen und vielumworbenen Grăcia Magna an, von welcher kaum eines Schattens Schatten übriggeblieben. Und wieder klingt es fragend:

„Schöne Welt, wo bist du?“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wo sind die hochherrlichen Städte, um deren Gunst sich in fernen Tagen ein Alexander, ein Hannibal, ein Pyrrhos bewarben — Städte, die einen Agathokles, Zaleukos, Charondes zogen, welche die goldenen Lehren Pythagoras' empfingen, als er ihre Marmorstraßen durchwandelte, die von einem Pindar und Demosthenes hochgepriesen waren — wo sind sie?

Wo auch sind die Zeiten, als Cicero an diesen Ufern landete, um mit Brutus zusammenzutreffen, die Zeiten der eisernen Gothen und ihres Alarich, Otto's II., Friedrichs II. und all' der herrlichen Gestalten, die auf diesem Zauberboden heimisch waren?

Vergangen sind sie wie ein Traum. Zerstäubt und verweht ist Alles vom Hauche der Jahrhunderte, kaum daß hier eine armselige Ruine, dort eine dürftige, halb christianisirte Legende als Tradition, eine einsame Säule noch Kunde gibt aus den glorreichen Tagen der Grăcia Magna.

STRASSE IN MONTE SANT' ANGELO.

Was noch übrig geblieben war, das verfiel später dem Schwerte der Franzosen; was dieses ließ, das zerstörte in wildem zornigem Wüthen mit eigenen schrecklichen Händen die empörte Natur in immer wiederholten Erdbeben, die ihren Herd unter dem Boden der Basilicata und des calabrischen Apennin's haben, und das Land keinen Augenblick zur Ruhe kommen lassen: Zuletzt aber, als fast nichts geblieben, als Unglück, als Seufzer und Thränen, nachdem die Meßschnur über die Städte gegangen und Salz gestreut war, ganz zuletzt kamen die Bourbonen und pflanzten zwischen die Thränen und Seufzer hinein das giftige, aber üppig wuchernde Unkraut eines blut- und beutegierigen Priesterstandes, der sich, den Briganten gleich, von den letzten Säften der ersterbenden Eiche schmarotzerhaft und trefflich zu ernähren wußte.

So wird das Land, mit Ausnahme der Handelsstädte an der Ostküste, nicht bald wieder in die Höhe kommen. —

Reist man heute von dem unsaubern Benevento ausgehend, das in dem „goldenen Thore" seines Trajans-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bogens über den Ufern des Calore noch immer eine Hauptzierde Italiens besitzt, über Ariano und Foggia, Manfredonia nach dem Süden, so ist es fast nur die herrliche große Gebirgslandschaft hier, dort die reizvolle flache Küstengegend, welche den Wanderer ernst oder freundlich still beglückt; die Städte, die Dörfer werden, je weiter nach Süden hinab, immer abschreckender und ungastlicher. Darum auch ist das Land ein noch fast unerschlossenes. Selten nur verirrt sich des Pilgers Fuß auf den an landschaftlichen Schönheiten überreichen Monte Gargano. Jeder scheut die schmutzigen und unfreundlichen Quartiere der Gegend, wie S. Severo, Apricena, S. Nicandro, Cagnano, alles Orte, welche unter der bleiernen Schwinge der aus den sumpfigen Lagunen, welche an das Garganogebirge von Nord und Süd herantreten, aufsteigenden Malaria schmachten. Der Blick auf die Ferne aber ist in allen bezaubernd; mögen sich dem Auge die blauen Tremiti-Inseln von S. Nicandro zeigen, mag es tauchen in die

JUEDISCHE KATAKOMBEN BEI VENOSA.

blauen Fluthen des See's von Varano, in dessen Grunde eine vor Jahrhunderten versunkene Stadt ruhen soll, oder in den Lago di Lesina. Wohl scheint die Natur sich hin und wieder mit südlichen Reizen schmücken zu wollen, wie sie das felsenthronende Ischitella mit einem herrlichen Orangenhain umhüllt hat, zumeist aber ist ihr Gewand dürftig und verkommen. Vico, Peschici, dicht an der felsigen Küste in das Gestein hineingebaut, Rodi gleichen den elenden Nestern der Sabinerberge auf ein Haar und dürften leicht das Entzücken der Maler gewinnen. Die Küste säumen Wälder von Limonen und Orangen; am Fuße des Gargano aber beginnt der Urwald. Wirklicher Urwald wächst noch auf diesen Hängen: tausendjährige Eichen, wetterzerrissene Buchen, gestürzte Stämme, aus deren Moder das zukünftige Geschlecht der Bäume hervorsprießt, Alles erfüllt von Schlingpflanzen, die in die Wipfel steigen und wieder herab zum Boden fallen, von Dornen und Gestrüpp, eine sichere Zuflucht der Waldthiere, aber auch zu allen Zeiten der Briganten, die hier keinen Häscher zu scheuen brauchen. Auf den lichteren Stellen weiden die Heerden der apulischen Ebenen, und die Feuer der Hirten strahlen durch das Dunkel der Laubschatten.

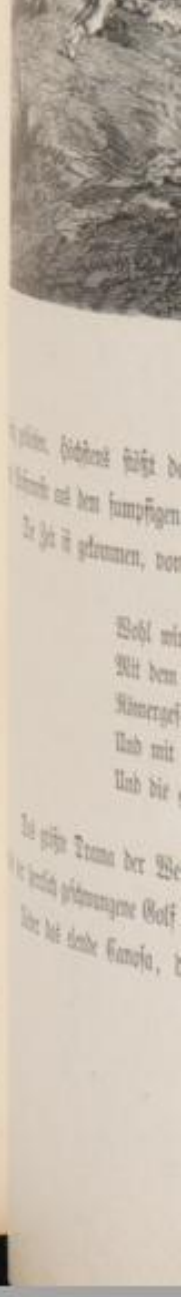
Von hier aus, immer durch prächtigen Gebirgswald, wandert man nach dem Hauptorte des Gebirges,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

TAVOGLIERE DI PUGLIA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. St[illegible]
Bibliothek
Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. Angelo, und steigt in Schlangenwindungen hinab nach dem einstigen Sipontum, das von den Römern colonisirt, von Manfred aber, des hier herrschenden Fiebers wegen, als Manfredonia näher der Küste und höher neu aufgebaut ward. In S. Maria Maggiore di Siponto erinnern noch eine schöne aber zerfallende Kathedrale und weite Katakomben daran, daß einst hier eine bedeutende Stadt stand.

Von Manfredonia nach Süden gleicht die öde flache Küstenlandschaft ganz den pontinischen Sümpfen und die Gegend von Cannä am Ofanto unterscheidet sich in nichts von ihnen. Trauer, tiefe Trauer ruht auf diesen melancholischen Fluren, und von dem einstigen Cannä, das wohl nur eine unbedeutende Stadt war, ist nichts

CANOSA ANTICA.

übrig geblieben. Höchstens stößt des Bauers Hacke noch hin und wieder auf Mauertrümmer oder wühlt Münzen und Waffenreste aus dem sumpfigen Boden.

Die Zeit ist gekommen, von der Virgil singt:

> Wohl wird kommen die Zeit, wo in jenen Bezirken der Landmann
> Mit dem gebogenen Pfluge aufwühlend die Fläche des Erdreichs,
> Römergeschoß, durchfressen von Rost und schartig, entdecket,
> Und mit gewichtigem Karst anschlägt hohlklingende Helme,
> Und die gewichtigen Knochen anstaunt in zerwühleten Gräbern.

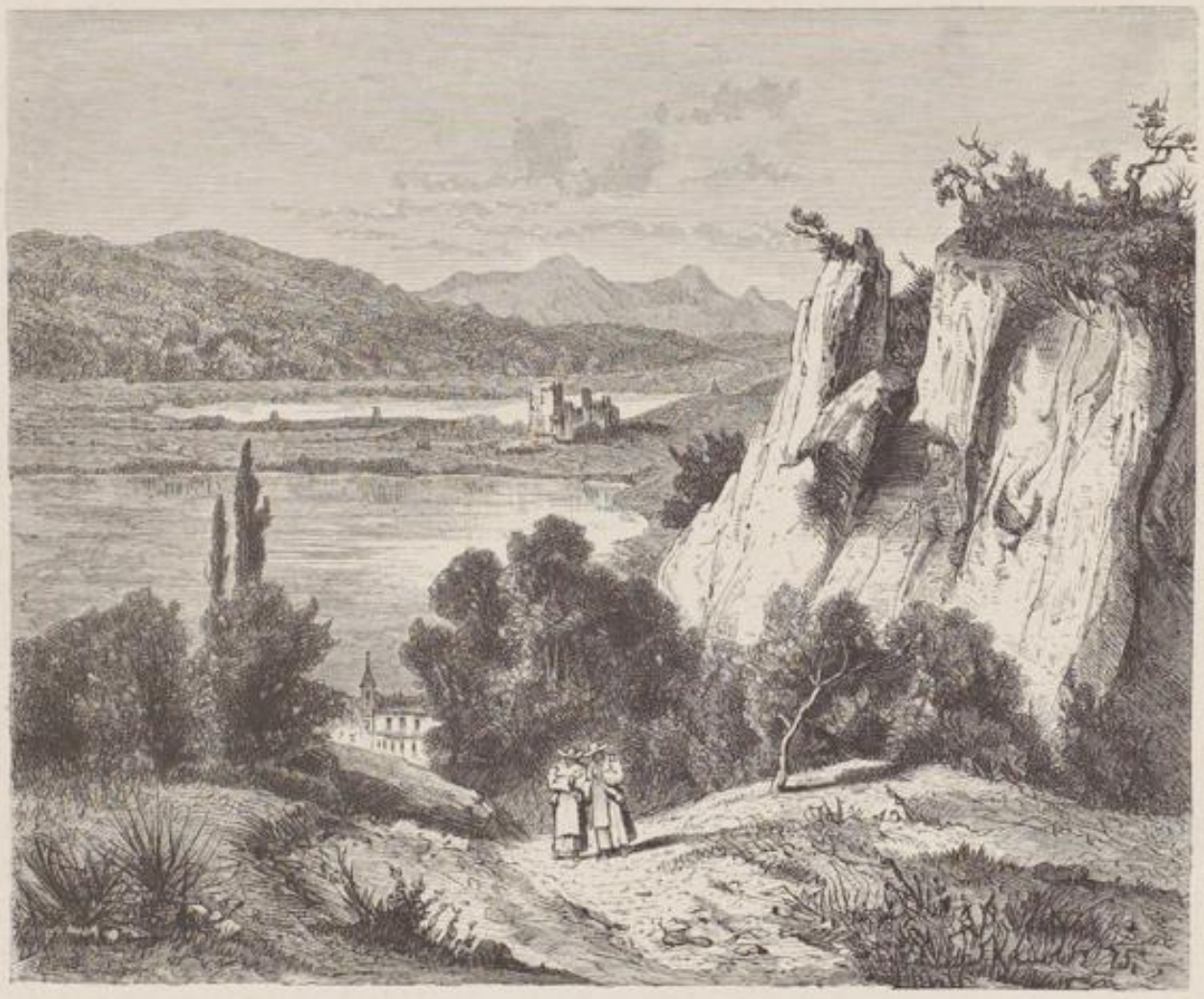
Das größte Drama der Weltgeschichte spielte sich hier ab, und den landschaftlichen Hintergrund der Bühne bildet der herrlich geschwungene Golf von Manfredonia und das dunkel dahinter aufsteigende waldige Garganogebirge.

Ueber das elende Canosa, dessen mittelalterliche Burg auf der Höhe noch an jene trübseligen Baronalzeiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erinnert, führt die Straße, den Ofanto entlang, an Lavello vorüber zu neuen geschichtlichen Erinnerungen nach Melfi und Venosa. Wen sollte das freundliche Venosa, die Waldstadt auf der Höhe, nicht begeistern, deren Name an die liebliche Venus und an Horaz erinnert, dessen Geburtsort es war? Venusia, das im Alterthum hochberühmte! Die Stadt lag an einem der Römerwelt wichtigen Punkte, auf der Markscheide Samniums, Lucaniens und Apuliens und an der großen Straße zwischen Samnium und Tarentum. Und als die Römer 291 v. Chr. zwanzigtausend Colonisten in die Stadt legten und diese gegen 200 abermals verstärkten, so wurde Venosa ein wahres Zwinguri für die umliegenden Landschaften bis weit zum Süden hinab.

In der Nähe ragt der herrliche, weitaus sichtbare, doppelgipfelige Monte Vulture, ein alter, noch nicht für



DIE SEEN VON MONTICCHIO AM VULTURO.

ewig erloschener Vulcan, den sich Wald und üppige Vegetation im Laufe der Zeit wieder erobert haben. Es ist derselbe Vulture, von dem Horaz so lieblich aus seiner Kindheit erzählt:

Me fabulosae, Vulture in Apulo
Altricis extra limen Apuliae,
Ludo fatigatumque somno
Fronde nova puerum palumbes
Texere etc.

An den Hängen des Berges liegen die ebenfalls umwaldeten kleinen Kraterseen von Monticchio und verschiedene kleine Felsennester. Die Umschau vom Gipfel erinnert an den Monte Cavo und auch ein romantisches Kloster, hier S. Michele, fehlt nicht. —

Von Barletta eilt man am Flachland der Küste hin nach Taranto, von dem aus man die ganz und gar versumpfte Küste, die einst die wichtigsten Griechenstädte trug, erblickt. Sie alle verdanken, wie das von einem Sohne Poseidons gegründete Taras oder Tarentum, ihren Ursprung dem Herrscher der Meere, und Griechen waren die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersten Ansiedler; in Tarent Darier. Deren Pflanzstadt war Herakleia, welches sie an Stelle der uralten jonischen Siris aufbauten. Herakleia lag an der Mündung des Akiris und blühte so hoch auf, daß es lange Zeit der Ehre genoß, die Congreßstadt der Grácia Magna zu sein. Hier wurde der Maler Zeuxis geboren. Jetzt bezeichnet seine Stelle der in Sümpfen halb versunkene Ort Policoro.

Nördlich von Herakleia lag das mächtige Metapontium. Nestor hat es erbaut oder der Verfertiger des trojanischen Pferdes. Die Lucaner zerstörten es, die Sybariten errichteten und befestigten es auf's Neue. Die Römer brachen es in den Kriegen gegen Pyrrhus. Es geht später zu dem Karthager über und verschwindet darauf

TAVOLA DE' PALADINI BEI TORREDIMARE.

in der Geschichte. Ein Sumpf nimmt seine Stelle ein. Weiter nach Süden hinab klingen noch wie ein verhallendes Echo aus jener Zeit die Namen Sybaris und Croton.

Sybaris, welcher in jenen grauen Tagen fünfundzwanzig bedeutende Städte gehorchten, bis hinüber nach Poseidonia, welches dreimalhunderttausend Mann in's Feld stellte und von hunderttausend üppigen reichen Griechen belebt war, Sybaris ist heute ein elendes Dorf, Palinore und seine Marmorpaläste sind tief in den Sumpf gesunken.

Auch Croton, von dem das stolze Sprüchwort ging: Der letzte Crotoniate ist der erste Grieche — das sich mit keiner Stadt messen wollte:

Aliae urbes, si ad Crotonem conferuntur,
vanae nihilque sunt —

auch Croton, oder Cotrone, wie es sich jetzt nennt, ist nur der Schatten eines Schattens. Es ist in die Wellen des jonischen Meeres hineingebaut und scheint vor Langeweile sterben zu wollen. Von alter Pracht zeugt noch eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einsame dorische Säule und gestürztes Mauerwerk der Vorzeit am Cap Nau, um dessen Leuchtthurm sich wenige Villen der hierher zur Villeggiatura kommenden Cotronesen schaaren.

Diese alle sind heute Orte der Trauer, und welches sind die Nachkommen der Achajer und Spartaner? Wer weiß noch etwas von der Schule des Pythagoras? Wohin geriethen die weisen schönen Gesetze, denen Croton in Sittenreinheit nachlebte? — Der mürrische Bauer, den räuberhaften Spitzhut auf dem Kopfe, die Flinte auf dem Rücken, schleicht durch die Fluren eines fremden Herrn und haust mit seiner fieberkranken Familie in elenden Lehmhütten, ein menschenunwürdiges Dasein führend. Ja, der Calabrese von heute, die große Masse des ungebildeten Volkes, zeigt keine Spur mehr des schönen Griechenthums, er ist ganz nur Bruttier, und vermöchte recht wohl seine rohen Sitten und Gebräuche, seinen Hang zu Blut und Mord von diesem rohen und barbarischen Volke, diesen Brettii, den Abtrünnigen, welche durch die Römer zu Staatssklaven erklärt wurden, herzuleiten.

AM BUSENTO BEI COSENZA.

So zeigt auch das heutige Calabrien einen auffallenden Mangel an Städten oder besseren Ortschaften im Innern. Was dasteht, besonders in und auf der Sila, sind ungeordnete, liederlich zusammengewürfelte Häusermassen, Hüttengruppen, Casali genannt. Diese sind hingeklebt wie auf der Flucht an den Abhang eines Berges, an den Rand einer Schlucht, versteckt hinter Busch und Strauch, weitab von Weg und Steg. Sie scheinen mit scheuer Hast von einer Zeit zu sprechen, wo die Landungen der Vandalen, Gothen oder Saracenen das geängstigte Volk von den Küsten in die Berge scheuchten, auf denen dann diese interimistischen Niederlassungen entstanden. Andere sprechen von den finsteren Feudalzeiten des Mittelalters und über ihrem Scheitel ragen die von Moos oder jungem Baumflug überdeckten Ruinen eines Baronsschlosses, oder erheben sich die Mauern eines einst reichen Mönchs- oder Nonnenklosters. Die Ortschaften an sich sind ohne allen Reiz, die Häuser sind plumpe, fensterlose Steinklumpen, die Straßen sind pflasterlose Düngerstätten, auf denen Noth und Elend hervorkeimt. Mögen äußerlich das uns besonders durch Platens Gedicht im poetischen Lichte leuchtende Cosenza, mögen Nicastro, Catanzaro und vor allem Reggio anders, vielleicht freundlicher erscheinen, innerlich zeigt sich überall dasselbe Bild des Elends, der Verkommenheit, der unverschuldeten Armuth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CAPO DELLE COLONNE (DI NAU) BEI COTRONE.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber Poesie und Elend gehen fast immer Hand in Hand, sie sind in Italien Schwestern, in Calabrien Zwillingsschwestern und an der Hand der fröhlicheren wollen wir zum Strande von Reggio hinabsteigen, mit freundlichen Bildern wollen wir vom Festlande scheiden.

Es ist die Zeit der Weinernte. Ein Freudenfest des Landes! Im Morgengrauen kommen sie über die Berge gezogen, die braunen Mädchen mit den großen schwarzen Augen in der bunten kleidsamen Tracht. Sie tragen Körbchen am Arm und Körbe auf dem Kopfe. Bald einzeln, bald in Gruppen tauchen sie aus den Wegsenkungen auf. In der Nähe der Kelter sitzen sie am Boden nieder, und bis die Sonne die thaufeuchten Trauben trocknet, frühstücken sie, und munteres Wort fliegt herüber und hinüber. Dann beginnt die Arbeit. Wie eine

REGGIO CALABRO.

Schaar Vögel vertheilen sie sich im Weinberge: diese sammeln, jene tragen zur Kelter, die Last mit beiden braunen Armen zur Rechten und Linken gestützt. Lustig leuchtet das grelle Roth und Blau der Tücher und Röcke durch das Grün, noch lustiger aber schallen tausend und tausend „Canzuni" daraus hervor. Schüsse knallen. Der Jubel wächst. Von den Weinbergen da drüben antworten singend andere Scharen. Wechselgesänge ertönen, ein Weinberg streitet jauchzend mit dem andern. Dann kommen die Jünglinge zu Besuch mit dem Vorwande, den Herrn der Ernte zu besuchen, in Wahrheit aber a far gli occhi dolci (süße Augen zu machen), mit den Mädchen in heimlicher Liebe zu scherzen. So geht es bis zum Abend, wo die Arbeit beendet sein muß, und jedes Mädchen den kargen Lohn und ein Körbchen Trauben erhält. Fröhlich und festlich wie sie auszogen, singend und schwatzend ziehen sie im Dämmern in die Dörfer zurück. Und manche trägt unter den bacchischen Früchten im Korbe Amor's liebliche Rose mit heim.

Noch schöner fast ist die Zeit der Olivenernte an der mit diesem Baume gesegneten jonischen Küste, wo

die reichen Oelbarone wohnen. Sie findet vom October und November bis April statt, und zu ihr vereinigen sich die Bergbewohnerinnen aus ganz Calabrien und der Basilicata. Alle Typen, alle Trachten sind hier vertreten, alle Dialecte und alle Volkslieder. Welch' reiche schöne Bilder stellen sich da in einzelnen Mädchen oder in jenen Gruppen, stehend oder gelagert im Schatten der weichen, sanftgefärbten Oliven. Wie viel wird gesungen! Am Abend schlafen sie in den Häuschen um die Oelpresse herum, vorher aber noch lange spinnen und waschen, plaudern und singen sie ohne Aufhören. Am Sonntag aber ist das Paradies geöffnet, da geben sie sich in dem großen Saale des Herrn ganz der Freude hin, da wird gesungen und getanzt, da tönen die Castagnetten und das freudeerregende Cimbal.

Dieß sind denn die einzigen Tage der Wonne, wo das Herz des armen Volkes ganz und voll in Liebe austönt, wo es auf den Adlerflügeln der Poesie durch die staubige Wüste des Lebens, hoch über Hunger und

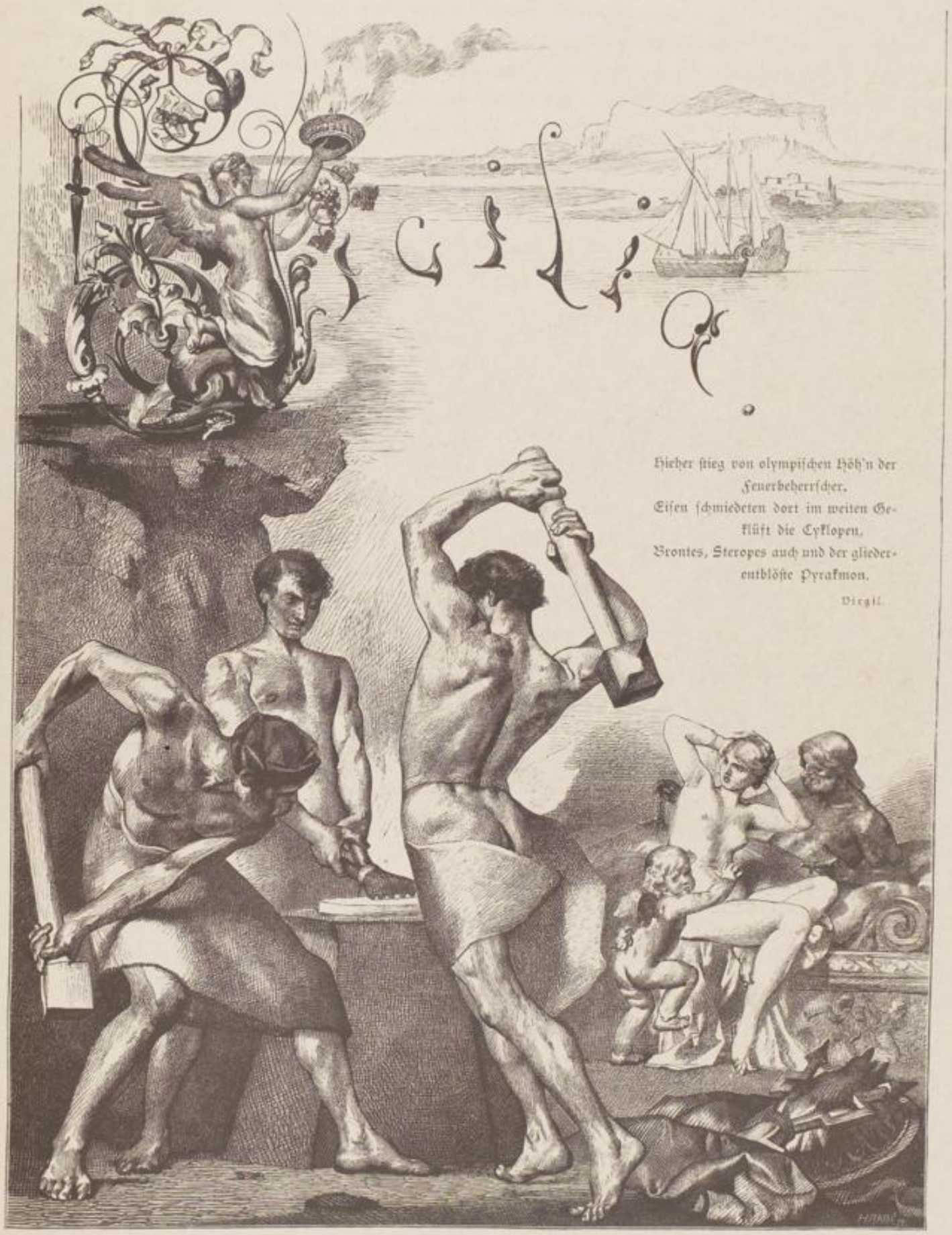
AM STRANDE VON LO PIZZO.

Kummer hinweg, nach den sonnigen Höhen seines Daseins getragen wird, wo der süßeste Honig des Olymps fließt. Uns aber, die wir jetzt vom Festland scheiden, klingt es als Geleitslied von der calabrischen Küste nach:

Sia binedittu chi fici lu munnu!	Gesegnet sei, der die Welt gemacht,
Sia binedittu chi lu seppe fari!	Gesegnet, der sie gewußt zu bereiten,
Fici lu cielu cu lu giru tunnu,	Der den Himmel im Kreise hat gemacht,
Fici li stilli pe' ci accumpagnari,	Und die Sterne daran, uns zu begleiten;
Fici lu mari, e pua ci fici l'unna,	Der das Meer und dann die Wellen gemacht,
Fici la varca, pe' ci navicari,	Und die Barke, die Wellen zu durchschneiden,
E pua facetti a tia janca palumma,	Der dich dann, du weiße Taube, gemacht,
Chi puorti i carti de lu navicari.	Die die Karten du trägst, die den Schiffer geleiten.

Diese weiße Taube der Poesie geleitet uns hinüber nach dem uralten Fabellande der Trinacria und zu unserem Ziele, dem allgewaltig auftauchenden, äußersten Feuerwächter Italiens: dem flammenhauchenden Aetna!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



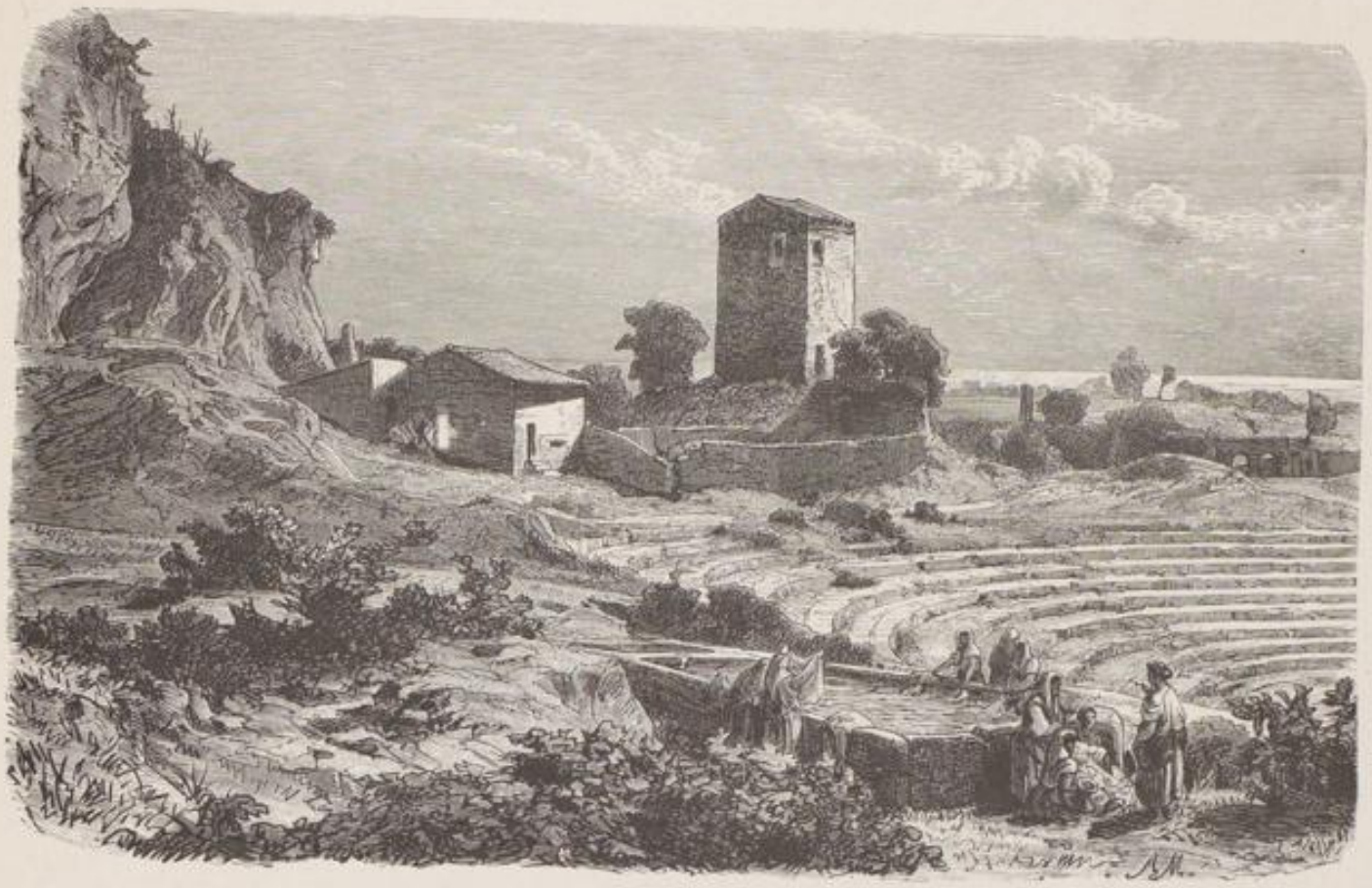
Hieher stieg von olympischen Höh'n der Feuerbeherrscher,
Eisen schmiedeten dort im weiten Geklüft die Cyklopen,
Brontes, Steropes auch und der gliederentblößte Pyrakmon.

Virgil.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Die Insel unt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



RUINEN DES ANTIKEN THEATERS VON SYRACUS.

Sicilianische Landschaft.

Die Insel unter dem Schleier der Sage und Geschichte.

. . . . . Drei Erdzungen erstrecket das Eiland
Meerwärts. Regnichtem Süd ist Pachynos entgegengewendet,
Weichlichtem West steht auf Lilybäon; Peloras dagegen
Schaut nach dem Boreas hin, und dem meerentbehrenden Arctos. (Ovid.)

Sicilien ist das goldene Märchenland der antiken Welt, und wie neugierige Kinder, angelockt von fremder Kunde, kamen anfangs die Nationen von Nord und Süd, Ost und West, die Wunder des sonnigen Eilandes zu schauen, auf dessen Auen ein ewiger Frühling blühte. In Zeiten der Erdbildung zwar kämpften hier an den Küsten und in dem Innern gigantische Mächte, und Titanen waren es, welche dieses Erdstück zur Selbstständigkeit von den hochgethürmten Felsengebirgen des Festlandes losrissen und einen Weg bahnten zwischen dem italischen Westsee und dem griechischen Meere des Ostens.

Dann hoben sie das Land mit Feuersgewalt tief aus des Meeres Schooß empor und fügten mächtig Berge zu Bergen, und breiteten die vulcanische Küste weit in das Reich hinein nach Süden und Osten aus. Als maje-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stätisches Leuchtfeuer, dem Lande ein Wächter, entzündeten sie den Aetna gegen Morgen, im Norden die Vulcane der äolischen Inseln.

Dann aber kam die freundliche, menschenbeglückende Demeter, in des Landes Innern zu wohnen, und der liebliche Frühling breitete seinen Blumenflor über die schwarze, fruchtspendende Erde.

Lüften wir den silbernen Schleier der Sage, so sehen wir die schöne Tochter der Göttin, Persephone, oder Kora: das Mädchen, genannt, auf den immerblühenden Veilchenwiesen von Enna in paradiesischer Freude mit den Genossinnen spielen. Bei Himera wohnte Athena inmitten freundlicher Nymphen, den Bewohnerinnen der warmen Quellen, und Artemis an der Mündung des Anapus auf der Insel Ortygia. Auf Trinacria wurden sie gemeinschaftlich erzogen und sie liebten das Eiland über Alles.

Rings auf den Fluren von Enna stehen die Weizenfelder zu reicher Ernte reif, und alle Götter waren zum frohen Feste der Demeter herabgestiegen.

Da öffnet sich die Unterwelt und ihr Herrscher steigt herauf, die blumenbekränzte Persephone mit sich in sein finsteres Reich hinabzuführen. Die Mutter kommt, die geliebte Tochter zu suchen, aber Niemand gibt ihr Kunde von dem Geschehenen. Als Demeter Erinnys, in schwarze Gewänder gehüllt, durchrast sie jetzt die Insel vom Aufgang zum Niedergang — die Nacht sinkt herab — und im Dunkel entzündet sie zwei Fichtenstämme als Fackeln an den Flammen des Aetna, über die nächtige Erde hinzuleuchten. Wie es der griechische Tragödiendichter singt:

In Sehnsucht nach der Tochter, die verloren war,
Durchirrt die Mutter forschend aller Länder Kreis,
Und schwanger ganz mit Feuer, das aus Aetna's Schlund
Unnahbar ausströmt, seufzt Siciliens Inselland
Tiefstöhnend auf! —

In der Gegend, wo später das herrliche Syracusa steht, war Pluto in die Unterwelt hinabgestiegen, und hier läßt er, seinem schönen Raube zu Ehren, Kyane, die blaue Quelle entspringen. Erst spät, nachdem die unglückliche Mutter auf ihrem Drachenwagen die Weiten der Erde durcheilt, und auch die Athener ihrer edlen Gaben und milden Gesetze theilhaftig gemacht, erkundet sie den Aufenthalt der lange Gesuchten und erlangt auf ihr Flehen von Zeus, daß ihr die Tochter, die sie nie ganz wieder besitzen sollte, jedes Jahr zum Frühling zurückkehre, um bis zur Erntezeit bei ihr zu weilen.

Und so steigt sie noch immer herauf und streut Veilchen und Rosen und glänzenden Blätterschmuck über das Land, die Fluren jedoch mit reichen Ernten beglückend. Ihr zu Ehren aber feierte das Volk noch Jahrhunderte lang jedes Jahr um die Erntezeit frohe rauschende Feste, geschmückt mit Aehren- und Kornblumenkränzen, wie sie einst die des Wiedersehens frohe Mutter im blonden Haare trug.

So dankte Sicilien Reichthum und Gesittung freundlicher Götterhand, und noch heute zeichnet sich der Ceres Gabe vor allen Ländern der Erde aus. Aber auch die Völker der schillernden Eidechsen, die wir überall züngelnd und ringelnd die Gesteine, die Wege und Mauern der Inseln beleben sehen, sind Geschöpfe der Demeter. Ihr Urahn ist jener braune Winzerknabe, der die hastig auf der Flucht trinkende Göttin verspottete und den sie zur Strafe mit der Hefe des Getränkes besprengte und so in den kleinen ruhelosen Mauerschlüpfer verwandelte.

Enna aber, wo heute das armselige Castro-Giovanni auf braunem steilem Felsen thront, wurde der heilige Mittelpunkt der Insel, der „Nabel Siciliens“ von den Römern benannt. Und in der That überschaut man von hier aus die ganze Inselbreite und ihre Herrlichkeiten in grünen wilden Thälern, trotzigen Gebirgszügen und blau dämmernden Gebirgsfernen. Hier baute Gelon nach dem großen Siege bei Himera der Ceres einen prächtigen Tempel.

An den Küsten der Insel aber hausten, bevor der Ackerbau die Menschen zu sanften Sitten gewöhnte, wilde Völkerschaften. Am Aetna sind es die Cyklopen, „die ungesetzlichen Frevler“ des Homer, bei denen die Gefährten des Odysseus trauriges Geschick erfahren. Sie wohnen später im Innern des Aetna und der liparischen Inselvulcane, und schmieden daselbst mit Donnergeräusch dem Zeus die Blitze und Donnerkeile, die Waffen der Heroen. Die freundlichen Phäaken, ihre Nachbarn, hatten sie längst aus ihrer Nähe vertrieben. Auch die gräßlichen riesenhaften Lästrygonen lebten in ihrer Stadt Telepylos ein wildes Leben, sich grausam der Landung fremder Schiffe widersetzend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AM PLATANI BEI MONTALLEGRO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um die äolischen Inseln, wie durch die Meerstraße herauf, toste der Wind und das Feuer ihrer Vulcane leuchtete über die Fluth hin; diese Eilande waren einst wüst und leer; da wanderte Liparos, des Königs Auson Sohn, aus der festländischen Heimath vertrieben, herüber, und nach ihm bekam eine Insel den Namen. Er war bereits zum Greise geworden, als Aeolus, des Hippotes Sohn, mit einer Schaar auf Lipara landet und die Tochter des Alten, die liebliche Kyane freiet. Er wird König der sieben Inseln, und sein prächtiger Palast hebt sich, weit über's Meer schimmernd, hinter ehernen Mauern empor. Zu ihm kommt Odysseus und findet ihn, den prächtigen, dufterfüllten Saal durchtönt von der Flöte Klang, umringt von lieblichen Söhnen und Töchtern. Hier empfängt er beim Scheiden das verhängnißvolle Geschenk des Windschlauchs.

Die Söhne des Aeolus aber theilen sich später in die Herrschaft über das sicilische und süditalische Küstengebiet.

Alle diese Sagen, entsprungen der eigenthümlichen Natur der wunderbaren Trinacria, sind Naturmythen,

RUINEN DES HERKULES-TEMPELS BEI GIRGENTI.

denn aus blühenden Auen und Kornfluren der Ceres und Persephone, aus unzugänglichen rauhen, trümmerbesäeten Lästrygonen- und Cyklopenküsten, aus unterirdischen unheimlichen Gewalten und männermordenden Vulcanen, Alles umgeben von einem sturmdurchtobten Meere, baut sich die Dreispitzeninsel auf, welche durch ihre Lage zwischen Europa und Afrika, wie zwischen dem Ost- und Westtheile des Mittelmeeres zum Schrittsteine, zur Brücke, durch ihren Reichthum und ihre Schönheit aber zum Streitobjecte aller Völker wurde.

Wie die Meereswellen, von allen Seiten herangeweht, rings an der Insel branden, drangen mit ihnen von Ost und West, Süd und Nord die Nationen heran, um Fuß zu fassen auf dem seligen Eilande. So trafen die drei mächtigsten Völker des Alterthums: die Hellenen, Karthager und Römer, auf Sicilien mit den Waffen in der Hand zusammen, ringend um die Herrschaft der Welt.

Bald hieß die Bevölkerung der Insel die dreizüngige, trilinguis, denn drei Sprachen, die sicilianische, die griechische, die phönicische erklangen neben einander. Aber diese Bezeichnung genügte später nicht mehr.

Die Ureinwohner der geschichtlichen Zeit waren die Sicaner, von denen die Insel den Namen Sicania erhielt. Denen gesellten sich vom Festlande herüber die Siculer; und zahlreich wie sie kamen, verdrängten sie die

Ureinwohner nach dem Westen. Die Siculer aber bildeten eine Menge kleiner Fürstenthümer und bebaueten das Land der Nordküste bis weit in das Innere hinein. Auch die Phönicier landeten an den in's Meer springenden Punkten der Insel und gründeten zum Schutze ihrer Flotte zahlreiche Meerstädte auf der steilen Küste und auf den kleinen Inselchen.

Doch erst den Griechen war es vorbehalten, der Insel zu Macht und Blüthe zu verhelfen. Auf den günstigsten Boden ward das Hellenenthum verpflanzt und hier gedieh es denn schöner und kräftiger fast als daheim im Mutterlande. Die Völker der Insel beugten sich griechischer Cultur, und Theokles, der erste hier landende Grieche, fand keinen Widerstand, als er mit einer Schaar Jonier von Chalcis an der Aetnaküste Naxos und Catana, ferner Lentini baute.

Den Joniern folgten die Dorier, und sie traten schon bedeutungsvoller auf. Es erhob sich in korinthischer Pracht Syracusa durch Archias, Männer von Megara und Rhodus gründeten Gela, Akragas und Selinus. Die Ureinwohner der Insel wurden jetzt die Diener der Eindringlinge.

Ueber zwei Jahrhunderte wuchs das Volk der Griechen und es bedeckte sich die Insel mit schönen Städten voll herrlicher Meisterwerke der Bau- und Bildnerkunst. Ein neues Hellas hatte sich aus des Westmeeres Wellen gehoben, aber das Glück war kein vollkommenes: es fehlte das einigende Band, oder wo ein solches bestand, lockerten es innere Zwistigkeiten.

Da landeten die Punier bei Panormus. Aber die im bürgerlichen Streit getrennten Stämme reichten sich jetzt die Hand zum mächtigen Bunde, und die punische Macht, von Hamilkar geleitet, wurde bei Himera 480 von Gelon gänzlich vernichtet. Danach entfaltet sich die Blüthe des Landes zu höchster Ueppigkeit.

Aber Athen fiel, und sein Fall bestimmt das Schicksal Siciliens. Erneut drangen die Karthager vom Westen der Insel, wo sie noch feste Sitze hatten, zerstörend vor. Sie eroberten Akragas, und Selinus wie auch das starke Panormus fielen in ihre Hände.

Hier geschah, daß die beiden Dionyse, begünstigt von den Wirren, alle Macht, der Freiheit zum Schaden, an sich rissen; ebenso der grausame Agathokles, der sich vom Töpfer zum Tyrannen emporgeschwungen hatte. So rangen Karthager und Hellenen mit wechselndem Glück.

Der zweite punische Krieg hatte bereits begonnen, und die karthagische Partei der Insel schloß ein Bündniß mit Hannibal, solchergestalt das Schwert der lauernden Römer herausfordernd.

Und so erscheint Marcellus mit den römischen Legionen belagernd vor Syracusa. Zwei Jahre liegt er davor, dann fällt es, es fällt das starke Agrigent — und das Schicksal der Insel ist entschieden: sie wird und bleibt fortan römische Provinz, die erste, welche die Römer dem italischen Festlande hinzufügen, aber der eigentliche Grundstein des nachfolgend colossalen Weltgebäudes des römischen Reiches.

Solches geschah im Jahre 210 vor Christo.

Habgierige rauhe Statthalter saugten alsbald das neue reiche Land in grausamer Weise aus. Es kümmerten sie nicht hellenische Kunst und Sitte, nicht die uralten Rechte derer, die vor ihnen waren: und so zerfielen die herrlichen meerthronenden Städte und das Volk ward zu gemeinen Sklaven herabgedrückt, denen fortan nur oblag, die täglich landenden Kornschiffe des römischen Bedrückers zu füllen. Sicilien wurde der fernen Roma Kornspeicher und weiter nichts, denn Handel, Industrie und Kunst hörten jetzt auf. Rasch fiel auch alles angebaute Land in die Hände geldgieriger römischer Ritter, die in kurzer Zeit jedoch nicht mehr im Stande waren, die übergroßen Besitzungen genügend zu bewirthschaften. So wurde nach und nach mehr als die Hälfte des schönen Weizenlandes in wüstes Weideland verwandelt, auf welchem halbwilde Sklaven und der Unterdrückung Entflohene ein Nomadenleben unstät und geächtet führten.

Die Härte der Römer, die den sicilianischen Pflug mit dem Schwerte zur Arbeit antrieb, reizte die Gequälten zu den gräßlichen Sklavenkriegen, in welchen drei römische Heere aufgerieben, aber auch der größte Theil der alten thätigen Bevölkerung vernichtet wurde. Da wurde es stiller in Sicilien, und das Land sank tiefer und tiefer in's Elend, und den Ruin vollendeten die beiden räuberischen Prätoren M. Aemilius Lepidus und der noch furchtbarere Verres, der mit frecher Hand auch die alten Heiligthümer plünderte und alle kostbaren Statuen und andere griechische Bildwerke fortführen ließ.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IN EINER VILLA BEI PALERMO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das herrliche Eiland — ein sterbender Körper zuckte es am Boden!

Wohl suchte Augustus neues Blut in seine Lebensadern zu leiten — zu spät. Die Kraft des Landes war für immer dahin.

Dann kam das Christenthum auf die Insel, aber mit ihm kein Erlöser aus der Schmach. Sicilien war ein Spielball, von Herrscherarm zu Herrscherarm geworfen. Der Sturm der Völkerwanderung brauste vernichtend über das Land hin: Barbarenscharen, Vandalen, Gothen. Es begann die Geschichte von Neuem ihren Lauf. Wie einst sich folgten die Siculer, die Hellenen, Karthager und Römer, so drängten jetzt hinter einander her die Germanen, die Byzantiner, die Sarazenen und die Normannen.

Und immer toller und schneller drehte sich das Rad der Geschichte und zermalmte Völker und Heroen, die sich hemmend oder rettend in seine Speichen stürzen wollten. Von den Ostgothen und Lombarden ist nichts übrig geblieben, als einige dürftige Sprachreste im versteckten Gebirge. Die Byzantiner sind auch dahin — das herrliche Normannengeschlecht ist verwehet — verwehet auch und verklungen der Name der stolzen schönen Hohenstaufenkaiser — ausgerottet der französische Stamm, der einst übermüthig hier herrschte — und immer neue Wandlungen: Arragonier — Spanier. Immer zwischen zwei, drei Schwertspitzen lag das unglückliche Land, bald nicht mehr seufzend, Alles geduldig erleidend, versumpfend auf dem Felde und in seiner Gesellschaft.

Und zuletzt kam auch hier der Bourbone, wie sich Fuchs und Eule am liebsten in dem Getrümmer einer Ruinenwelt einnisten, kamen Erdbeben und Vulcanausbrüche, Cholera und Theuerung.

Spät erst erwachte der Volksgeist, und es war ein antik heldenhafter Zug: des Volkes stetes Ringen nach geachteter Selbstständigkeit, diese Vaterlandsliebe, die in glühender Begeisterung für die Heimaterde und in glühendem Hasse gegen den Tyrannen ihr Blut, ihre theuren Söhne mit Freuden opferte.

So war es auch der Insel aufbehalten, den ersten entscheidenden Schwertstreich für die Einheit Italiens zu führen und den trüben Nebelschleier zu zerreißen, der sich seit Jahrhunderten über das liebliche Sonnenland gelegt hatte, und that es dies unter der Führung des kühnen Helden aus Nizza, nachdem dieser mit seinen ruhmwürdigen Tausend auf zwei Schiffen bei Marsala an der Stelle des alten Lilybäon gelandet war.

Das war am 11. Mai 1860, und mit diesem Lenze blühete der Baum der Freiheit wieder mächtig auf, und wie Fetzen eines Bettlermantels fiel dem Pfaffenkönig der geflickte Purpur von den Schultern. Der Freiheit Hymne erscholl über die alte sturmbewegte Meerstraße hinüber auf das Festland, und die Freiheit selbst sprang hinüber; neues Leben blühete auf aus den Trümmern und die Insel säete die Saat der Hoffnung auf ihre Fluren.

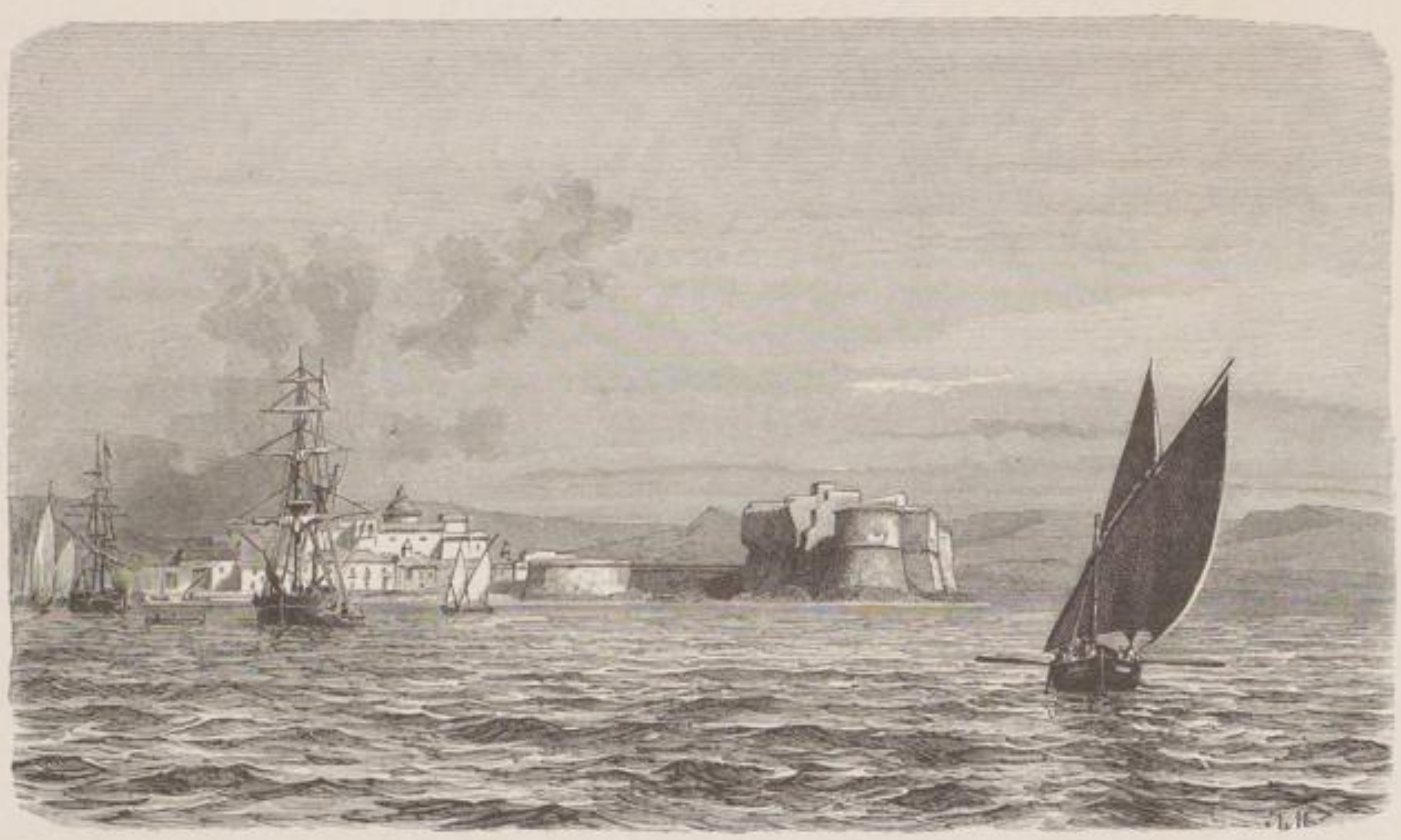
Von dieser keimenden Hoffnung lebt sie heute! die Knospe ist da, ob die alte Blüthe sich wieder entfaltet in antiker Pracht und Fülle? — das steht im Rathe der Götter.

So ist das heutige Volk das Kind einer wechselvollen Geschichte, aber antikes Blut fließt nicht mehr in seinen Adern. Zwei Rassen theilen sich in den Besitz der Insel, die andern sind durch das sichtende Sieb gefallen. Aber auch die zwei sind nicht mehr rein erhalten: es ist die italienische Rasse, die das Land des Nordens und Ostens bewohnt, und die afrikanisch-sarazenische im Süden. Schärfer als im Italien des Festlandes sind diesen beiden Stämmen alle Vorzüge, aber auch alle Fehler dieses Volkes aufgeprägt. Glühende Leidenschaftlichkeit ist der Grundzug ihres Wesens. Liebe ist Leidenschaft; Haß, Spott, Gesang und Tanz, Vaterlandsliebe — Alles entspringt diesem ewigregen, nur leis schlummernden Vulcane, und schießt dann oft plötzlich hervor und weit und hoch über die Gränzen des Schönen oder nur Erlaubten hinaus.

Der Sicilianer ist ein Sohn seines Landes. Sowie dieses sich rühmen darf, nie einen Tag zu haben, der gänzlich ohne Sonne sei, so ist der ächte Sicilianer nie auch zur Zeit größten Leides ganz traurig, ganz zu Boden geschlagen gewesen: die Poesie schritt ihm zur Seite und half ihm tragen, wie seinem viel unglücklicheren und ernsteren Nachbarn da drüben, dem Calabrier. Von keinem Lande trifft mehr zu als von Sicilien des Dichters Wort:

Auf Trümmern sproßt das zartste Grün,
Auf Trümmern singt am hellsten die Cicade,
In der Zerstörung Mitte schallt am kühnsten
Der Ruf der Freude!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



AUF DER RHEDE BEI LICATA.

Eine Fahrt um die Insel.

Zarte vergängliche Wölkchen umfliegen den schneeigen Aetna,
Während des Meeres Abgrund klar wie ein Spiegel erscheint;
Steil auf thürmt sich die Stadt, hoch über den Gärten der Klöster,
Ueber den blühenden Wein ragen Cypressen empor.
Fern in der Sonne verglüh'n die gesegneten Küsten Italiens — —

(Platen.)

Hoch über die öden Gipfel, über die Hochflächen der calabrischen Sila braust der Wind, uralte, wettergehärtete Tannen, Eichen und Buchen, die unter schweren Wintern aufgewachsen sind, beugen sich vor seiner Allgewalt. Zahlreiche Bäche, dem schneeerfüllten Geklüft entsprungen, stürzen die steilen Hänge hinab, und wilde Flüsse suchen die Küsten des jonischen und tyrrhenischen Meeres, die in leuchtendem Silberglanz sich nach Ost und West dehnen. Weiße Segelschiffe lösen sich von den Ufern da drunten und von den fernen Gestaden los und schwimmen nach Norden, nach Frankreich und Spanien, dem nahen Griechenland zu, oder suchen die Küsten des glühenden Afrika.

Sehnsucht erfaßt das Herz bei dem frischfreudigen Wehen des Meerwindes — es sah die Sonne sich heben aus der Tiefe des Griechenmeeres, sieht sie hoch über dem Scheitel der Sila dahinziehen, dem Abend hinter Siciliens Eilande zu.

Dort liegt dieses — dort dehnt sich seine mythenreiche, zackige Küste und verdämmert im Blau des Mittagsnebels. Eine andere erscheint uns jene Erde, ein im Meere verlorenes Paradies, wenn wir, ihr näher zu kommen, hinabsteigen von den diesseitigen rauhen, steilen und dichtbewaldeten Felsenbergen zu den kleinen calabrischen Küstenstädtchen und Fischerhütten, die sich wie Nester der Seemöven in die Felsenspalten hineingebaut haben. Neiderfüllt blickt das arme Volk von hier aus hinüber nach dem Sonnenlande, getrennt von ihm nur durch die schmale Meerstraße und doch unter ganz anderem Klima unter viel rauheren, und somit unter ganz andern Bedingungen lebend.

Wohl reichten sich einst die Völker von hier und drüben, einer Mutter, der nobeln Grăcia Magna entstammt, die Bruderhand und führten ein gesegnetes Leben — heute sind sie sich fremd, und der Bewohner Siciliens blickt kalt und voll Verachtung nach der Küste Calabriens, die er vom Cap Vaticano bis zu dem von Spartivento überschauen kann, und auf welcher wie lichte Perlen am dunkeln Faden die weißen armen Ortschaften erscheinen. Der Sicilianer will nicht Italiener sein, und seine Insel ist scheinbar kein italischer Boden mehr, so nahe sie sich an

MEERENGE VON MESSINA.

diesen auch andrängen mag, hier mischt sich dem italischen Wesen ein fremdes Etwas, ein morgenländisches, arabisches Element, griechisch-klassischer Erde entsprungen. In der That neigt Sicilien viel mehr zu dem in wenig Stunden erreichbaren Afrika, als zu Italien.

Die Sonne Siciliens ist eine andere als die der sonnigsten Striche des Festlandes; der Boden und seine Gestaltung ist anders; die Vegetation viel mächtiger als selbst die Neapels, fast tropisch und der Wechsel der Erscheinungen drängt sich hier auf kleinen Flächen oft wunderbar zusammen.

Hier ist des wahren Sommers lichtglänzendes Reich, und sein afrikanisches Kind, die schlanke Palme, ist hier kein Fremdling, sondern tritt keck und gesund unter die andern Pflanzen und Baumformen hinein, die sich unter dem klarsten Lichte in gesteigerter Färbung entfalten. Der Winter berührt dieses Eiland nie, flüchtigen Fußes eilt er über den Aetna hin, nur dort eine Spur seines Fluges in dem dauernden Schnee der Schlünde dieses Vulcans hinterlassend, dessen Lavawände und Aschenhalden hinan die herrlichsten Kastanien und Waldungen von Eichen und Buchen steigen. In den immergrünen Thälern um seinen Fuß aber blühen die Rosen zu jeder Zeit und in den Niederungen des verwitterten vulcanischen Bodens gedeiht der Weizen in prächtiger Fülle. Ihn umgrenzen, an

den Maulbeerbäumen emporrankend, die Reben, aus deren großen Trauben jener goldene Feuerwein gepreßt wird, der Sonnengluth und Aetnafeuer in sich schließt, die dann in des Volkes schönen Liedern zur Auferstehung kommen. Neben dem Wein gedeiht der Oelbaum und wird hier uralt, wie nimmer auf dem Festlande. Die Orangen und Citronen scheinen hier ihre eigentliche Heimath zu haben, hier glühen sie purpurn und ist ihr Saft zu köstlichem Nektar verkocht.

Ueberall Leben und üppige Fülle, die mit vollen Händen spendet, wenn man durch das grüne Reich wandert. Der Johannisbrodbaum schattet an den goldenblendenden Hängen der Bergzüge, der breitlaubige Feigenbaum ragt über die Mauern der Gärten. Ueberall aber, wo zarteres Leben, die Sonne fliehend, zurückweicht, tritt als trotziger Eroberer des lechzenden Aschenbodens und selbst der Lava, der Opuntiencactus in unermeßlichen siegreichen Heerscharen auf, dessen rothgoldene Frucht noch Labe selbst in der sonnigsten Wüstenei bietet. Sein Fahnenträger ist die prächtigragende Agave, die oft in langen Linien die nackten Felsen hinanmarschirt, oder als Wächter um die Ruinen aus der Griechenzeit steht.

Diese wie jener, im Verein mit Palme und Oelbaum, mit dem starrenden Schilfe, das die Niederungen deckt, sämmtlich in der befremdend grautrüben Farbe ihrer Gewandung, geben der Landschaft den fremdländischen Charakter und ein anderer Erdtheil scheint sich dem Wanderer aufzuthun.

Wo sich das Land absenkt, und seltene Wasserrinnen es durchschneiden, baut der Mensch die rasch gedeihende Baumwolle, pflanzt er Reis und Zuckerrohr.

Auf den weitausgedehnten hügeligen Weidestrichen des Innern gehen Rinder- und Pferdeheerden, und waren die Pferde Siciliens schon im Alterthum hochberühmt. Um die Küsten wohnt ein unternehmendes kühnes Fischer- und Schiffervolk in Dörfern und einzelnen Hütten, die, wo nur irgend der zumeist steil in's Meer abstürzende Strand es erlaubt, auch in größter Oede und Weltabgeschiedenheit ihr genügsames, an alterthümlichen Reminiscenzen reiches Leben führen. Der plumpe gewaltige Thunfisch, wie der Schwertfisch, ist ihre Beute, und der Fang gestaltet sich im Frühjahr zu großen Festen, wo das frische Fleisch die Märkte von Palermo und Messina erfüllt, und Jung und Alt manche Woche lang von diesem leben.

Kecke Sturmbeschwörer sind die dunkelbraunen Korallenfischer, welche Monate lang in zerbrechlichen, sonnenlecken Fahrzeugen auf dem hohen Meere zwischen Sicilien und Afrika liegen, um die purpurnen Schätze aus der Tiefe zu heben, während ihre Brüder daheim in den Eingeweiden Vulcans nach dem Golde Siciliens, dem vielbegehrten Schwefel wühlen und von Staub und Hitze erstickt, vom Fieber bedroht, ein elendes Dasein haben.

Ein reiches Leben entfaltet sich in den Hafenstädten, und hier haben die verschiedenen Perioden, in denen Sicilien einst glücklich war, eine eigenthümliche Mischung von Griechen- und Römerthum, von arabischem und normännischem Wesen hervorgebracht, indem von jeder derselben eine Spur im Herzen dieser Städte zurückblieb. Alterthum und Mittelalter hängen sich an die Schleppe des modernsten, gebauschten Lebens, dem der Orient noch in allen Gliedern liegt. Wie dieß die Anlage der Städte, die Architektur der Häuser beweist, so läßt es sich noch deutlicher in dem Leben und Treiben ihrer Bewohner erkennen, die durchaus verschieden sind von denen des Festlandes.

So kennt man wohl Italien, wenn man es von den Alpen bis Reggio durchwandert hat, aber man schließe von diesem nicht auf Leben und Landschaft Siciliens. Das ist eine eigene Welt und erschien selbst den Römern eine solche. Staunend besuchten sie es wegen seiner Naturwunder, seiner milden lenzhaften Winter, der Schönheit und geschichtlichen Berühmtheit seiner Marmorstädte wegen. Ovid erschienen als wunderbar genug die Seen der Paliken und die von Enna, die Quellen der Kyane und der Arethusa bei Syrakusa, der Anapus, und vor Allem der Aetna, der von Römern oft bestiegene, denn damals schlief der Vesuv noch.

Zahlreiche Straßen — wohl elfhundert Millien — durchschnitten das Land und verbanden nicht blos alle Punkte an Küsten, sondern auch Syracusa und Catania, und letzteres über Termini hin mit Panormus; während von da aus eine Straße nach Girgenti führte. Heute gehört eine Reise durch das unwirthbare Innere der Insel zu den wenig erfreulichen Dingen und mag oft einer afrikanischen Expedition gleichen. Es fehlen die Straßen, und fällt ein rascher Regen, so füllen sich die sonst wasserarmen Fiumaren, die überall das Land durchschneiden, mit reißenden Fluthen, und rathlos steht der Reisende am Ufer:

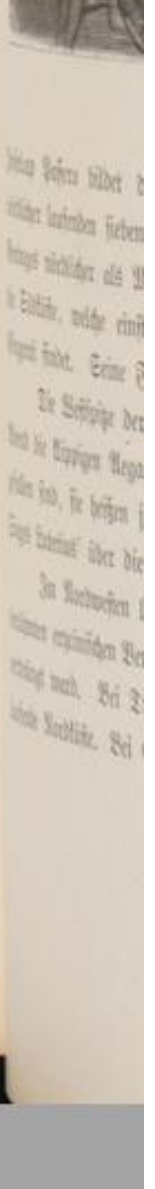
„Und der wilde Strom wird zum Meere."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AM ORETO IN DER CONCA D'ORO BEI PALERMO.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann wieder weht aus der afrikanischen Wüste über die schmale Meerfläche herüber der glühende Scirocco, in jenen giftbrütenden Sandmeeren geboren, und keine Quelle thut sich auf aus dem verbrannten stäubenden Gestein. Es sind dieselben Hindernisse noch immer, die sich dem Laufe des Wanderers in Schillers Gedicht entgegenstellen, und sind sie bedingt durch die eigenthümlichen geognostischen Formationen der Insel, wie durch den äußerst geringen Regenfall.

Dazu ist das Land meist mit rauhen unwirthbaren Küsten gegürtet, die steil in die Fluthen abfallen, denn nur einzelne Striche der Südost- und Ostküste sind ausgesprochen flach. Trotzig stellt sich die granitische Ostküste vom Cap di Faro bis zu dem von Alessio, ebenso wie die schwarze vulcanische Strecke der Aetnahänge dem Festlande gegenüber. Weiter nach Süden hinunter wird die Küste flacher und ist hier vielfach gegliedert. Es finden sich Buchten, Golfe mit Hafenstädten daran; so Augusta, Siracusa, Noto und das kleine Halbinselchen S. Croce. Das

PAPYRUSSTAUDEN AM ANAPUS.

Inselcap Passero bildet die Südspitze. Zieht man von ihm nach Ost und West eine Linie parallel mit dem nördlicher laufenden siebenunddreißigsten Breitegrade, so schneidet diese schon tief in Afrika hinein, und läuft nur ein Geringes nördlicher als Matapan, das südlichste Cap Europa's. Felsig gezähnt, aber nur wenig gegliedert verläuft die Südküste, welche einst das herrliche Agrigentum trug, dessen Name noch ein schwaches Echo in dem heutigen Girgenti findet. Seine Flüßchen, der Biagio und Drago, hießen im Alterthum Akragas und Hypsas.

Die Westspitze der Insel springt als Cap Bono in's Meer und ihm gegenüber liegen als Vorposten gegen Abend die klippigen Aegatischen Inseln, die Ziegeninseln, deren antike Namen auch längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, sie heißen jetzt Favignano, Maretimo, Levanzo und waren 242 vor Christo Zeugen des großartigen Sieges Lutetius' über die mächtigen Karthager, in neuester der kühnen Landung des Freiheitshelden Garibaldi.

Im Nordwesten liegt Trapani, eine Karthagerstadt, am Fuße des Eryx, welcher einst den Tempel der vielberühmten erycinischen Venus trug, die auch hier, wie auf dem Monte Vergine, von einer wunderthätigen Madonna verdrängt ward. Bei Trapani beginnt die reich gegliederte und in vielfachen schöngeschwungenen Golflinien verlaufende Nordküste. Bei Cap S. Vito schneidet der herrliche Golf von Castellammare tief in's Land hinein, es folgt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in einem Bogen bis zum Cap Zaffarano der Golf Palermo's, dessen Wellen die Conca d'Oro, den blühend üppigen Lustgarten Palermo's bespülen. Die Herrlichkeiten dieses Golfes wetteifern mit denen des napoletanischen und schon mancher hat geschwankt, welchem er die Palme geben soll.

Von da an über Cefalu, das Cap Orlando bis Milazzo verliert die Küste wieder alle Reize, sie wird schroff, steil, öde und unwirthbar, und erst Messina's Gebiet kleidet sich wie die palermitanische Schwester wieder mit allen südlichen Reizen.

Der Reisende, der sich zu Schiff auf der Höhe vor Messina befindet, erblickt aus der Fluth tauchend, gleich wunderlichen Seeungeheuern, dunkle wildgeformte Felsenmassen, die hier als Enkel des alten Aetna geheimnißvoll im Meere lagern, den Eingang zum Paradiese bewachend. Das sind die liparischen Inseln, die das Reich des Aeolus bilden. Wir sind:

In der Stürme Gebiet, in Aeolia, rasender Süde
Wimmelndem Sitz. Dort zähmt in weitem Geklüfte der König
Aeolus kämpfende Wind' und lautaufbrausende Wetter.

Stromboli, einst Strongyle, taucht zuerst aus dem Nebel der Ferne. Hoch in den Aether schickt es seine dampfende Wolke, von unterirdischen Gluthen zeugend schon mitten in den Wassern. Es zeigen sich Lipari, Volcano, die antike Thermiosa, finster über das Meer qualmend. Hier ist die Behausung Vulcans, die Virgil besingt:

Neben dem Siculerland, der äolischen Lipara seitwärts
Hebt sich ein Meereiland — —

Erikusa, Didyme, Phönicusa waren im Alterthum die Namen der Schwestern.

Von hier aus dringt der Blick auch in die Meerstraße hinein, die einst, den Apennin zerreißend, sich zwischen die Gebirge drängte: Hüben die calabrischen Ketten, auf Sicilien ihre Fortsetzung, das peloritanische Gebirge. Aber die Scheidung scheint nicht vollzogen. Wie ein abgeschlossener schöner Golf liegt das Meer von Cap Vaticano bis Milazzo, das Cap di Faro und die Felsen der Scilla mit dahinter aufsteigenden Bergen als Hintergrund — keine Spur eines Weges in's jonische Meer. Erst wenn das Schiff Messina sich nähert, thut sich das Meer nach Süden hin auf, und in Messina umfängt den Landenden eine ganz neue Welt.

Höher pulsirt das Leben hier schon im Hafen als in Neapel oder irgend einem des Festlandes, und in der That ist dieser mehr als sonst einer auf einen Weltverkehr angewiesen. Welche Lage wäre günstiger?

Eines Stromes Breite nur trennt ihn vom Festlande, eines Stromes, der in zwei Meere mündet: so bleibt die Stadt in fast unmittelbarer Berührung mit dem Festlande, während ihr Hafen der Mittelpunkt der Schiffe aller Länder ist.

Ein Reichthum der köstlichsten Landesprodukte stapelt sich hier auf und wird von einem unendlich regen Volke verladen. Alle Sprachen erklingen auf dem Quai, aus Böten und Barken und hochbordigen Schiffen. Wohl mag den nordischen Fremdling, dem schon der Wind vom Lande her die köstlichsten Blüthendüfte verlockend zutrug, zumeist des Südens Goldfrucht interessiren, die hier in hochgethürmten Körben zu Millionen eingeschifft wird, und so schweift sein Auge hinüber nach den Gärten, die sie erzeugen, und die sich hinter der hellschimmernden freundlichen Stadt, welche mit einer glänzenden Palastreihe bis dicht an die Wellen tritt, aufthürmen.

Terrassenförmig erheben sich die Berge da, wo sich von der Häusermasse der Stadt einzelne ummauerte Paläste, Thürme, palmenbesetzte Villen, Gartenhäuser, Winzerhütten loslösen, deren letzte im dichten Grün verschwinden oder sich in dunkeln Waldthälern verlieren. Jener volle dunkle Kranz, der Alles umrahmt, ist gewunden aus den Orangenhainen Messina's, und in sie hinein hat die mönchische Romantik des Mittelalters ihre weitschauenden stolzen Klöster gebaut, deren herrlichstes auf jenem Monte dei Cappuccini mit großem Blick auf Meer und Stadt thront.

Aber die Stadt gehört dem Meer, und so drängt sich ihr Leben an diesem zusammen, und ihr Gebiet schneidet selbst mit scharfer Sichel in dieses hinein. Davon, von dieser geschwungenen Landzunge, hieß die Stadt, welche auf ihrer äußersten Spitze den Leuchtthurm trägt, im Alterthum Zankle. Jetzt nennt sie das stolze Bewußtsein ihrer Bürger „La nobile", wie sich Genova, die norditalische Schwester „La superba" nennt. Die Stadt ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich auch ihrer Geschichte gar wohl bewußt, und der Schmuck ihres Gewandes ist aus tausend alten und ältesten Reminiscenzen zusammengesetzt. Sie blühte zu Zeiten, da die Hellenen noch Herren waren, selbst den erobernden Römern galt sie noch als zweite Stadt im Lande. Den Arabern war sie ein Lieblingskind, und sie schmückten sie mit reichen Bauwerken ihrer Kunst. Die Normannen kamen, und Messina war der Edelstein in der Krone ihrer Herrscher. Alle Nationen kamen und buhlten um die reizende Meersirene, und so ward sie verwöhnt, launisch und übermüthig, und will heute, wo ihr der Brautschleier zerrissen wurde und das Leben der Hausfrau beginnen soll, noch nicht so recht an den Tag glauben, der, dem Traume abhold, Kraft und Arbeit fordert.

KATHEDRALE ZU PALERMO.

La nobile muß zur Bürgerlichen werden, und wie ihr die Vergangenheit gehörte wird ihr die frohe Zukunft sich erschließen. Dann mag das Volk getrost bleiben, was es jetzt schon ist: stolzer und selbstbewußter als das napoletanische.

Besser als Messina hat Palermo diese moderne Aufgabe begriffen, und wirkt und schafft seit einer Reihe von Jahren, sich würdig und würdiger zu gestalten. Und diesem Streben kommt Meer und Land, kommt Berg und Ebene, Himmel und Boden mit Eifer entgegen.

„Conca d'oro": die goldene Muschel, heißt die von Bergen kreisförmig eingeschlossene Fläche, ihrer üppigen Fruchtbarkeit und ihrer eigenthümlichen Form wegen, und in dieser goldenen Muschel liegt als kostbare Perle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Palermo. Panormus, der Hafen der Häfen, vereinigt Alles in sich, ein Eden zu werden, wenn der Mensch nur will. Dem Auge aber erscheint es stets ein landschaftliches Paradies.

Man soll nicht vergleichen — und erblickst Du vom nahenden Schiffe aus das gethürmte Neapel, oder schaust Du von seinem Strande hinüber nach dem Vesuv, hinüber nach der ewig lachenden Sorrentoküste, nach dem blauen Wellentraum Capri, so ist nichts schöner als Neapel; breitet sich aber vor Dir in blühender Ebene hoheitsvoll, aber

KLOSTER SAN MARTINO BEI PALERMO.

wie zum schönen Friedensfeste gelagert, mit glänzenden Thürmen und Kuppeln, mit Palästen und sonderbarem Häuserwerk, die schroffen, wilden Berge im Hintergrund, in's Meer hineinragend die zwei Sphinxfelsen: links der Catalfano, rechts der prangende Pellegrino, das strahlende Palermo aus, schaust Du von seiner Mauerbrüstung in die durch nichts unterbrochene unbegränzte Ebene des Meeres hinaus, das sich in träumerischer Brandung leise zu Deinen Füßen bricht, so magst Du wohl die geliebte Neapolis vergessen, und gibst vielleicht der Stadt am Monte Pellegrino die Krone.

Die Elemente, aus denen Palermo sich aufbaut, sind dieselben wie bei Neapel: Meer und Land, und Menschenwerk an und auf jenen. Das Meer erscheint aber unendlicher, das Land bietet zwar nicht so reichen Wechsel,

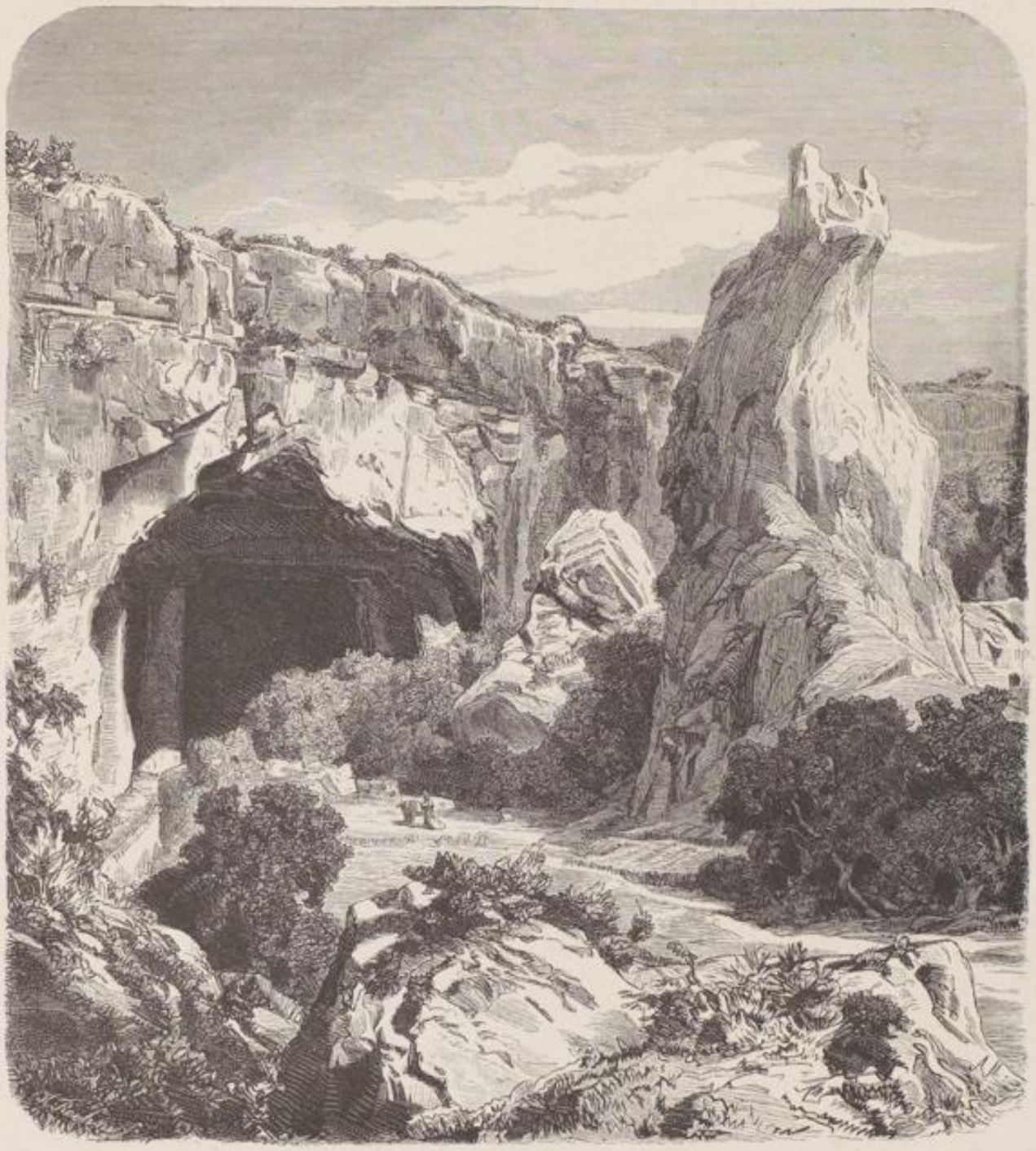
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PALERMO.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist aber entschiedener und kräftiger in seinen Formen, unendlich reicher in dem, was es erzeugt, und das Menschenwerk in der Stadt und auf den Bergen ringsum: die Kirchen und Schlösser, die Klöster, die Wartthürme an dem Gestade, Alles hat sich die Charaktereigenthümlichkeiten seiner verschiedenen Perioden, dieselben, die Neapel sah, vielfach reiner und edler bewahrt. In Palermo kommt der Begriff einer süditalischen Stadt entschieden mehr zum Ausdruck



LATOMIA DEL PARADISO BEI SYRACUS.

als sonstwo. Alles ist wie aus dem Geiste der Sonne geboren und hat unter ihrem Weiterwirken jene Formen angenommen, die sich nicht scharf durch die Sinne präcisiren lassen, die aber auf Tritt und Schritt das Gefühl zu freudigstem Genusse anregen. Und so ist auch das Leben der Stadt gleichsam von der Sonne destillirt und sublimirt, es schäumt, es brandet, es athmet und webt im Genusse, es wohne in reichen Luxusgemächern oder auf den Stufen der schmucküberladenen Kirchen: es ist ein Leben aus dem Vollen, Ganzen, ein glückseligstes Leben.

Wie fremd scheint dieß uns Nordländern, die wir nur der Arbeit leben und nur Sonntags verschämt nach der ehrbar einherschreitenden Freude blinzeln. Auch in Palermo leben wir der Arbeit, und eine schwere ist es, vom Morgen zum Abend die mittelalterlichen Herrlichkeiten der Stadt aufzusuchen, denn in welcher Fülle sind sie geboten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Finde Dich nur immer zurecht in den römischen, byzantinischen und arabischen Bausteinen, die palermitanische Baumeister in ihrem Kaleidoskop durcheinanderschüttelten, das Auge blendend durch immer neue Reize. Durchwandle den Palazzo reale mit der hochberühmten Capella Palatina, staune das Wunderwerk der Kathedrale der heiligen Rosalia an, die Kirchen la Martorana, San Giovanni, Santa Maria della Catena, San Giuseppe, die Dominikanerkirche, die Paläste der Reichen; wandle hinaus zur königlichen Favorita oder nach Monreale, wo Dich eine andre Kathedrale fesseln wird — bleibe! bleibe Tage, Wochen, schau' und genieße!

Uns trägt ein stiller Gedankenflug südwärts über die sanfte Hügellandschaft von Alcamo. Rechts in der wildzerrissenen Berglandschaft liegen die Ruinen der uralten Segesta, deren dorischer Cerestempel für die Ewigkeit gebaut ist, am Meere, weit drunten im Süden, die ihrer feindseligen Schwester Selinus, von deren einstiger Pracht beim modernen Castelvetrano noch viele stille schöne Zeugen stehen.

Akragas, Agrigentum — eine über dem Südmeer thronende machtvolle Königin! Girgenti — eine zusammengeschrumpfte alte Bettlerin, hingeschmiegt an die Stufen des einstigen Thrones. Auch hier sind die alten Götter längst fortgezogen und ließen ihre hohen Marmorhäuser, um welche froher Griechen Festgesänge tönten, in Schutt und Trümmern zum Staunen einer späten Nachwelt zurück. Wir wandeln an den Tempelrunden der Proserpina, des Zeus, der Juno Lucinia, wo einst des Zeuxis wunderbare Venusstatue stand, an dem der Ceres vorüber, und überall noch blüht aus dem Schutte, blüht aus Distel und Gestrüpp die selige Blume des Griechenthums. Die Landschaft auch, das Entzücken des Malers, bietet alles auf, sich der Kunst würdig anzuschließen, so bildet sie heute aber nur einen prachtvollen Rahmen zu einer einsamen Ruinenwelt.

Und dieses ist auch der bezaubernde Reiz syracusanischer Reste. Die Anfänge der von Korinthern gegründeten Stadt suchen wir auf der Insel Ortygia, die an schöner stiller Bucht dem Vorgebirge Plemmyrion gegenüber lag. Von dieser Insel aus wuchs sie nach Westen über die Bergebene in die Berge selbst hinein und ward zur Riesenstadt, deren Mauern einen Umfang von mehreren deutschen Meilen hatten, deren Bürger nach vielen Hunderttausenden zählten. Das heutige Syracusa ist schüchtern vom Lande wieder auf die Insel des Ursprungs zurückgetreten, und fristet, umweht von der Wehmuth der Vergänglichkeit, zwischen der Vorzeit Ruinen, über einem versandeten Hafen und in einer durch die Ausdünstungen der Sümpfe ringsum verdorbenen Luft ein kümmerliches Dasein.

Aber der Syracusaner ist stolz auf seine Vergangenheit und trägt die Erinnerung daran zur Schau wie der Bettler einen Theaterkönigsmantel. In diesem Stolze behauptet er sogar, daß seine Stadt schon lange vor Aegypten im Besitze der Papyrusstaude gewesen, die noch immer an dem versumpfenden Bache La Pisma, einst Kyane, wachse. Mit Stolz auch führt er den Fremden zu den alten Befestigungen, von denen noch bedeutende Reste erhalten, zum Amphitheater, zu Gräbern, zu den wunderbaren Latomien und den Katakomben. Das griechische Theater hat ähnliche Lage wie das zu Taormina, es ist in den Felsen gehauen und von seiner Höhe überblickte einst der mächtige Grieche seine herrlichen Schöpfungen in der Stadt, das üppige Land ringsum, den schiffewimmelnden Hafen. — — So diente das Theater dem Kunst- und dem Naturgenusse.

In erhöhtem Grade war dieß der Fall bei dem Theater des reizenden Tauromenion, das noch heute als Ruine wie ein liebliches Gedicht zu unserem Herzen spricht. Der Zauber, der sich um diese Höhen breitet, die landschaftliche Pracht vom Hafen des Odysseus an bis zu dem rauchenden Berge im Hintergrunde sind unbeschreiblich. Wohl bietet Sicilien eine Fülle der herrlichsten Ruinen, Taormina's Theater aber ist die wundervollste, die berückendste unter ihnen. Hier wandelt am hellen Tage noch der Geist Homers, hier klingt es aus den Steinen von den Gesängen der Dichter des sicilischen Eilandes, des musenfreundlichen:

„Das Epicharmus bereits füllte mit Festmelodien,
Wo Stesichorus sang und Simonides einst, und benachbart
Ibykus (deine zugleich, Aeschylus, Urne bewahrt's),
Wo so gewaltige Hymnen ersonnen der göttliche Pindar,
Wo Theokrit sich drauf unter die Hirten gemischt —"

Hier wird der Seele, wie so oft schon in Italien, am klarsten, was wir verloren an dem Untergange „dieser schönen Welt".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LANDSCHAFT BEI ALCAMO.

Im Fluge, im flüchtigsten Fluge, in engsten Gränzen, sind wir über die Insel gehuscht, und müssen es dem Maler überlassen, den Schattenbildern bestimmte Formen und Farben zu geben.

Von Taormina nehmen wir den freundlichsten Eindruck des hellenischen Alterthums mit fort, und wandern von Giardini die stäubende Straße nach Catania zurück, das letzte Ziel unserer Wanderung, den Riesen Aetna vor uns in erhabener Pracht. Keck setzt er den Fuß in's blaue Meer. Wir sind in seinem Bereich: die Blöcke im Meere, von Salzschäumen wunderlich zerfressen, die schwarzen Trümmer zwischen dem Grün streuete er mit gewaltiger Hand. Was sich dazwischen anbaute, ist modernstes Sicilien, und dessen neueste Stadt ist das freundliche Catania, das, oft schon getäuscht, doch immer wieder vertrauend an seiner Seite siedelt und Paläste baut, die auf Kindeskinder berechnet sind, während morgen ein Zucken des Riesen sie stürzen kann. Oft schon stieg die Lava in die Gassen der Stadt herein und suchte selbst den Hafen zu füllen — und immer wieder erhob sich die Stadt aus der Asche. Dafür aber, und wenn das heutige Catania nur fünfzig Jahre alt würde, spendet das Gartenland in diesen fünfzig mehr, als was andre Städte in zweihundert Jahren ernten. Ein glücklicher Leichtsinn liegt über dieser Landschaft, die vom Alterthume nichts weiß, sondern der Gegenwart im feurigen Traubenblute des Aschenlandes die freudigsten Theodäsien feiert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EINSCHIFFUNG GEFANGENER BRIGANTEN.

Zum Aetna.

— — Typhöus liegt auf dem Rücken
Dort, wirft Sand in die Höh', speit Flammen aus wüthigem Schlund aus.
Oft auch kämpft er mit Macht, hinweg zu bewegen die Erdwucht,
Und vom Leibe die Städt', und große Gebirge zu wälzen:
Drob erbebet das Land. (Ovid.)

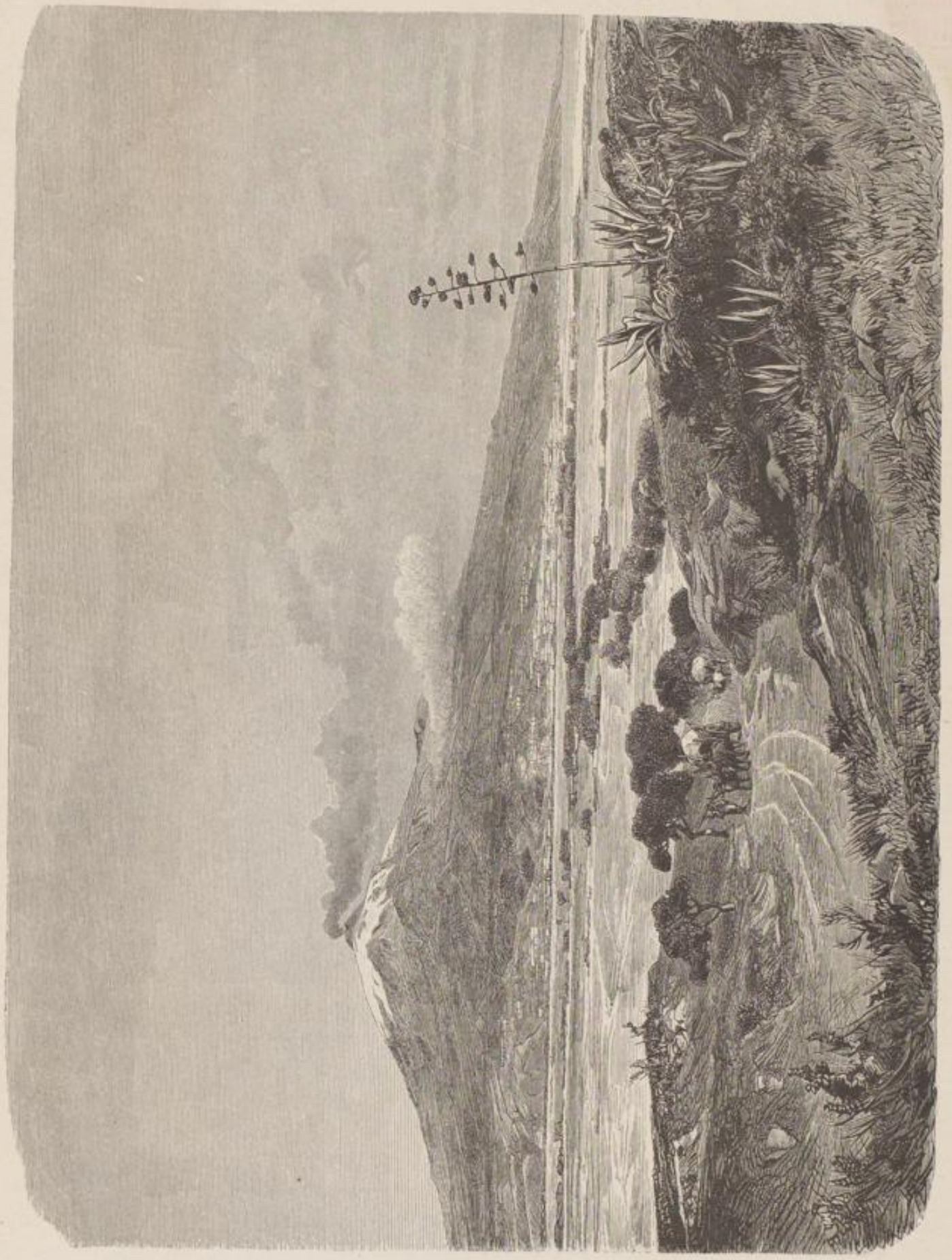
Unsre Füße stäuben von der Wanderung. Auf die fernen Alpen legt der nahende Winter allmälig breiter und breiter sein weißes Nebel- und Schneekleid und läßt es bis hinab in die südlichen Thäler hängen. Des nordischen Winters traute Geselligkeit lockt uns, heimzuziehen.

So heben wir zum letztenmale den Wanderstab, um das Ziel unsrer Wanderung von den Alpen bis zum Aetna, den alten Feuerberg zu ersteigen, der weitschauend und weit gesehen aus dem rebenreichen Gartenlande Catania's in sanft aufsteigender schöner Linie ernst in den Aether sich erhebt.

Viele Jahrtausende haben an ihm gebaut, ihn höher und höher zu gipfeln; Jahrtausende schon kocht es und gährt es in seinem geheimnißvollen Innern, und brausend und donnernd mit titanischer Macht ergießt er immer wieder seine glühenden Massen über das Land. Dann düngt sich die Erde ringsum mit ihrem eigenen Blute, und aus ihm erzeugen sich ihre prächtigen Kinder in Fülle: Wein und Korn.

Wohl ist es Zerstörung, was wir sehen: diese urgewaltigen schwarzbraunen Lavablöcke mitten in der grünen Flur, in den Wogen des Meeres; der nächtige Mantel, dessen Saum bis in die Gärten der Bauern, bis in die Gassen der Städte hereinhängt, ist ein Kriegermantel — aber Ceres berührt ihn mit ihrem blumen- und ähren-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



DER AETNA VON DER SUEDSEITE.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umwundenen Zauberstabe, und unter seinen Falten keimt es und grünt es; Minerva tritt ihm kühn entgegen und schmückt ihn mit des Oelbaums silbernem Friedenszweig. Auf den schwarzen Blöcken steht triumphirend Cactus und Agave, ragt die heitere Pinie, und ihre Wurzeln sprengen das vulcanische Gestein und streuen es über die Aecker hin, deren Grund zum fruchtbarsten gestaltend.

Ueberall auf der Insel, wo Kalk und Kreide nackt zu Tage treten, ist die Natur viel karger, als wo des Aetna's Hand sie gedüngt hat. Und dieß Gebiet ist ein fürstliches.

Geht die vulcanische Linie Siciliens von der Punta delle Correnti über den Aetna nach der Insel Volcano und Lipari, so hat der kreisrunde vulcanische Bezirk des Aetna allein einen Durchmesser von sechs Meilen, und seine Gränzen laufen von der Mündung des Cantaro im Osten, die lavagesäumten Ufer dieses Flusses hinauf nach dem mittelalterlichen Bergstädtchen Randazzo, des oft und auch in jüngster Zeit wieder von unterirdischen Gewalten heim-

AN DER STRASSE VON MESSINA NACH TAORMINA.

gesuchten; dann höher nach Maletto, nach Bronte, wo der Berg am schroffsten nach Westen abstürzt und die Lava stets am bedrohlichsten erschien; weiter, hinab auf die untere Aetnaterrasse, über Adernò, Paterna, Catania und längs der Meeresküste, die die Lava in die Fluthen gebaut hat.

Ein fürstliches ist dieses Gebiet, und wohlhabende zumeist und glücklich heitere Menschen wohnen in den zahlreichen Aetnadörfern und Städten, hauptsächlich nach Süd und West, bis hinauf nach dem eigenartigen Nicolosi, das der Aetnaersteiger passiren muß. Zaffarano, Annunziata, Tre Castagne, Linguagrossa u. a. sind Orte, die fast alle schon wenigstens zweitausend Fuß über dem Meere liegen, aber dicht bevölkert und von herrlichen Gärten umfaßt sind, in denen die Ernte an Halm und Baum den doppelten Ertrag der des Festlandes liefert. Glückliche Unterthanen eines mächtigen Königs!

Wie herrlich thront er im frühen Lenz, wo die Fluren sich schon mit der rosigen Decke der Mandelblüthe und lieblichen Cyclamen schmücken, in seinem fernhinleuchtenden Schneemantel! Dann belauben sich die Wälder um seinen Thron mit dunklem Schmuck; die alte Gluth bricht durch, die Schneedecke schmilzt, trübe Bäche stürzen sich die Schluchten herab, und mit entblößtem Haupte ragt er in die Wolken, die um seinen Scheitel verhüllend flattern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder in Streifen zerrissen durch sein schwarzes Geklüft wallen. Oft haucht er titanischen Athem stöhnend in den sommerlichen Himmel, oder es zittert und schwankt sein Thron und in vorzeitliche Erinnerungen versunken prüft er wieder der Arme Kraft, den kleinen Menschen da unten glühende Geschosse zuwerfend. Dann lange, lange träumt er und läßt die Saat bis in seine geheimsten Regionen streuen, und Schößlinge senken bis dicht vor seine Füße.

Schon aus der Zeit, als die Insel noch unter dem Schleier der Sage ruhete, wird berichtet von Ausbrüchen des Berges, und wenn Homer von seinem wilden Walten nichts erzählt, so mag wohl der felsenschleudernde Cyklop der personifizirte Aetna sein, vor dessen Rasen die kleinen Griechenschifflein flüchten müssen. Später zählt man in jedem Jahrhunderte ungefähr zwei Ausbrüche, und oft haben durch sie die Aetnastädte, besonders das aber immer wieder phönixähnlich aus der Asche auferstehende Catania gelitten. Auch das jüngste Jahr, 1879, wollte er mit einer großartigen Eruption besiegeln. Der Größe des diesmal aufgeführten Schauspiels entsprach auch der nach Millionen berechnete Schaden.

Wie noch heute von neugierigem Wandervolk wie von Männern ernster Wissenschaft, so auch im Alterthum schon wurde der wunderbare Koloß gar oft erstiegen. Ja, aus fernster Zeit findet sich noch ein graues Gemäuer unterhalb des Hauptkraters, der Torre del Filosofo vom Volke benannt, entweder das Observatorium des Empedokles, desselben, der sich, um geheimnißvoll aus der Welt zu gehen, in die Tiefe des Kraters stürzte, oder das Logirhaus Hadrians, den es gelüstet hatte, vom Aetna aus den Sonnenaufgang und einen Regenbogen zu sehen. Es wird über die Wunder der Natur, aber nicht über die herrliche Aussicht vom Gipfel berichtet, so geschahen wohl die Ersteigungen zumeist zu wissenschaftlichen Zwecken. Seneca bittet seinen Freund, den kaiserlichen Procurator Lucilius, ihm zu Ehren den Berg zu ersteigen, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist es dieser Lucilius, der eine naturwissenschaftliche Dichtung über den Aetna schrieb.

Strabo erzählt, daß man die Besteigung von der kleinen Stadt Aetna aus unternehme und wieder nach dieser zurückkehre. Heute steigt man von Catania aus empor, einer in breiten Schlangenwindungen sich zwischen Gärten und Lavasteinen hinwindenden Straße folgend. Ueber die Lavamauern zur Rechten und Linken drängt sich eine reiche Vegetation, uralte Oel- und Johannisbrodbäume, Citronen- und Orangengehölze; davor und darunter schwarze, ebenfalls aus den Produkten des Berges gemauerte niedrige Winzer- und Gärtnerhäuschen, wie Vogelnester, von dickem Rebengewirr umrankt. Es folgen ausgedehnte Weizenfelder, von Cactus gesäumt; zerfallenes, durch Erdbeben gestürztes Menschenwerk, von Schlingpflanzen überwuchert.

Dann Lavastrecken, noch nicht von der Pflanzenwelt erobert, wilde schwarz- und rothbraune Trümmerblöcke, stäubende Aschensandstriche — so windet die Straße sich über die Gärtnerorte Pasquale, Gravina, Torre di Grifo, alle bewohnt von einem gesunden, arbeitsfröhlichen Völkchen, das sich seit Jahrhunderten in die Natur des Berges einlebte.

So erreicht man Nicolosi, vor dessen Gebiet sich ein breites, ödes Lavafeld dehnt, das beim Ausbruche des Jahres 1537 entstand. Nicht weit von Nicolosi erhebt sich der Doppelgipfel des Monte Rosso, dessen röthlichschimmerndes Gestein den Rand eines von ihm eingeschlossenen Kraters bildet. Auch von seiner Höhe ist der Blick auf Land und Meer schon ein entzückender: er schweift von Messina an der zackigen Küste hin bis zum fernen Syracus oder verliert sich in dem Gartenlande des fruchtreichen Piano di Catania.

Höher hinauf beginnt des Herrschers engeres Reich. Der Fuß des klimmenden Maulthiers strauchelt über spitze Schlacken und Lavatrümmer, oder versinkt in dem aschigen Boden. Doch auch hier wagte der Mensch sein Weizenkorn zu säen und erfreut sich noch reicher Ernte. Wo die Weizenfelder zurückbleiben, beginnt die waldige Region und steigt bis zu fünftausendvierhundert Fuß hinauf. Doch sind auf dieser Seite nur wenige Bäume der zerstörenden Axt oder dem Feuer entgangen, und trotzig stehen diese äußersten Vorposten, vom Wetter zerzaust, zwischen der brandigen Lava. Diese schließt sich jetzt enger und enger zusammen, Schluchten und Klüfte bildend, die lockeres scharfkantiges Gestein erfüllt. Nur dürftiger Nährboden hat in günstigen Stellen und Winkelchen sich angehäuft, wo noch der Myrthenstrauch kümmert, der goldene Ginster blüht oder kurzer harter Rasen sich in kleine Oasen zusammendrängt.

Schaut man hier nach Süden und Südwesten in die Runde des Berges, so gewahrt man mit Staunen, wie sich des Herrschers Gefolge in zahlreichen Kraterhügeln um seinen Thron fügt. Sie alle haben einst gedient,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Land da drunten zu bauen und weit in's Meer es zu schieben, oder die Meerstraße zu verengern. Der König donnerte von oben und seine Diener liefen als Feuerflammen in die Ebene hinab. Man zählt von hier aus mehr als fünfzig solcher Nebenkrater.

Bei achttausendfünfhundert Fuß endlich bleibt die Pflanzenwelt zurück und die Schneeregion beginnt, die aber im Sommer fast ganz zusammenschmilzt oder sich auf die schattigen Schluchten beschränkt. Hier steht bei einer

IMMERGRUENE EICHEN BEI SCIACCA.

Höhe von achttausendneunhundert Fuß der Torre del Filosofo und die Casa Inglese bei ungefähr neuntausendzweihundert Fuß, das höchstgelegene Gebäude der Insel. Seitwärts nach Osten ab stürzt das ungeheure gräßliche Kesselthal, das mit allen Schauern einer ausgestorbenen Einsamkeit und vulcanischen Schrecken erfüllte Val di Bove, das wohl eine Meile im Durchmesser hält. Mit düstrem Bangen verliert sich der Blick des Menschen in seine Tiefe, und heult der Wind aus ihm herauf, so meint man das wilde Stöhnen hinabgeschmetterter Titanen zu vernehmen.

Tröstlich aber und über alles Menschenwerk erhaben ist das, was der Blick da drunten im hellsten Sonnenglanze schaut, oder was sich in weiter Ferne als zarte Gebirgslinie noch aus dem Nebel des Horizontes hebt. Wie ein kostbarer Edelstein liegt die herrliche Trinacria ausgebreitet, gefaßt von den blauen Wogen des Mittelmeeres,

deren silberne Schäume sich über die schwarzen Ränder ergießen. Wie von Vulcans mächtigen Händen als Morgengabe für die geliebte Venus, ein Lust-, ein Rosengarten, scheint das Land aus dem Meeresgrunde gehoben und ganz nur eine Schöpfung des Berges zu sein, der jetzt als stolze Hochwacht über ihm thront. Wohin man schaue: Strophe an Strophe reihen sich die Städte, die Dörfer, die dunkeln Thäler und blauen oder silberleuchtenden Berge, die Meerestheile, der herniedersteigende Himmel zu einem schwungvollen Gedicht zusammen. Dort im Norden die zackigen peloritanischen Berge mit dem heiteren Messina, davor dessen Meerenge, die wie ein kräftiger Strom zwischen zwei Meeren sich wälzt! Drüben das trotzige Bergland Calabriens, mit schwarzen Wäldern bedeckt, von schwarzen Schluchten durchzogen. Nach Westen streicht in sanften Höhenzügen das einst honigreiche Hyblagebirge. Nach Osten, nach Süden — da unten, schroff ins Meer abfallend, die Lavaküste, der tiefgeschnittene Busen von Augusta, die sehnsuchtweckende Bucht von Syracusa; davor die blauen Seen von Lentini — Gartenland, felsige Berge dahinter, waldige Thäler, von weißleuchtenden Menschenstraßen durchschnitten, von hundert Ortschaften belebt. Und weiter träumt das Auge nach der schönen Maltagruppe hinüber, an die Küste Afrika's, und die Seele verliert sich in seligen Vorzeitsträumen, schweifend über das jonische Meer nach den hellenischen Küsten — — —

Es donnert der Berg zum Sitze der Götter empor, denen dieß ganze Land einst heilig war. Eine dichte Rauchwolke steigt in den sonnenklaren Aether hinein, und unser Freudengebet ist ein willkommenes Opfer.

Selig, o dreimal selig, wem es bescheert ward, mit Augen zu schauen das herrliche Land im Glanze der Sonne und glücklicher Sterne. Das Höchste, es ward ihm als göttliche Gabe, die Seele geläutert und reich an Erinnerung, die selbst noch im Unglück mit Rosen ihn kränzt, so kehrt er zurück zur nordischen Heimath, so läßt er die Bilder, an denen die Seele sich jauchzend einst labte, gern immer und immer sich neuersteh'n! —

Addio! Addio, bella Italia! Zum letztenmale hat die Nachtigall auf deinen Fluren uns gesungen, die letzte brennende Rose haben wir von deinen Hecken gepflückt. Ein bescheidener Frühling erwartet uns, aber es ist der Frühling der geliebten Heimath, und uns tröstet des Dichters Wort:

Nicht an Mittelmeeres Borden
Hat der Lenz allein sein Fest;
Nachtigall im stillen Norden
Baut sich gern ihr Frühlingsnest.

Und die Strahlen all, die lauen,
Eingesogen am Vesuv,
Im Gesang hier aufzuthauen,
Nachtigall, ist dein Beruf.

Dankend legen wir den treuen Wanderstab am Altare vor unsres nordischen Hauses Laren nieder. Der Maler schließt sein Skizzenbuch und packt die fleißigen Stifte ein. Was wir erschaut, was wir als dauernde Blumen auf hesperischen Gefilden gepflückt, hier liegt es, zum Strauße gebunden:

„Italien

Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf